UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ
3 2106 01993 6118

LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
SANTA CRUZ

Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

BAND 5

Oktober 1912–März 1913

Drittes Jahr
Heft 1–10

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT
A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969

Printed in Germany

AP
30
B71
1912/13

Der Brenner

Halbmonatsschrift

herausgegeben von Ludwig von Ficker

*

Fünfter Band
(Oktober 1912 bis März 1913)

Brenner-Verlag / Innsbruck

Inhalt des fünften Bandes:

Betrachtendes

Franz Baumgartner: Vom Wort und den Symbolen . . . VIII, 325
Ulrik Brendel: Paul Scheerbart . . . . . VI, 233
Hermann Broch: Philiſtroſität, Realismus, Idealismus der Kunſt IX, 399
Carl Dallago: Otto Weininger und ſein Werk . . . I, 1, II, 49, III, 93
„ „ Politik . . . . . IV, 172
„ „ Kleine Sämereien . . . . . V, 225, VI, 271, IX, 418
„ „ Die Verlorenheit der Größe . . . . . VIII, 362
„ „ Gegenüberſtellung . . . . . X, 442
„ „ Meine Einſamkeit redet . . . . . X, 450
Karl Borromäus Heinrich: Chriſtentum und Sexualität . . VII, 281
„ „ „ Karl Kraus als Erzieher . . . IX, 373
Heinrich Marno: Betrachtungen über Strindberg . . . . . VIII, 352
Hugo Neugebauer: Einblicke . . . . . III, 129
„ „ Zur Würdigung Theodor Däublers . . . V, 198
Johannes Schlaf: Theodor Däubler . . . . . III, 120
L. E. Teſar: Ein Traum . . . . . II, 87
„ „ „ Die Familie und der Mann . . . . . IV, 152
„ „ „ Geſellſchaftliche Mönche . . . . . V, 189
„ „ „ Über Eſſays von Karl Hauer . . . . . VII, 306
„ „ „ Gut und Böſe . . . . . X, 421
Edgar Zilſel: Mozart und die Zeit . . . . . VI, 268

Erzählendes

Peter Fellner: Knabe im Sommer . . . . . X, 426
Bernhard Jülg: Die Karfreitagpredigt . . . . . VI, 250
Hermann Koch: Markus Durr . . . . . IV, 163
Deſider Kosztolányi: Das häßliche Mädchen . . . . . I, 21
„ „ Im Herbſt . . . . . V, 206
„ „ Der Unbekannte . . . . . IX, 390
Karl Linke: Der Taube . . . . . X, 432
Hugo Neugebauer: Das Leuchten des Todes . . . . . VII, 299
Otto Pick: Der Poſten . . . . . VII, 292
Hermann Wagner: Heddy . . . . . VI, 255
„ „ Liebesſpiel . . . . . VIII, 344
Richard Weiß: Die Brüder . . . . . III, 112
Robert Zellermayer: Die Schildkröte . . . . . V, 219
Otto Zoff: Iſebel . . . . . II, 63
„ „ Das Mirakel des Blutes . . . . . IV, 157

Gedichte

Viktor Bitterlich: An Theodor Däubler . . . . . V, 205
Carl Dallago: Sinkender Abend . . . . . III, 128
„ „ Fort. In Fülle . . . . . V, 197
„ „ Sonnenuntergang am Gardasee . . . . . VIII, 366
„ „ Leuchtende Heimkehr . . . . . IX, 416
Theodor Däubler: Dichtungen aus dem „Nordlicht" . . . . IV, 141
„ „ Goldene Sonette . . . . . VIII, 343
„ „ Flügellahmer Versuch . . . . . IX, 397
Ludwig von Ficker: Müder Wanderer . . . . . III, 127
Paul Hatvani: Egger-Lienz . . . . . II, 90
„ „ Sterben . . . . . VI, 267
Alfred Henschke: Aspasia . . . . . III, 119
Guido Höld: Das Nachten . . . . . V, 224
Fritz Lampl: Jesus der Auferstandene . . . . . IV, 169
„ „ Herbstidylle . . . . . VI, 252
„ „ Stimmen aus der Nacht . . . . . VII, 305
Robert Müller: An die Jüdin . . . . . II, 84
Hugo Neugebauer: Das Werdelied . . . . . I, 20
„ „ Herbst . . . . . II, 61
„ „ Der Befreier . . . . . III, 111
„ „ Mütter . . . . . VI, 254
„ „ Selbstmord . . . . . VII, 304
„ „ Schwellenlieder . . . . . VIII, 350
„ „ An Max von Esterle. Den Freunden . . IX, 398
„ „ Tod und Liebe . . . . . X, 499
Josef Georg Oberkofler: Biblische Gedichte . . . . . X, 440
Hermann von Pfaundler: Das Seitental . . . . . III, 136
Isidor Quartner: Abend . . . . . VIII, 362
Franz Staude: Anbruch der Nacht . . . . . VII, 298
L. E. Tesar: Nacht . . . . . VII, 316
Georg Trakl: Psalm . . . . . I, 18
„ „ Verwandlung, Dämmerung, Trübsinn . . . . II, 62
„ „ Verklärter Herbst. In den Nachmittag geflüstert. Menschheit . . . . . III, 110
„ „ Abendmuse . . . . . IV, 170
„ „ Frühlingsabend im Herbst. Zu abend mein Herz V, 217
„ „ De profundis . . . . . VI, 248
„ „ Die junge Magd . . . . . VII, 289
„ „ An meine Schwester . . . . . VIII, 361
„ „ Helian . . . . . IX, 386

Georg Trakl: Nähe des Todes. Abendlied . . . . . IX, 425
Arthur von Wallpach: Gries . . . . . I, 30
Richard Weiß: Vergangener Zug . . . . . I, 17
„ „ Stein. Der gelbe Stein . . . . . VI, 249
Otto Zoff: Hymnus . . . . . V, 218

Gelegentliches

Alfred Bach: Welt der Aufklärung . . . . . II, 90
Benedikt: Innsbrucker Kunstschau . . . . . I, 45, III, 136
Ulrik Brendel: Ein Traum und seine Deutung . . . . . VII, 318
Carl Dallago: Egger-Lienz und die Kritik . . . . . I, 32
Ludwig von Ficker: Franz Kranewitter . . . . . VI, 274
„ „ „ Richtigstellung . . . . . IX, 419
Bruno Frank, Carl Dallago, Ludwig von Ficker: Nochmals „Politik" . . . . . V, 228
Karl Borromäus Heinrich: Briefe aus der Abgeschiedenheit (I. Tempo, Zeit und Stellungslosigkeit. Furcht vor dem Tode und Wert des Lebens) . . . . . X, 460
Hans Janowitz: Ein tschechisches Novellenbuch . . . . . VIII, 368

Karikaturen

Max von Esterle; H. J. Weber-Tyrol . . . . . I, 31
„ „ „ Georg Trakl . . . . . II, 89
„ „ „ Prof. Josef Blaas . . . . . III, 135
„ „ „ Andreas Einberger . . . . . IV, 171
„ „ „ Theodor Däubler . . . . . V, 227
„ „ „ Franz Kranewitter . . . . . VI, 275
„ „ „ Rudolf Nißl . . . . . VII, 317
„ „ „ Friedensdenkmal für die Valsugana . . . VIII, 367
„ „ „ Prof. Stefan Bernheimer . . . . . IX, 417
„ „ „ Ludwig von Hörmann . . . . . X, 459

III. Jahr Heft 1

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Otto Weininger und sein Werk / Richard Weiß: Vergangener Zug / Georg Trakl: Psalm / Hugo Neugebauer: Das Werdelied / Desider Kosztolányi: Das häßliche Mädchen / Arthur von Wallpach: Gries / Carl Dallago: Egger-Lienz und die Kritik / Benedikt: Innsbr. Kunstschau 17 / Karikaturenfolge 49: Max von Esterle: Maler H. J. Weber-Tyrol.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. Oktober 1912 Heft 1

Otto Weininger und sein Werk/ von Carl Dallago

I.

Ich kannte nur Weniges über ihn und von ihm den Aufsatz „Sucher und Priester". Nun erhielt ich „Geschlecht und Charakter" und „Über die letzten Dinge". Dieses sein letztes Werk nahm ich fleißig durch; aus jenem kam für mich eigentlich nur der Hauptteil in Betracht, und so las ich besonders eifrig die Kapitel, die sich auf das Weib beziehen. Die sommerlichen Wälder, der Geruch von Heu und reifen Aeckern jedoch lenkten meine Aufmerksamkeit oft so sehr ab, daß mir meine Lektüre zuweilen wie problematisch wurde. Es war auch manches meinen Sinnen und Gefühlen allzu Widerstrebendes da, als daß ich überall mitgehen konnte. Soviel aber mußte ich mir, dem Gehörten nach, bald eingestehen: Hier ging die geistige Rechtschaffenheit eines bedeutenden Menschen um.

Solche Rechtschaffenheit verleiht einem Werke Leben und Dauer. Was auch immer gesagt wird, als geistig Erlebtes wahrt es sich sein Dasein. Meine Kritik wird sich daher auch weniger an das Werk als an den Schöpfer halten müssen, den zu beurteilen mir freilich wieder sein Gesagtes helfen muß.

Otto Weininger, 1880 in Wien geboren, war von Geburt Jude und trat (1902) zum Protestantismus über; 1903 machte er seinem Leben durch einen Schuß in die Brust

ein Ende: berichtet in einer Vorrede Moritz Rappaport. Dieſe Daten ſcheinen mir von größter Wichtigkeit; ſie melden von einem großſtädtiſchen Milieu, von der Abſtammung, von einem frühen Ende; ſie geben dem Menſchen Weininger ſein Bedingtes, ſie legen auch in ſein Geſagtes dieſe Bedingtheit. Denn — ſo folgere ich — der Redlichkeit dieſes philoſophiſchen Geiſtes lagen gewiß eigenſte Erfahrungen und Einſichten zugrunde, darauf er weiter baute.

Das Eigen-Erlebte als Ausgangspunkt, als Anregendes, als Führendes: es beſtimmt die Richtung der Folgerungen. Bei einem Philoſophen, in deſſen geiſtiger Produktion das Erlebnis ganz zurückgedrängt wird und die Folgerungen als Unterſuchungen allen Platz ausfüllen, iſt dies von immenſer Tragweite. Angenommen: es ſtünde am Ausgangspunkte eines ſolchen Schaffens ein böſes Erlebnis, das tief genug wäre, den Schaffenden nie mehr frei zu geben, dann müßte deſſen ganze Produktion davon beeinflußt ſein. Derartiges könnte an der Wiege von „Geſchlecht und Charakter“ geſtanden ſein, um jene ſcharfe Entſchiedenheit in der Ablehnung des Weibes hervorzubringen, wie ſie dieſes Werk aufweiſt. Damit ſei noch nichts gegen die Bedeutung des Werkes ausgeſagt. Ich lege dagegen nur Dinge in die Wagſchale, von meinem Empfinden diktiert; ſie gehen beſonders gegen eine „Negation der Weiblichkeit“ überhaupt und ſollen verſuchen, das Gewicht des Weibes, ohne Mängel zu entfernen, zu heben.

*

Im Sinne Weiningers iſt der Inbegriff aller Mängel das Nichts: es iſt das Böſe, mit dem ihm das Weib ſo reichlich bedacht erſcheint. „Erſt indem der Mann ſeine eigene Sexualität bejaht, ... ſich ſo vom ewigen Leben ab-, dem niederen zukehrt, erhält das Weib Exiſtenz. *Nur indem das Etwas zum Nichts kommt, kann das Nichts zum Etwas kommen*“. Hier liegt ein großer

philoſophiſcher Schachzug gegen das Weib vor. Ob er das Weib matt ſetzt? — „Der Geſchlecht gewordene Mann iſt das Fatum des Weibes ... Das Weib iſt in ſeiner Exiſtenz abhängig vom Manne ... Der Mann hat das Weib geſchaffen und ſchafft es immer neu, ſo lange er noch ſexuell iſt ... Indem er auf den Koitus nicht verzichtet, ruft er das Weib hervor. *Das Weib iſt die Schuld des Mannes.*“ Ueberall fühlt man den tiefen Ernſt und die erſtaunliche Logik heraus. Aber der Ausgangspunkt! Der Geiſt Weiningers ſcheint wie geſchürt von einer beinahe unheimlichen Macht, die unerbittlich bis zur Tilgung des Weibsbegriffes vordringen will, um eine „ſittliche Idee“ zur Löſung zu bringen, um die Menſchheitsfrage „ſittlich“ zu löſen. „*Verneinung, Ueberwindung* der Weiblichkeit, iſt das, worauf es ankommt.“ Darum „iſt das Menſchheitsproblem nicht lösbar für den Mann allein; er muß die Frau mitnehmen, auch wenn er nur *ſich* erlöſen wollte, er muß ſie zum *Verzicht* auf ihre unſittliche Abſicht auf ihn zu bewegen ſuchen ... Das bedeutet nun allerdings: das Weib muß *als ſolches untergehen*“. Und ſein Thema mit eiſerner Konſequenz zuende führend, meint er noch: Es handelt ſich um die Frauenfrage, „von der die Frauen *ſchweigen*, ewig ſchweigen *müſſen* ... *Dieſe* Frauenfrage iſt ſo alt wie das Geſchlecht ... Und die Antwort auf ſie: der Mann muß vom Geſchlechte *ſich* erlöſen, und ſo, nur ſo erlöſt *er* die Frau ... Freilich geht ſie, als Weib, ſo unter: aber nur, um aus der Aſche neu, verjüngt, als der *reine Menſch*, ſich emporzuheben ... Hiemit erſt, aus dem höchſten Geſichtspunkt des Frauen- als des Menſchheitsproblems, iſt die Forderung der Enthaltſamkeit für beide Geſchlechter gänzlich begründet.“ Und daß es Weininger mit dieſer Forderung in allen ihren Folgen Ernſt iſt, ſagt das Folgende: „Schon Auguſtinus hat, wenn er die Keuſchheit für alle Menſchen verlangte, den

Einwand vernehmen müssen, daß in solchem Falle die Menschheit von der Erde binnen kurzem verschwunden wäre. In dieser merkwürdigen Befürchtung, welcher der schrecklichste Gedanke der zu sein scheint, daß die Gattung aussterben könne, liegt nicht allein äußerster Unglaube an die individuelle Unsterblichkeit...: man beweist mit ihr zugleich seinen Kleinmut, seine Unfähigkeit außer der Herde zu leben. ... Die Verneinung der Sexualität tötet bloß den körperlichen Menschen, und ihn nur, um dem geistigen erst das volle Dasein zu geben."

Das Zitierte gibt Klarheit genug über Weiningers Auffassung von der Erdenexistenz des Menschen. Ich kann hier nicht mehr mitgehen, so sehr ich auch die psychologisch-philosophische Durchführung des Themas bewundern muß. Ich komme vielleicht zu sehr von dorther, wo Weiningers Idee hinaus will, so daß mir die Verneinung leichter fällt. Ich stand zu lange von Jugend auf im Banne einer Zweiteiligkeit von Diesseits und Jenseits, von Leib und Seele, als daß heute mein Erdendasein eine Art sittlich-geistiges Jenseits noch gefährden könnte. Fast fliegt mich Trauer an, zu sehen, wie ein philosophischer Kämpfer von solchem Ernst und solcher Tiefe zur Verneinung der Erdenexistenz des Menschen erziehen möchte, anstatt mitzuhelfen, diese Existenz ertragen zu lehren. Mit dem Geschlechte fallen Mensch und Menschheit: dem hilft die „sittliche Idee" nicht ab. Hier muß gelten: Alles oder nichts! Alles: es wäre die praktische Durchführung der Forderung. Und wie könnte dann das Geistige gewertet werden ohne den lebenden körperlichen Menschen? Das Alles, die Praxis, schiene mir daher undurchführbar. Es bedingt meine Ablehnung der Forderung. Mir gilt es auch für sittlich, etwas fallen zu lassen, was nur als Theorie seinen Sinn behielte.

*

Noch niemals ist es mir so schwer geworden, gegen eine Sache oder eine Person zu sprechen, wie gegen Otto Weininger und sein Werk. Je mehr ich in „Geschlecht und Charakter“ lese, umso reicher und tiefer scheint mir sein Gehalt. Ein Gegenstand so tiefgehender Untersuchung ist das Weib wohl noch nie gewesen, und schon darum wäre das Buch „die höchste Ehre, welche den Frauen je erwiesen worden ist“. Weininger meint zwar deshalb, weil er durchführt: daß „das Recht nur eines und das gleiche für Mann und Frau“ und diese „als Einzelwesen und nach der Idee der Freiheit zu beurteilen“ ist . . . „Das Weib konnte nicht hoch gewertet werden: aber die Weiber sind von aller Achtung nicht von vornherein auszuschließen“. Und seiner Idee gemäß sagt er weiter sehr schön: „. . . gegen das Weib ist nur ein sittliches Verhalten dem Manne möglich; nicht die Sexualität, nicht die Liebe . . . Die meisten Menschen geben theoretisch vor, das Weib zu achten, um praktisch die Weiber desto gründlicher zu verachten: hier wurde dieses Verhältnis umgekehrt“. Diese praktische Achtung des Weibes bleibt uns einer freilich schuldig, der mit 23 Jahren in den Tod geht. Es sagt hier zu wenig, wenn über ihn berichtet wird: „Er selbst war sehr erotisch und sinnlich, doch lebte er in der letzten Zeit vollkommen keusch.“ Es stellt sich nun erst recht die Frage ein: Ob er seine Forderung hätte erfüllen können, wenn er länger gelebt hätte? Ob er nicht gehen mußte, um durch seine Praxis seine Theorie nicht zu zerstören?

Hier strömen verschiedene Empfindungen auf mich ein, die etwas mehr Licht bringen möchten in die Motive seines Freitodes. Vielleicht war höhere Eitelkeit da, zum wenigsten ein Selbstbewußtsein, das sich nichts vergeben konnte. Das erbebte vielleicht bei dem Gedanken eines Schattens von Heuchelei, der ihn treffen könnte — ihn, den unerbittlichen Entblößer der Lebenslüge und Heuchelei am Weibe.

Hier fühle ich die Größe von „Geſchlecht und Charakter“: ſie zeigt ſich mir in ihren Hauptzügen in dieſem Aufſpüren. Aber wer ſolches zu tun begehrt, hat die Macht des Weibes kennen gelernt. Er erzittert vielleicht immer wieder vor dieſer Macht, er weiß ſich vor ihrer Gefahr zu wenig geſichert. Er bezweifelt ſein Beſtehen vor ihr an. Und dann: zuletzt träfe der Vorwurf der Heuchelei ihn ſelbſt! — Wer, rechtſchaffenen Geiſtes, ein Buch ſchreibt, das zu ſolcher Forderung anwächſt, dem mag das Erdendaſein zuweilen wie ein Gewicht werden, das er nimmer zu tragen weiß. Bücher ſind wie Kinder: ſie hängen ſich an einen und verlangen nach Beiſpielen. Und je anſtändiger ein Vater iſt, umſo mehr ſetzt er ſeine Forderung in Beiſpiel um. Und ſucht, wo die Forderung bereits geſtellt iſt, durch Beiſpiel zu bezeugen. Und bezeugt ſeine höchſte Anſtändigkeit, wenn er ſich als Beiſpiel tilgt, falls er, der Forderung nachzukommen, ſich nicht mehr imſtande fühlt. Es ergäbe vielleicht ein Bedenken mehr gegen Weiningers Buch.

Was mich zu „Geſchlecht und Charakter“ in Gegenſatz bringt, iſt die Grundabſicht des Buches, die den wirklichen Menſchen, Mann und Weib, einer ſittlichen Idee unterordnen, die dieſem Menſchen gleich einem wilden Stamme ein ſittliches Reis aufpfropfen will und ihn erſt ſo ſeiner höheren Beſtimmung zuzuführen glaubt. Ich halte es aber für verfehlt, einer Idee — und mag ſie noch ſo ſittlich ſcheinen — eine Wirklichkeit zu opfern. Das dürfte man nur dort tun, wo die Wirklichkeit völlig erſchloſſen wäre und ſich voller Mängel erwieſe. Nun iſt aber die Wirklichkeit als ſolche nirgends völlig erſchließbar, und demnach mögen ihre Mängel vielleicht nur von einem mangelhaften Erſchließen herrühren. Auch die Mängel an der Natur von Mann und Weib. Wenn Weininger aber ſo weit geht, zu folgern: „Die Abneigung gegen das männliche Weib hat der Mann in ſich zu überwinden;

denn sie ist nichts als gemeiner Egoismus" und konsequent weiter begehrt, daß das Weib Mann wird, weil „wenn das Weib männlich werden sollte" es auch „logisch und ethisch" würde, so empfinde ich das als gedachte Korrektur der Natur in der Schöpfung von Mann und Weib, dagegen sich alles in mir auflehnt.

Wo Menschen die Natur verbessern wollten, haben sie sie immer noch verdorben. Und ich glaube, daß alle verdorbene Natur von menschlichen „Verbesserungen" herrührt. Nun ist der Menschengeist ein erhabener Anteil der Menschennatur, es steht ihm manches Leitende zu, und er mag vor keinem Flug zurückschrecken. Aber wenn er erkennt: „Der tiefste Grund und Zweck des Universums ist das Gute; unter der sittlichen Idee steht die ganze Welt", muß er sich um so mehr hüten, Schöpfungen des Universums von Grund aus umgestalten zu wollen. Solche Schöpfungen sind auch Mann und Weib in ihrer ganzen Geschlechtlichkeit. Und dem Willen des Universums willig zu sein, wäre noch — da dieses das Gute will — das Sittlichste. Es bedürfte hier wohl einer Umlernung in der Auffassung von Sittlichkeit.

Man lege mir diese Mahnung nicht als Anmaßung aus. Ich fühle genug, wen ich vor mir habe. Mir ist jetzt daran gelegen, das Bedingte von „Geschlecht und Charakter" so hervorzukehren, wie es sich in meiner Vorstellung eingenistet hat. Es ergibt eine Wendung der Dinge, die mir das Buch erst recht wertvoll macht. Sein Gesagtes trifft mir nicht mehr den ursprünglichen Begriff Weib, es gilt dem Verfallstyp Weib, dem Begriff Weib von heute, wie ihn Zivilisation, Sitte, Gesellschaft gestaltet haben. In der Absicht Weiningers mag dies nicht gelegen sein, doch dies wird nebensächlich, wenn die Frauen, die ihm das Studienmaterial abgaben, jenem Verfallstyp angehörten. Vor allem (was das wichtigste ist), wenn das schürende Erlebnis, das ein so bedeutendes Werk auslöste und sicher da war (mag

es vielleicht auch in vielen kleinen Erlebnissen bestanden haben), aus jener Verfallssphäre des Weibes stammt. Ich habe dafür auch meine Anhaltspunkte.

In seinem letzten Werk hinterließ uns Weininger den Ausspruch: „Das Lachen der Kundry geht aufs Judentum. Die metaphysische Schuld des Juden ist *Lächeln über Gott*". Auch hier glaubt Weininger an ein Typisches des Judenvolks überhaupt, obwohl er weiß: „Man sagt, die Juden seien erst das geworden, was sie sind, und einmal ganz anders gewesen ... Wer der Entwicklung soviel zutraut, mag immerhin daran glauben". Auch ich glaube, ein Volk kann sich wandeln bis zur völligen Einbuße seines ursprünglichen Aussehens. Man denke nur an die Veränderungen von Jugend und Alter an demselben Menschen. Und erst an einem Volke, das, im Verlauf von Jahrtausenden, in alle Länder verstreut, völlig andere Lebensformen angenommen hat. Es ist nicht gleich, ob wir uns zum Ackerbau und Hirtenberuf ausbilden oder zum Kapitalismus; der Unterschied kann sich mit der Zeit unserem ganzen Wesen aufdrücken. Ein Volk kann so seine tieferen Fähigkeiten, ja sein ganzes Innere allmählich verlieren, so daß seine Art vor allem Rätselhaft-Großen völlig versagt. Es ergäbe wohl den Boden für ein „Lächeln über Gott". Aber ursprünglich lachten die Juden *nicht* über Gott. Ihrer Geschichte nach galt gerade ihnen der Gottesbegriff mehr als jedem anderen Volke. Weininger hat demnach hier nur den degenerierten jüdischen Typ vor Augen, den Verfallstyp des Juden. Aehnlich mag es ihm auch mit dem Weibe ergangen sein: sein Weibsstudium mag vielleicht jener Sphäre entstammen, wo man lächelte über Gott.

Es ist noch etwas da, das Weiningers Ausführungen über das Weib abschwächt. Weininger war sicher immer Sucher. Und durch die Raschheit seines geistigen Wachstums, das das Erleben eines ganzen Lebens in so wenige Lebens-

jahre drängte, bekamen vielleicht auch die Früchte dieses Wachstums überreizte Reife mit. (Man bedenke: ein ungefähr Zwanzigjähriger schreibt „Geschlecht und Charakter". Die abnorme Reife in diesem Alter, die abnorm kurze Zeit, innerhalb der sich diese Reife vollzog!) Auch sein Uebertritt zum Protestantismus ist wie ein Suchen, wie ein Notausgang zu Neuem, zu Anderem, davon seine suchende Seele vielleicht Linderung erhoffte. Vielleicht auch, daß seine Verehrung für Kant, Wagner und Ibsen ihm den Protestantismus, für den er das Weib ohne Verständnis fand, als etwas Empfehlenswertes darstellte, als eine Art männlichster Konfession. Aus dem gefestigten alten Judentum heraus schiene mir der Uebertritt zum Protestantismus unmöglich. Und schließlich ließe doch jede Konfession Religion zu, wenn auch diese niemals einer Konfession bedarf.

Weiningers Uebertritt ist tiefernst. Jedenfalls ist der Wille zur Ueberzeugung da, daß er den Schritt tun müsse. Er ist von neuchristlicher Gesinnung durchdrungen und bestrebt, alles Judentum in sich zu überwinden, das er von Christus „dem größten Menschen", völlig überwunden sieht. (Wie ist Weininger hier viel tiefer als H. St. Chamberlain, der die Geburt des Heilands in Palästina nur Zufall sein läßt.) Er muß die Kirchenväter gut studiert haben: der oftmalige Hinweis auf sie und Zitate bezeugen es. In der Auffassung des Weibes geht oft geradezu ihr Geist in ihm um. Er weiß auch derlei kirchenväterliche Aussprüche ausgezeichnet seinen kritischen Untersuchungen einzuordnen. Er zeigt den Eifer des überzeugten Konvertiten. So hat vielleicht manche kirchenchristliche Anschauung durch ihn ihre beste philosophische Begründung gefunden. Aber solcher Eifer bekommt trotz der ausgezeichneten Verstandesführung leicht zuviel Farbe. Er erlaubt, manches des allzu Scharfen im Buche diesem zuviel Farbegeben zuzuschreiben.

*

Das Vorgebrachte: Der Anſporn zum Werke, Studienmaterial und Eifer (im Sinne meiner Ausführungen), das überraſche Wachstum ſollten es zulaſſen, von einer Uebertreibung in „Geſchlecht und Charakter“ reden zu können. Wenn ich nun dieſe Uebertreibung in Abzug bringe, bleibt dem Buche noch immer ſoviel übrig, daß es ſich vielleicht als das tiefſte philoſophiſche Werk erweiſt, das je über das Weib geſchrieben wurde. Die im Werke enthaltene Lebensphiloſophie vermag ich freilich nicht zu teilen. Mir ſcheint es auch, daß Weininger nicht mit dem Wachſen des Werkes dazu gekommen iſt, ſondern daß ſeine „ſittliche Idee“ von ihm von vornherein mit dem Willen aufgenommen wurde, vom Weibe fortzuführen und es zu verneinen. Die Verneinung des Weibes iſt aber die Verneinung des Erdendaſeins des Menſchen. Die Rechtſchaffenheit Weiningers verheimlicht das auch nicht: „Daß die Menſchheit ewig beſtehe, das iſt gar kein Intereſſe der Vernunft . . . Das Ziel iſt ja gerade die Gottheit, und Aufhören der Menſchheit in der Gottheit.“

Es kann hier nicht meine Abſicht ſein, Weininger in allem zu widerlegen. Ich wüßte auch nicht, ob ich es könnte. Aber da wir letzten Endes den Grund und Zweck unſres Daſeins nie erkennen werden, ſchiene es mir ſittlicher, dieſes Daſein, da es uns einmal gegeben iſt, willig hinzunehmen, als es zu verneinen. Wer den Menſchen dem Daſein entziehen will, verneint auch das Erdendaſein als ſolches, verneint die Schöpfung. Darum nochmals: die höhere Aufgabe des Philoſophen wäre es, das Daſein leben zu lehren; entzogen wird es uns wieder von ſelbſt. Und es bedarf überhaupt nur das Erdendaſein der Philoſophie des Erdenmenſchen.

Wenn einmal niemand mehr kommen ſoll, wenn wir das beſtimmt wüßten: würden wir dann noch philoſophieren? Man ſtelle ſich den Fall vor: Unſere Generation *die letzte*! *Wir die letzten Menſchen*! Die ungeheure

Erregung, die sich einstellen würde, der Aufruhr der Gefühle, die ungeheure Trauer — vielleicht auch die ungeheure Lust aus Schmerz geboren. Der verwirrende Taumel, das Unfaßliche: nach uns niemand mehr! Der Ueberfluß der Erde zurückbleibend, und die Menschen wegsterbend aus diesem Ueberfluß. Nirgends mehr Jugend, nirgends mehr Nachwuchs! Alles aus seiner Bahn gebracht, weil nichts mehr nachkommt. Alles durcheinander und jammernd. Selbst der friedvoll-freudvolle Einsame aufgestört aus seiner Einsamkeit vom Gejammer der Vielen, die der Herde immer weniger vorfinden, der sie sich anschließen können. (Denn Einsamsein ist Entfernung von der Menge durch inneres Wachstum): So wären diese letzten Menschen die bedauernswertesten Geschöpfe, die je gelebt haben, falls sich ihr Wesen nicht vorher von Grund auf geändert hätte. Eine letzte unfruchtbare Generation wäre vielleicht das Fürchterlichste im Dasein, alles bisherige Daseinsleid weit überbietend. Es wäre wie ein Erliegen einem Fluche. Und man wäre wohl entfernter denn je von einem Aufhören in der Gottheit. Wie sich dann der Ausspruch anhören würde: „Alle Fécondité ist nur ekelhaft?“ — —

Damit habe ich freilich noch nichts widerlegt. Aber ich habe an einer Idee, die nur als philosophische Theorie existieren kann, die Schatten der Verwirklichung ein wenig aufgezeigt. Ich mit meiner Scheu vor der Trennung von Theorie und Praxis würde es nie wagen, ideelle Gebäude zu errichten, die die Menschennatur nicht bewohnen könnte. Ich verstehe, daß in einer Zeit der Uebervölkerung, wo die Massen auf den Einzelnen oft erdrückend wirken wie in den Großstädten, eine Abneigung vor Fruchtbarkeit eintreten mag, und daß diese Abneigung auf ein philosophisches System, das doch von den Zeitumtrieben beeinflußt wird, abfärben kann. Einer Philosophie der Tat zustrebend aber möchte ich auch alle ideellen Errungenschaften dem Erden-

daſein des Menſchen zugewendet und ſie in dieſem Sinne zur Tat gemacht ſehen, und mit einer Idee, der die höchſte Errungenſchaft das Aufhören dieſes Daſeins iſt, nicht weiter rechten.

Soviel doch ſei noch erwähnt, daß ich keine Worte Chriſti (des — auch nach Weininger — größten Menſchen) kenne, die ſich für ein Erſtreben des Aufhörens der Menſchheit deuten ließen. Auch für das Weib ergibt ſich aus ſeinen Gleichniſſen ſowohl wie aus ſeinem Verhalten zum Weibe eine andere Schätzung. Und wenn uns die Evangeliſten melden, wie ihn ein Weib aus dem Volke preiſt: „Selig der Leib, der dich getragen und die Brüſte, die du geſogen!“, ſo gilt dieſe Seligpreiſung auch ſeinem Herkommen aus dem Weibe — gilt der Weibsnatur. Und Jeſus ſagt darauf: „Ja“! Es mahnt mich das Gehörte, daß das Weib doch immer das Gefäß iſt, aus dem die Welt ihre Großen empfängt, ſelbſt einen „Heiland der Welt“, und daß ſo ein Weib *nicht* männlich, daß es empfängnis- und gebärungstüchtig: daß es *Weib* ſein muß.

*

Daß Weiningers ſittliche Idee das Buch auslöſte, wird mir immer mehr zur Gewißheit. Es drängt zur Unterſuchung des Urſprungs dieſer Idee, zur Lichtung des Milieus ihres Urſprungs. Das Studium des Weibes an Verfallstypen des Weibes hat vielleicht zur Folge ein Eingenommenwerden gegen die Luſt, das ſich bis zum Ekel ſteigern könnte. Dafür ſpräche, daß dem Ekel vor der Fruchtbarkeit, wie er im Buche ausgeſprochen iſt, vielfach Ekel vor der Luſt, vor dem Geſchlechtsakt zugrunde liegt. Ihm folgt wiederum ein Verwerfen des Weibes, als der Anwärterin der Luſt.

Das Weib jedoch iſt paſſiv. Auch Weininger erkennt, daß erſt das Sexuelle am Manne das Weib ſchafft. Und es liegt ſicher in der Weibsnatur, daß ihr Verlangen nach Geſchlechtsgenuß von ihrer männlichen Umgebung abhängig

ist. Die Lust des Mannes ist demnach (beim natürlichen Stand der Dinge) wohl das Führende. Diese Folgerung läßt das Buch völlig außer Acht; ja es vertritt die Anschauung: „Die Frau will den Mann sexuell, weil sie nur durch seine Sexualität Existenz gewinnt". Das „will" am Weibe ist hier doppelt bedenklich, da das Buch dem Weibe keinen freien Willen zuerkennt.

Doch weit entfernt den Stand der Dinge als anders auszugeben, sehe ich es nur als Verfall an, daß es so ist: Verfall am Weibe, bewirkt durch den Verfall der Lust. Nicht bewirkt von der Natur, wo die Lust nicht mehr Lust ist, sondern von der Lust, die nicht mehr Natur und deshalb eben immer da ist, sobald sich hiefür nur Zeit und Gelegenheit findet. Es ist der Verfall der Geschlechtsliebe am Menschen, der Verfall der Brunst. Das Weib, als das passive Element, das seiner Natur nach leichter erregbar sein muß, um fremdem Geschlechtswillen sich leichter zu fügen, von der von außen her gezüchteten Geilheit des Mannes ganz durchsetzt und zugleich unter eine Ordnung der Dinge gestellt, die ihm oft den Beischlaf zur Pflicht macht. Dies völlig unberücksichtigt zu lassen, scheint mir ein Grundirrtum des Buches.

Es ist nur natürlich daß in der Folge, wie es das Buch kundtut, aller Glaube an das Weib immer mehr abhanden kommen muß. So versteigt sich Weininger zu den bedenklichsten Aussprüchen. Sein größtes Fehlgehen scheint mir seine Anschauung über die Liebe: „...es gibt nur ‚platonische' Liebe. Denn was sonst noch Liebe genannt wird, gehört in das Reich der Säue. Es gibt nur eine Liebe: es ist die Liebe zur Beatrice, die Anbetung der Madonna. Für den Koitus ist ja die babylonische Hure da". Es wurde sein Verhängnis. Denn dieser Dualismus ist wie ein Todesurteil für seinen Träger, und zwar umsomehr, je mehr dieser Mensch ist. Es ist auch sicher eine zeit-

liche Uebersättigung durch das Weib, die immer eine Begleiterscheinung des Verfalls ist, was das platonische Liebesideal auslöste. Im Entstehen mag jede Liebe platonisch sein; und wenn sie es bleibt, erfährt sie wohl größte Sicherung für ihre Dauer, weil eben ihr Höhepunkt nicht erreicht wird. Das Motiv stünde sittlich nicht hoch, jedenfalls nicht hoch genug, den Menschen von körperlicher Vereinigung dauernd abzuhalten. Doch gibt es sicher Fälle, wo der Liebende die körperliche Vereinigung ganz außer Betracht stellt. So der Fall: Dantes Liebe zu Beatrice. Es handelt sich hier aber nicht um Liebende, sondern um den Seelenzustand in einem großen Menschen, um seine Idee von etwas Reinem, Unberührtem, die ihm ein Mädchen verkörpern mußte. Beatrice wußte wohl nie davon. Doch möchte ich glauben, daß die unsichtbaren Fäden einer solchen Liebe die Geliebte soweit behüteten, um die Möglichkeit auszuschließen, daß sie „später eine Xantippe oder Fettgans geworden ist."

Man versuche Weiningers unglücklichen Ausspruch über die Liebe in die Lebensführung zu übertragen! Er würde einem umsoweniger Befriedigung bringen, je wahrhafter man veranlagt wäre. In gewissem Sinne also: je sittlicher, je höher man stünde. Und auch hier wieder jene unverantwortlichen Folgen, da die babylonische Hure doch nicht fruchtbar ist.

Wenn bedeutende Menschen sich mit Dirnenliebe begnügen, so ist es nicht, weil sie jenen Dualismus pflegen, sondern weil sie für das Weib überhaupt weniger übrig haben, da sie von ihrer Begabung wie von einer Weiblichkeit in Anspruch genommen sind. Wer mit Kunst oder Philosophie, oder auch nur mit Wissenschaft (im höchsten Sinne) ein intimes Verhältnis hat, steht dem körperlichen Weibe weniger anfordernd gegenüber. Der tiefere Mensch schämt sich auch einen Beischlaf anzunehmen, den er erst der Mahnung an Pflicht zu danken hätte oder seinem Besitz oder

ſeiner „Berühmtheit“. Da er Menſchenkenner genug iſt, weiß er auch, wie allzugern das Weib den Mann nach dem Stofflichen wertet. Wenn nun ſo ein Menſch ſich ſtofflich wenig bevorzugt weiß, kann er ſich dahin beſcheiden, daß er die Dirne, deren Beruf es iſt, für jeden dazuſein, ſich gleichſam zum Weibe erkürt. Und ihr innerlich noch dankbar wird und die Kraft aufbringt, die ihrem ganzen Stand einen höheren Rang verleiht. Es wäre wahrhafte Größe, und der ſie zeigt, müßte ein ſeltenſter Menſch ſein.

Nach dieſer Abſchwenkung komme ich wieder darauf zurück, daß in der Liebe der Dualismus nicht das Höhere, nicht das Sittliche ſein kann. Liebe und Geſchlechtsliebe gehören zuſammen. Je mehr dieſe von jener durchdrungen iſt, umſo ſittlich höher ſteht der Koitus. Nach dieſer Richtung fände ſich auch ſein Aeſthetiſches. Und ſo halte ich es für das einzige ſittliche Wachstum, daß wir wieder aus der Pflicht und äußeren Ordnung heraus zur Liebe kommen! Mit der Liebe wird die Luſt wähleriſch, ja exkluſiv: ſie ſchließt aus, ſie iſt nicht mehr Luſt, wo ſie nicht liebt.

*

Die Askeſe findet auch Weininger verwerflich: „Die Askeſe, welche die Luſt für das Unſittliche an ſich erklärt, iſt ſelbſt unſittlich ... Der Menſch darf die Luſt anſtreben, ... nur darf er dem nie ein ſittliches Gebot opfern ... An ſich aber iſt Luſt weder ſittlich noch unſittlich. *Nur wenn der Trieb zur Luſt den Willen zum Wert beſiegt*, dann iſt der Menſch gefallen. Der Koitus iſt darum unmoraliſch, weil es keinen Mann gibt, der das Weib in ſolchem Augenblicke nicht als Mittel zum Zweck gebrauchte. ... Im Koitus vergißt der Mann ſich ſelbſt ob der Luſt, und er vergißt das Weib, dieſes hat für ihn keine phyſiſche, ſondern nur eine körperliche Exiſtenz mehr. Er will von ihr entweder ein Kind oder die Befriedigung der eigenen

Wollust ... Nur aus diesem, und aus keinem anderen Grunde, ist der Koitus unmoralisch."

Dagegen ließe sich sagen: In der Liebe ist der Koitus Selbstzweck. Er ist gleichsam die intimste körperliche Betätigung der Liebe ohne Zweck, ohne Ziel. „Vergißt der Mann sich selbst ob der Lust" — verliert er sich, ist er nicht mehr imstande, ein Objekt als Mittel zum Zwecke zu benützen, auch in der Absicht nicht. So werden Kind und Befriedigung der Lust zu Folgeerscheinungen der Liebe (die vielleicht trauert, daß die Lust so schnell befriedigt ist). Der Koitus ist darum *nicht* unmoralisch. (Auch Weiningers späterer Ausspruch: „Höchste Moral: Sei!", der mir sagt: Scheine nicht, sei! oder: sei nicht nichts, sei du! und der mich so sehr an Nietzsches Moralauffassung mahnt, spräche nicht mehr gegen den Koitus.)

Und die Lust ist wie die Seele dem Menschen auf Erden mitgegeben. Lust ist das Selbstsüchtigste und zugleich das Selbstloseste. Lust ist Natur. Der Egoismus in aller Natur ist immer auch ungeheuer altruistisch; er ist sittlich, auch die Lust ist sittlich.

Weininger erkennt: Freude ist psychisch, Lust ist physisch. Er erkennt später noch: „Jede Krankheit hat psychische Ursachen". Er ist überhaupt geneigt, dem Psychischen im Leben alles Wirken einzuräumen. Warum erkennt er die psychischen Ursachen am Koitus nicht, der keine Krankheit ist? — Und sagt immer Koitus anstatt *Hingabe*, was sofort die ganze Weibsnatur in ein anderes Licht rücken würde. Es ist wie ein Unrecht gegen das Weib. Lust ist die Körper gewordene Freude, der Beischlaf nur die Körper gewordene Hingabe, die ein Seelisches ist. Und ein Hingabebedürfnis am Weibe ist nie etwas Verunzierendes. Es ist hier bei Weininger etwas wie ein böser, jedenfalls ein unglücklicher Wille tätig. So kommt er (in einer Randbemerkung) zur unmöglichen Behauptung: „... einen wahrhaft bedeuten-

den Menſchen, der im Koitus mehr ſähe als einen tieriſchen, ſchweiniſchen, ekelhaften Akt, oder gar in ihm das tiefſte, heiligſte Myſterium vergötterte, wird es, kann es niemals geben". Und Shakeſpeare, Goethe, Richard Wagner (ſein „größter Menſch ſeit Chriſtus"), der ein halbes Leben lang in Text und Muſik der Geſchlechtsliebe das Wort redete und erſt im Alter umlernte? Und Walt Whitman, tiefer und gütiger als ſie alle? — Es ſcheint hier wirklich nur der Ekel an der Luſt Wort geworden.

(Fortſetzung folgt)

Vergangener Zug / von Richard Weiß

In gleichem Abſtand kamen ſie aus Ewigkeit
Und hetzten ewig zu des einen Punktes Schein, die Schienen.
Sternkerker rundete ſich über ihnen.
In gleichem Abſtand kamen ſie aus Ewigkeit.

Helles Coupé. Rauchige Decke ſchloß ſich über zwein.
Und durch die Fenſter ſchwarz die Landſchaft ſtürzte.
Kuß wuchs im Feld. Die Hände beugten
Sich über Täler, draus die Ströme äugten.
Haar weht' vom Berg und drin ein Vögelſchrein.

Hell über Viadukte ſauſte der Zug.
Die eine Sprache war ihr nicht genug.
Sie mußt' es italieniſch ſtammeln.
T' amo fin' a desperazione,
Ich liebe dich bis zur Verzweiflung.
Noch immer wohne
Ich im Gehäuſe dieſes Klangs.
Deines Gangs
Bis zur Verzweiflung ich Wegweiſer.

Pſalm / von Georg Trakl

Karl Kraus zugeeignet

Es iſt ein Licht, das der Wind ausgelöſcht hat.
Es iſt ein Heidekrug, den am Nachmittag ein Betrunkener verläßt.
Es iſt ein Weinberg, verbrannt und ſchwarz mit Löchern voll Spinnen.
Es iſt ein Raum, den ſie mit Milch getüncht haben.
Der Wahnſinnige iſt geſtorben. Es iſt eine Inſel der Südſee,
Den Sonnengott zu empfangen. Man rührt die Trommeln.
Die Männer führen kriegeriſche Tänze auf.
Die Frauen wiegen die Hüften in Schlinggewächſen und Feuerblumen,
Wenn das Meer ſingt. O unſer verlorenes Paradies.

*

Die Nymphen haben die goldenen Wälder verlaſſen.
Man begräbt den Fremden. Dann hebt ein Flimmerregen an.
Der Sohn des Pan erſcheint in Geſtalt eines Erdarbeiters,
Der den Mittag am glühenden Aſphalt verſchläft.
Es ſind kleine Mädchen in einem Hof in Kleidchen voll herzzerreißender Armut!
Es ſind Zimmer erfüllt von Akkorden und Sonaten.
Es ſind Schatten, die ſich vor einem erblindeten Spiegel umarmen.
An den Fenſtern des Spitals wärmen ſich Geneſende.
Ein weißer Dampfer am Kanal trägt blutige Seuchen herauf.

*

Die fremde Schweſter erſcheint wieder in Jemands böſen Träumen.
Ruhend im Haſelgebüſch ſpielt ſie mit ſeinen Sternen.
Der Student, vielleicht ein Doppelgänger, ſchaut ihr lange vom Fenſter nach.

Hinter ihm ſteht ſein toter Bruder, oder er geht die alte Wendeltreppe herab.
Im Dunkel brauner Kaſtanien verblaßt die Geſtalt des jungen Novizen.
Der Garten iſt im Abend. Im Kreuzgang flattern die Fledermäuſe umher.
Die Kinder des Hausmeiſters hören zu ſpielen auf und ſuchen das Gold des Himmels.
Endakkorde eines Quartetts. Die kleine Blinde läuft zitternd durch die Allee,
Und ſpäter taſtet ihr Schatten an kalten Mauern hin, umgeben von Märchen und heiligen Legenden.

*

Es iſt ein leeres Boot, das am Abend den ſchwarzen Kanal heruntertreibt.
In der Finſternis des alten Aſyls verfallen menſchliche Ruinen.
Die toten Waiſen liegen an der Gartenmauer.
Aus grauen Zimmern treten Engel mit kotgefleckten Flügeln.
Würmer tropfen von ihren vergilbten Lidern.
Der Platz vor der Kirche iſt finſter und ſchweigſam, wie in den Tagen der Kindheit.
Auf ſilbernen Sohlen gleiten frühere Leben vorbei
Und die Schatten der Verdammten ſteigen zu den ſeufzenden Waſſern nieder.
In ſeinem Grab ſpielt der weiße Magier mit ſeinen Schlangen.

*

Schweigſam über der Schädelſtätte öffnen ſich Gottes goldene Augen.

Das Werdelied/von Hugo Neugebauer

Wenn der Tod, was dich umringt,
mit des Wachſens Kraft zerbricht,
heller ſtrahlt des Lebens Licht,
das dem Wurzelquell entſpringt,

freier ſchweift die frohe Schau,
wenn die alte dir zerfällt,
durch der urverjüngten Welt
ſtolzer aufgewölbten Bau,

bis auch dieſe dir verſinkt,
wenn verlebt die Form zerbirſt
und du göttlicher noch wirſt,
mächtiger ins All beſchwingt.

Ebbt vom Haupte dir das Blut
zu des Herzens ſtillem Grund —
Blut und Atem läuft im Rund:
harre! bald erſchwillt die Flut.

Wenn dich Tod zur Wurzel rafft,
wirſt zu friſcher Tat du ſtark,
höher treibt dich durch das Mark,
Wipfel näher Wachſens Kraft:

zwiſchen Haupt und Herzen ſteigt
auf und ab des Werdens Geiſt,
der den Stamm des Alls durchkreiſt,
wipfelnd brauſt und wurzelnd ſchweigt,

wipfelnd ſingt und wurzelnd lauſcht
ſeinem heimlichſten Geſang
von dem heil'gen Werdedrang,
der im Tode Leben tauſcht.

Das häßliche Mädchen / von Deſider Koſztolányi

(Autoriſierte Überſetzung von Stefan J. Klein.)

I

ella, das häßliche Mädchen, ſchrieb:

„..... Sonſt bin ich zumeiſt daheim. Allabendlich zünde ich im Klavierzimmer die Lampe an und ſpiele. Oft bis in die ſpäte Mitternacht. Mutter ſchläft gewöhnlich ſchon, wenn ich mich niederlege. Am Morgen ſtehe ich zumeiſt zeitlicher auf und wünſche im Garten meinen lieben kleinen Blümlein guten Morgen. Dann gehe ich in die Küche. So fließt mein Leben dahin . . .“

Sie hielt im Schreiben inne. Sie las den Brief von neuem. Es waren ſchon acht Seiten mit engen, runden Buchſtaben vollgeſchrieben. Und doch, als ob daraus etwas fehlte. Der unbekannte Verehrer war auch darauf neugierig, wie ihr Geſicht ausſieht, ihr Haar, ihre Augen, und verlangt ſogar ein Porträt. Bella blickte verwirrt vor ſich hin. Sie ſtützte ſich auf den Tiſch auf und begann wieder zu ſchreiben:

„.....Mein Haar iſt blond und man ſagt.....“

Sie konnte nicht fortſetzen. Welcher eigentümliche Wunſch, jemand ſollte ſich ſelbſt beſchreiben! Die Schönheit iſt ja ſchließlich eine Sache des Geſchmackes und ſie hatte noch niemals darüber nachgedacht, ob ſie ſchön war oder nicht. Es iſt dies auch nicht ſehr wichtig. Während vieler, vieler Jahre lernt man, der Spiegel ſei eine ekelhafte und böſe Blendung, in die zu blicken von Uebel iſt, beſonders bei vollem Licht, in ſchneeerleuchteter winterlicher Mittagszeit, oder am Frühlingsmorgen. Dieſe Erfahrung hatte ſich in Bella zur Gewohnheit und Lebensphiloſophie verfeinert. Und dann hatte ſie auch manchmal eine ganz eigenartige Empfindung erfüllt. Uehnlich dem Schwindel und der Ohnmacht. Sie begegnete auf

der Straße frechen und luſtigen jungen Leuten, die Arm in Arm am Aſphalt dahineilten und alle Mädchen und Frauen anlachten. Manchmal wurde auch ſie verfolgt. Doch, wenn die jungen Leute Bella zuvorkamen und ſie anblickten, gingen ſie plötzlich langſamer und ihr Uebermut ermattete, ſie erſchraken vor ihrem eigenen Lachen. Sie ſchauten das Mädchen beinahe mit Ehrfurcht an. Da hob Bella den Kopf in die Höhe und tat, als bemerke ſie die jungen Leute nicht. Und ging langſam weiter. In Geſellſchaft aber ſetzte ſie ſich womöglich auf ſchattenbedeckte Fauteuils, unter Palmen, neben Türen, ſprach nur, wenn man ſie fragte, und näherte ſich behutſam und mit vielem Feingefühl ſchweigſamen jungen Männern, die ihr jene Ruhe wiedergaben, welche ihr ſelbſt entſtrömte. Jetzt fragt man ſie, ob ſie ſchön iſt.

Und diesmal ſtellte ſie ſich dem Spiegel feindſelig gegenüber. Grauſam, trotzig, mit zum Kampfe erhobenem Kopf. Wie häßlich ſie war! Mein Gott! wie häßlich war dieſes glanzloſe Haar, das ſommerſproſſige Geſicht, die wäſſerigen Augen! Zornig, mit Wohlluſt ſchwelgte ſie in ihrer Häßlichkeit. Jetzt iſt ſie endlich allein, muß nicht ſchauſpielern, nicht ihre Schande verheimlichen. Sie ſtrich das Haar aus der Stirne und bewunderte haſtig ihren runden Kopf, dieſe arme häßliche Kugel, die ohne Haare noch abſtoßender erſchien. Wie komiſch ſie ſo ausſieht. Sie ſtrich über ihren Mund und quetſchte und quälte ihn, wie wir manchmal unſere ſchmerzende Wunde reizen, damit ſie noch mehr ſchmerze und noch häßlicher ſei, wenn ſie bisher häßlich war. Nur prickle und jucke ſie nicht heimtückiſch. Bella haßte ihren Mund wie eine ekelhafte Kröte. Sie war jetzt faſt glücklich.

Den Brief aber mußte ſie ſchreiben. Lieb und beſcheiden näherte ſich ihr ein junger Mann, der in einem ſiebenbürgiſchen Städtchen gerade ihre kleine Annonce unter den vielen hervorgeholt hatte. Und auf dem Tiſch dort lag auch

ſein Brief. Verſchnörkelte Züge, gewiſſenhafte Beamtenſchrift. Aber der Duft des Papieres war lieblich. Der Stil anſpruchslos und doch friſch. Bella hätte ſich unglücklich gefühlt, wenn die Bekanntſchaft ſo jäh abbrechen würde, und die Poſt ihr nie mehr, nie wieder, einen ſolchen Brief brächte.

Sie ſetzte ſich neuerlich zum Tiſch. Jetzt ſchrieb ſie ſchon gelaſſen und ſchnell. Beendete den Brief. Oeffnete den Schrank, nahm die Photographie ihrer jüngeren Schweſter heraus und ließ dieſe ſchnell ins Kuvert gleiten.

Die Photographie des toten kleinen Mädchens beſaß auch jetzt noch friſchen Glanz.

Bella bewunderte dieſes Porträt manchmal ſtundenlang. Es war ihm etwas Fernes und Nebelhaftes eigen. Ein Andenken, das die Schweſter zurückgelaſſen hatte; aber die Jahre und die Tränen hatten dieſes Angedenken verſchönert, das Geſicht war bleich, die Hände faſt zerbrechlich, die Haare ſchwer und traurig geworden. Dies war kein Bild mehr, ſondern eine Reliquie. Ein zartes und weißes Geſpenſt blickte zum Fenſter des Jenſeits hinaus. Wenn Bella den alten Schrank öffnete, betrachtete ſie mit Sehnſucht die Geſichtszüge, ihre Geſichtszüge, das Haar, ihr eigenes Haar, den Mund, ihren Mund, der ganz wie ihrer war und doch zärtlich, leiſe atmend und feucht, als hätte er aus einem Kriſtallbecher Bachwaſſer getrunken und, als er der Kühle und des Getränkes ſatt geworden war, ſich nochmals mit himmliſchem Sehnen an den Rand des Bechers zurückverlangt. Nur Photographien der Toten ſind ſo. Wer ſo blickt, ſtirbt bald. Und ſitzt hier auf dem Seſſel, ſich entſchuldigend und beſcheiden, die Gegenſtände kaum berührend, und der Blick iſt ſchon ein Scheiden, der Blick eines durchhuſchenden Gaſtes, der für ſeine filigranhaften Glieder fürchtet, für ſeine glaszarten Knochen, und der den Hierbleibenden zuwinkt, er gehe ſchon bald von hier, überlaſſe ihnen den Platz, fliege weg.

Dieſes Bild ſollte ſie wegſchicken?

Es gab kein Zögern mehr; der Brief war zugeklebt und der Brief war gelungen. Bella ſetzte den Hut auf und ging auf die Gaſſe.

Auf einen Augenblick durchſchauerte ſie der Gedanke mit allem ſeinen Schmutz, Ekel, Greuel. Dieſes Bild erregt nun Fieber im Blute eines fremden Mannes. In der Ferne wird es ein ſtarker Mund mit Küſſen bedecken. Und weiß nicht einmal, daß er eine Tote küßt. Sie fühlt das Glühen ſeines Atems, den Geifer der Leidenſchaft, hört die liebkoſenden Worte. All dies gilt ihr! Das Bild modert ohnehin zwecklos im Schrank dahin, weit vom Leben entfernt, zwiſchen Motten und zerfallenden Kleidern. Es iſt gealtert und verwelkt wie ein Lebender. Es muß leben. Sogar ſchön ſchien ihr jetzt der Plan, daß das Bild plötzlich ins Leben eingreift, das Geſicht ſich färbt und die Atome des Irdiſchen zum Tanze anſpornt. Die Tote wird auferſtehen.

Bella ſtand mit klopfendem Herzen auf der Straße.

Plötzlich warf ſie mit einem kräftigen Ruck den Brief in den Kaſten.

II

Bella ging zufrieden heim. Die Erregung des Korreſpondierens hatte ſie elektriſiert. Sie hatte bisher noch niemals korreſpondiert. Lange, vor Jahren, vermittelte ſie die Korreſpondenz einer Freundin. Eine ſtarke, zügelloſe und lüſterne Liebe ſprang über ihren armen Körper hinweg in zwei Menſchen und während die Verliebten rot und dick wurden, ſiechte Bella langſam dahin; die wohllüſtigen Küſſe anderer zerſtörten ihre Nerven, wie der Blitz die Telegraphendrähte. Abends legte ſie vor ſich die Briefe hin, die ihr beinahe die Finger verbrannten. Dann, als ſie die Briefe unter ihren Polſter legte, war es ihr, als ob ihr Bett, ihr Hemd, ihr Haar in Flammen verſetzt werden müßte

und man sie selbst am Morgen verkohlt, schwarz, im Zimmer auffinden würde. Sie magerte ab, wurde schwach und verrunzelt. Jetzt trat sie selbstbewußt ins Zimmer ein. Sie korrespondierte ja selbst.

Die Mutter empfing sie weinerlich:

„Wo warst du?"

Das Mädchen antwortete mit der alten Jungfern eigenen traurigen Zimperlichkeit:

„Spazieren."

„Hast du nicht Albert gesehen?"

„Nein."

Die verwitwete Lehrersfrau überkam, wenn es Abend wurde, immer eine Art Unruhe, und da liebte sie es, ihre beiden Kinder um sich zu sehen. Sie befürchtete von dem Abend eine Gefahr für sie. Sie hatte die traurigsten Erfahrungen in der Liebe. Sie sah nacheinander, wie sich die Tochter und auch der Sohn täuschten. Albert kam einmal lustig nachhause, mit einer roten Nelke im Knopfloch. Dann wieder einmal, nachts, konnte er nicht schlafen. Im Nachthemd, in der Unterhose, ohne Strümpfe, weinte er, weinte die ganze Nacht, so daß sein dichter und schöner Bart von den Tränen anschwoll wie ein Schwamm. Auch das Mädchen weinte. Es beweinte ihre alte Liebe. Auch die Mutter weinte. Sie beweinte ihre Kinder. Sie betrachtete sie stumm und gab innerlich den Lieben recht, die diese traurigen und unansehnlichen Menschen verlassen hatten, und jammerte dem Ersticken nahe:

„Was wollt ihr, liebe Kinder. Liebet einander und ihr werdet Ruhe haben."

Von da ab waren sie viel beisammen und sprachen lange und ernst.

„Die Weiber sollte man alle auf dem Hauptplatze versammeln und in einem großen Kessel verbrennen wie im Mittelalter", sagte Albert.

„Du haſt recht", nickte das Mädchen und ergänzte:
„Auch die Männer ſind nicht beſſer".
„Du haſt recht", nickte Albert.
Sie blickten einander ſtarr und traurig an, in fürchterlichem Elend ihr Geſchlecht unter Zähneknirſchen läſternd.
„Glaube nicht den Männern".
„Glaube nicht den Weibern".
Dieſen Haß brachten ſie in ihr graues, ehrſames und kaltes Heim, in dem noch immer das Andenken des Lehrers lebte. Der Lehrer aber war ſchon zehn Jahre tot. Er hatte jedoch ſeine Möbel, ſeine Bücher, ſeine Gewehre, ſeine Pfeifenſtänder und Tabaksbeutel zurückgelaſſen und der Sohn rauchte die ausgebrannten Pfeifen ruhig weiter, ging mit den Flinten auf die Jagd und las die Bücher. Vom Lehrer ſprachen ſie wie von einem Lebenden, der auf ein paar Wochen verreiſt iſt, aber bald zurückkehrt.
Die Lehrersfrau fragte ungeduldig:
„Worin iſt Albert ausgegangen?"
„In Papas Salonrock."
Der Papa lebte.

III

Albert kam ſpät nachhauſe. Die Lehrersfrau zog ihn gleich beiſeite und ſagte ängſtlich:
„Mir iſt das Mädchen ſehr verdächtig."
„Ach was!"
„Doch, doch!"
„Aber ....." ſprach Albert und zuckte die Achſeln.
In dieſem Moment ſchien ihm wirklich nichts unglaublicher, als daß ſich jemand finden ſollte, der ſich in ſeine Schweſter verliebt.
Bella nachtmahlte luſtig. Sie ſcherzte und war übermütig. Am nächſten Tag ſtand ſie zeitlich auf. Friſch und glücklich ſetzte ſie ſich an die Nähmaſchine. Und wie die

Nadel so surrte, die Maschine im Takte klapperte und sich die Zwirnspulen schnell drehten, dachte sie, sie habe nicht einmal gelogen, als sie schrieb, sie spiele Klavier. Die Nähmaschine spielte Lieder. Sie ist das billige und nützliche Klavier der Armen. Die schwer duftenden Leinwandstücke aber breitete Bella zärtlich über ihr Gesicht, und diese verdeckten sie so, daß nur das unbewegliche gelbe Gesicht hervorlugte, wie das Antlitz der Toten unter dem Leichentuche. Und sie war doch glücklich. Fleißig und mit widerspenstiger Kraft bissen ihre Zähne den Zwirn ab. Ihre Hände glitten mit teuflischer Schnelle zwischen Nadeln und Fäden dahin. Von diesen Fäden und Nadeln waren ihre Zähne schartig geworden und zerstochen ihre armen, armen Finger.

Erregt erwartete sie den Brief.

Am dritten Tag kam er. Jede Zeile bestand aus Feuer und Träne. Der junge Mann trägt die Photographie über seinem Herzen.

Bella durchlief den Brief mit trauriger Freude. Ihre Freude war nicht so groß, wie sie es erwartet hatte. Sie war ein wenig enttäuscht. Fühlte einen herben Geschmack im Mund. Aber dennoch las sie den Brief wohl hundertmal. Diese trunkenen und hypnotisierenden Worte sind ja doch an sie gerichtet. Ihr Name kommt auf jeder Seite vor.

„Die Seele ist die Hauptsache", schrieb der subalterne Beamte, „und das Herz."

Sie beeilte sich ihm zu antworten.

In einem Monat wechselten sie die Briefe schon täglich.

Die Tote aber wurde langsam vergessen. Der junge Mann schreibt nicht mehr von der Photographie, nur von ihr, immer, immer von ihr. Er liebt sie wirklich und stark. Das Mädchen liebkost, streichelt ihn, der junge Mann aber umarmt, umarmt sie. Beide sind glücklich.

Bellas Gesicht glänzte vor Freude.

An vorgeschrittenen Nachmittagen stand sie stundenlang

in einem grünen Garten, ein geſchloſſenes Buch in der Hand, und blickte ruhig, träumeriſch vor ſich hin.

„Wenn er mich wirklich lieb gewonnen hat?“

Sie dachte daran, er wird eines Tages kommen, ſie erkennen und nicht ein Wort von der Photographie ſprechen. Er ſchlingt ſeinen Arm um ſie und ſagt:

„So habe ich mir dich gedacht. Die Seele iſt die Hauptſache. Und das Herz.“

Mit finſteren Augen betrachtete der Bruder ihre Fröhlichkeit. Er ahnte die Sache. Er fühlte, er ſei verraten worden, allein geblieben und begann die Schweſter zu haſſen.

„Was ſuchſt du bei der Poſt?“

„Nichts“ . . . . . antwortete Bella.

„Ich habe dich auch geſtern geſehen.“

„Was geht's dich an!“

Der Haß erſtarrte an ihren Lippen. Albert lauerte auf die Gelegenheit, ſie zu ertappen. Die Hinterliſt ſeiner Schweſter verletzte ihn. Er beobachtete erbittert, wie ſie abends nachhauſe kommt und ſich ſelbſtzufrieden zum Nachtmahl ſetzt. Sie war zweifellos jünger geworden. Manchmal iſt ſie ſogar hübſch. Sie trägt ein lichtblaues Kleid. Es kleidet ſie nicht übel.

Eines Nachmittages ging ſie früher weg und ließ ihren Kaſten zufällig offen.

Albert fiel gierig über die Briefe her. Blitzſchnell durchlief ſie ſein Auge. Bella war verraten.

Spöttiſch lachte er der Schweſter in die Augen.

„Das hat man an dich geſchrieben?“

Bella erbleichte und antwortete nicht. Sie biß die Zähne zuſammen. Sie konnte nicht ſprechen vor Haß, Ekel und Verachtung. Sie beobachtete das Geſicht des Bruders. Sie ſtanden ſich bleich gegenüber und haßten, haßten einander unendlich. Der ganze Haß preßte ihnen die Kehle zuſammen, der ganze Haß, den ſie einſt fühlten. In den Augen

des Mädchens war der Bruder der Mann, und in den Augen des Mannes war die Schweſter das Weib, alle Weiber, die ihn traten, verrieten, verlachten. Ihre ſtreitenden Blicke kreuzten ſich. Mit erſtickendem Zorn fuhren ſie aufeinander los. Sie umklammerten ſich mit zornigen Armen und balgten ſich lange ſtumm. Mit verzerrten Geſichtern, mit weit aufgeriſſenen Augen. Mit dem Speichel zuſammen entſtrömten ihnen häßliche Worte. Die Haare des Mädchens löſten ſich wie die einer Furie.

„Du Ritter von der Nelke!“

„Du Ekel ... du Schmutz ... du, du ... !“

Die Lehrerswitwe betrachtete mit den traurigen Augen einer Sterbenden die mitternächtliche Szene.

„Euer Vater hat immer geſagt .... immer .... das iſt nichts für euch ... euer armer Vater ...“

Tränen trübten ihre Brille.

IV

Albert blieb von da ab abends öfter aus. Er kam gegen Mitternacht, ſtark angeheitert, zurück. Und einmal brachte er wieder eine roſa Nelke mit.

Die verhängnisvolle Nelke.

Die Lehrerswitwe brach, als ſie die Nelke erblickte, in Tränen aus. Den ganzen folgenden Tag verbrachte ſie weinend in ihrem Zimmer.

Der Ohnmacht nahe, ſagte ſie zu Bella:

„Er beginnt es ſchon wieder.“

„Der Unglückliche ...“ meinte Bella.

Sie aber ſchrieb dem Unterbeamten, er möge ihr das Bild zurückſchicken.

Das Porträt kam, von der langen Reiſe angegriffen, zurück. Abgeſtumpft ſtarrte ſie es an. In dem großen Fieber war es faſt zu Loderaſche verkohlt, zu einem Schatten verwittert, zu einem Gedanken verblaßt. Doch die Tote zürnte nicht; ſie blickte zärtlich, verſtändnisvoll, traurig.

Bella ging ins Zimmer.

Es war eine häßliche Nacht. Eine graue, ſtaubige, windige Sommernacht; ohne alle Illuſionen des Dunkels. Wer jetzt aufſtand, konnte auch glauben, es wäre finſterer Morgen. Weit am Himmel, ſehr weit, rennen Sterne. Die Luft iſt voll Staub. Dicke blutige Mücken umſummen ſchläfrig Bella und ſummen und muſizieren mit den ſpitzen Stacheln wie die lebend gewordenen Nähnadeln.

Bella ſtarrte in die Nacht hinein und fühlte ruhig und gelaſſen: das iſt die letzte. Was jetzt kommt, wird nur graue Eintönigkeit ſein, Staub und Wind, Langweile und Gähnen. Nur noch ein armer Narr ſchreibt weiter ſeine Briefe an die Tote, Briefe, auf die er niemals Antwort bekommt.

Bella ſtand vor dem Kaſten. Aus den reinen weißen Wäſcheſtücken errichtete ſie einen kleinen weißen Altar für die Photographie und ſtellte dieſe auf den alten Platz zurück.

Dann nahm ſie auch ihr Bild hervor. Das iſt ſie. Ganz ſie. Nur daß ſie ſich in Wirklichkeit ſieht. Unförmig neben einer Blumenvaſe ſtehend. Im Reflex des weißen kleinen Altars doppelt ſo breit ausſehend.

Sie wiſcht das Bild ab, bläſt ſorgfältig jedes Stäubchen hinweg. Hält es gegen die Lampe.

Dann ſtellt ſie es leiſe neben das Bildnis der Toten hin.

Gries / von Arthur von Wallpach

Ein ſeltſam Land, zwei Völker wohnen drein,
Frohherzig pflegen dieſe Obſt und Rebe,
Ihr Traum iſt, daß der Himmel Fülle gebe,
Ihr Tag iſt laut von funkelrotem Wein.

Jene hat letztes Hoffen hergeführt,
Ruhlos wie Raupen, eh' ſie ſich verpuppen,
Den Prunk des Tals, der Felſen Roſenkuppen
Schau'n ſie mit Fieberblick, vom Tod berührt.

(gez. von Max v. Esterle.)

Maler H. I. Weber-Tyrol

Egger-Lienz und die Kritik

„Der Künstler, der anfinge, sich zu begreifen, würde sich damit vergreifen, — er hat nicht zurückzusehen, er hat überhaupt nicht zu sehen, er hat zu geben. — Es ehrt einen Künstler der Kritik unfähig zu sein“: — diese Worte Nietzsches suchte ich auf, als ich in Zeitungen und Zeitschriften die kritischen Aufsätze gelesen hatte, die von Egger-Lienz unterzeichnet sind. Denn das Gelesene erregte zumeist meinen Unwillen. Weniger die Kritik an sich als die Form, in der sie geboten wurde, und die mich fühlen ließ, daß das Gebotene dem Kritiker mehr nahm als den Kritisierten. Denn ein Künstler von der Art Egger-Lienz' ist von Natur zum Geben bestimmt, nicht zum Nehmen. Und es berührt peinlich, ihn, der schon ungemein viel gegeben hat, plötzlich sich ändern und wie in eine fremde Haut gesteckt zu sehen, um nehmen zu können. Man horcht und will nicht hören: denn es preist da einer seinen Reichtum an auf Kosten anderer. Man fühlt, daß ein derartiges Anpreisen am wahrhaft Reichen eine Verarmung ist. Und dieser möchte man Einhalt tun und auf das Geben verweisen, das doch ungeheuer mehr als alle Worte für den Reichtum zeugt, der im großen Künstler vorhanden ist.

Anderseits muß man zugeben, daß auch der größte Gebende durch das gedruckte Wort seine Kunst verständlicher machen und ein Mißverstehen verhüten kann, besonders wenn vorlaute und freche Kunstvermittler das Publikum (oft genug vorsätzlich) irreleiten. Der Künstler hätte dann wohl seine Absichten und Ziele möglichst klarzulegen und den Begriff Kunst in seiner Weise hinzustellen. Wäre dabei das Wort noch so schlicht, ja ungeschickt: das Gesagte müßte doch immer von Wert sein, als das Dartun des persönlichen Verhältnisses eines Schöpfers zum Werke, eines Künstlers zur Kunst.

So war auch die Mitteilung zu begrüßen, die mir ein Freund und wahrer Verehrer der Egger'schen Kunst bereits im Frühjahr machte: „Ueber E.-L. wird gegenwärtig an einem Essaybuch gearbeitet. Da schreibt er die notwendigsten Daten über seine Bilder, einfach, klar und schlicht, erhebend, rührend.“ Das stimmte völlig mit dem Eindruck überein, den ich von Egger-Lienz erhalten hatte, als ich ihn

persönlich kennen lernte. Sein Wesen war schlicht und gerade, erhebend, ohne anspruchsvoll zu sein, sein Wort war eher stammelnd als geläufig. Umsomehr mußte mich das Geschriebene enttäuschen, denn ich konnte nicht finden, daß es schlicht und klar, erhebend und rührend sei, vielmehr zumeist sehr umständlich und unklar, gehässig und anspruchsvoll. Es erschien mir sogar journalistisch gewandt und mit Fremdwörtern und Wisserei so sehr gespickt, daß es sich zuweilen wie der gerade Gegensatz zu der grandiosen Einfachheit und Geschlossenheit des letzten Egger'schen Bildes ausnahm. Ich folgerte daher sofort: daß dies Geschriebene, der Hauptsache nach, *nicht* von Egger-Lienz sei, daß es ihm nur suggeriert, von außen her beigebracht worden, daß er in diesem Geschriebenen fremdem Einfluß unterlegen sei. Man mag sich seine verwundbaren Stellen ausfindig gemacht und sie gereizt haben, um ihn sich mehr empfänglich zu erhalten. Eine solche Stelle dürfte der Satz treffen: „Der dumme Bauernmaler sei starr beschränkt, einseitig auf den eigenen Stil verbohrt", dem Egger-Lienz die noch nach Aerger klingenden Worte vorsetzte: „wie sie von mir höchst überlegen aussagten." So entstand wohl „Monumentale Kunst" und nachher die viel üblere „Hexenküche", die eigentlich zumeist Dinge enthält, denen Eggers Natur, wie sie mir seine Werke ausströmen, völlig fremd ist. So kann es sein: daß diese Aufsätze im wesentlichen nur gekürzte Stücke eines bereits fertig gestellten Werkes *eines Anderen* sind, welchem Werke jedoch vielleicht eine länger geführte Korrespondenz mit Egger-Lienz zugrunde liegt, so daß dessen Gedanken dem Ganzen die Tragfähigkeit geben sollen, — aber sie nicht geben können, weil die Natur jenes Anderen so verschieden ist, daß die meisten Gedanken nur verkümmert und entstellt wiedergegeben werden, und daß Egger-Lienz, als völlig unkritische künstlerische Vollnatur, dies nicht genug wahrnimmt.

*

Der Aufsatz „Monumentale Kunst" in der Zeitschrift „Ueber den Wassern" trägt das Motto: „Wer das Falsche verteidigen will, hat alle Ursache, *leise aufzutreten* ... Wer *das Recht* auf seiner Seite fühlt, *muß derb auftreten; ein höfliches Recht will gar nichts*

heißen." Gut! Aber wenn journalistische Schriftsteller um diesen Goethe'schen Ausspruch wissen, werden auch sie derb auftreten; dann geschieht es, um Anderen vorzutäuschen, daß das Recht auf ihrer Seite ist. Und wenn auch nicht alles, so spricht doch vieles im genannten Aufsatze für den journalistischen Schriftsteller. So: das viele herbeigezwungene Zitierte, das fortwährende ästhetisierende Quacksalbern mit Goethe, Ibsen und Wagner, das Phrasenhafte vieler Sätze, zuletzt das völlig Unzulängliche des Ganzen, das in keiner Weise dem Künstlerrange eines Egger-Lienz entspricht, und das einen nur empört sein läßt darüber, daß derartiges von ihm unterzeichnet ist.

Schon die „Vorbemerkung" enthält eine bedenkliche Stelle. Es heißt da: „Sobald aber die Kritik zwischen mein Werk und den Beschauer einen Vorhang von Vorurteilen, falschen Vergleichen und dilettantischen Faseleien zieht, kann ich diesen Vorhang nicht ruhig hängen lassen, weil er ja das Wesen meines Werkes unzugänglich macht und mein Schaffen anulliert." Ich glaube niemals, daß einer, der „Das Leben" geschaffen hat, diese Befürchtung hegen kann; sie mag Egger-Lienz aufgedrängt worden sein wie vieles andere und mußte mithelfen, ihn zur Gegenkritik anzuspornen. Vielleicht glaubte man in seiner Nähe wirklich, daß einer, der als Maler Großes geschaffen hat, auch im Wort Großes leisten müsse. Man verstand oder wußte nichts oder wollte nichts wissen von dem zu Anfang gebrachten, ungemein wichtigen Ausspruch Nietzsches. Und so sei hier gleich gesagt: „Monumentale Kunst" scheint mir unbedeutend, an den Werken Egger-Lienz' gemessen geradezu verletzend unbedeutend. Die Gegenüberstellung des Monumentalen dem Dekorativen ist nicht glücklich, noch weniger die von „Blutkunst" und „Nervenkunst". Und das Schlußpathos des Aufsatzes ist ein zu begrenztes. Daß die „Welt der Zivilisation" nicht die Welt des Künstlers ist, bedingt erst den Beginn des Künstlers, als eines Interpreten der Natur, und nicht seine Vollendung (in deren Bereich „Das Leben" doch bereits hineingelangt). Seit Nietzsche ist die Kluft zwischen Zivilisation und Natur auch längst genug offen gelegt. Viel weiter ist schon Kraus' Satz: „Kunst bringt das Leben in Unordnung. Die Dichter der Menschheit stellen immer wieder das Chaos her". Er sagt indirekt

gewiß auch über „Das Leben" mehr aus, als alles im Aufsatz Gehörte. Ich wenigstens denke mir den Schöpfer dieses Bildes als „Dichter der Menschheit", und das Chaos als Urordnung der Dinge, als ewigen Gegenbestand aller erst geschaffenen Ordnung, die der Künstler immer wieder außer Kraft setzt.

In der Gegenüberstellung des Monumentalen dem Dekorativen ist Aehnliches ausgesagt wie in meiner Studie „Egger-Lienz und die Kunst" bei Gegenüberstellung von Künstler und Könner; wie mich dünkt, doch weniger geglückt. Erst wo monumentaler Stil seine Erfüllung findet, entsteht monumentale Kunst. So ist diese immer erst eine Folge künstlerischen Wachstums. Auch Egger-Lienz ist in seinen Anfängen noch nicht monumental; selbst sein großes Bild „Das Kreuz" hat noch nicht genug Stil in diesem Sinne. Denn „Stil ist richtiges Weglassen des Unwesentlichen", sagt schon Feuerbach ungemein zutreffend und frägt weiter: „Vereinfacht die Technik sich nicht bei jedem Fortschritt eines wahrhaft großen Meisters?" Gewiß, weil mit dem Wachstum des Künstlers auch seine Genialität wächst, und alles Geniale vereinfacht.

Stil (im persönlichen Sinne) ist das Vermögen, wahr zu sein. Es hat ursprünglich mit dem Monumentalen nichts zu tun. Es kann auch ein Inneres zum Dekorativen neigen und in diesem seinen persönlichen Ausdruck finden, und dieser wieder seinen vollendeten Stil. So käme sogar das Dekorative zu einem Monumentalen. Jedenfalls ist es nicht richtig, daß das Dekorative immer Maskierung ist und ein Unvermögen, wahr zu sein.

Die Not aber steht am Anfang aller Kunst, nicht erst am Anfang des Monumentalen; es ist sogar wahrscheinlicher, daß die Not am Anfang des Monumentalen schon geringer ist, oder wenigstens schon mehr ins Gleichgewicht gebracht durch die größere Beherrschung des Ausdrucks. Und es gibt *nur* Not- und Drang-*Kunst*, wenn auch verschiedenste Nöte und Dränge. Und man macht sich zuletzt selber ein „Gespenst" vor, wenn man von jener im besonderen redet und sie einer „Effektkunst" gegenüberstellt, die „jenen Schleier der Nüchternheit, das ‚Philisternetz', von dem uns Goethe befreit hat ... die reine, leblose Mortur" darstellen soll.

Das hat nicht Egger-Lienz geschrieben; es sind zu schreiend journalistische Töne darin. Ich glaube fast, alles derartige sagte ursprünglich in Er-Form über Egger aus. So stand wohl: „‚Zum jüngsten Tag fühl' ich das Volk gereift' — ‚alt und schwach schwinden sie hin, müssen Freya sie missen'. Das ist mein Eindruck, wenn ich von *seinen* braunen Kindern hinüberschaue auf die Greisengespenster, die sich ihnen auf dieser Ausstellung entgegensetzen, die, wie nie eine zuvor, den Gegensatz von *Blutkunst* und *Nervenkunst*, von Instinkt und Intellektualität . . . von Innerlichkeit und Aeußerlichkeit, zu handgreiflicher Anschauung bringt." Von Egger selber in der Ich-Form ausgesagt, klingt dies für mein Gefühl erzwungen. Auch kann die völlig verfehlte Gegenüberstellung von Blutkunst und Nervenkunst als von „*Instinkt und Intellektualität*", von „*Innerlichkeit und Aeußerlichkeit*", sowie das schauderhafte Wort „Nervenzucker" auf einen Hodler angewandt, nicht von Egger-Lienz sein. Ich mutmaße im Schreiber einen journalistischen Kunstschriftsteller. Nur ein solcher vermochte Blutkunst und Nervenkunst in so falsche Gegensätzlichkeit zu bringen. Blut und Nerven sind zu verwandte Dinge, als daß sie solche Gegensätzlichkeit zuließen. Schon der Lauf des Blutes ist von Einfluß auf die Beschaffenheit der Nerven, weil er eben die Beschaffenheit des Blutes beeinflußt. Rein physiologisch betrachtet liegt der Nerv tiefer als das Blut, und so wird es auch ein Unding, bei Nervenkunst und Blutkunst von Innerlichkeit und Aeußerlichkeit zu reden. Eine Nervenkunst hat gewiß nichts mit Aeußerlichkeit zu tun, eher mit starker Hervorkehrung eines höchst empfindsamen Innern, das nach Ueberempfindsamkeit und Uebereizbarkeit aussieht. Denn das Blut mag wie eine Rüstung sein, die die Nerven, als empfindsamsten Innenteil, einbettet und zugleich schützt. Und je gesünder das Blut, um so größer gleichsam die Dichtigkeit dieser Rüstung, um so größer der Schutz für den Nerv. Der Unterschied zwischen Nervenkunst und Blutkunst läge demnach in ganz anderer Richtung. Er bestände wohl darin, daß der Nervenkunst das große geschlossene Kunstwerk schwerer erreichbar wird, weil Ueberempfindsamkeit und Ueberreizbarkeit dem Gestalten eines größten Vorwurfs mehr im Wege sind, indem sie leichter Zersplitterung und Zerrissenheit nach sich ziehen. So mag

dieſe mehr empfindſame Kunſt auch mehr gleichſam zu Teil-Kunſt als zur Kunſt einer Ganzheit neigen. Aber Nervenkunſt iſt wie Blutkunſt Kunſt, und alle Kunſt iſt Innerlichkeit, die von Blut und Nerven nur bedient wird. „Effektkunſt", als ein Aeußerliches, iſt Unkunſt.

*

Je aufmerkſamer man die Aufſätze durchnimmt, um ſo mehr greift man den journaliſtiſchen Einſchlag. In einer Zeitungsnotiz „Egger-Lienz gegen Klinger", die das Erſcheinen eines Buches über „Organiſche Konſequenz und Entfaltung der Raumakkordsidee" meldet, wird geſagt: „Dieſes Buch ... iſt nicht die Theorie eines ‚Soll', das der Abſicht eines Schaffens vorherging, ſondern ein Verſtehen nach dem Tun, ... nicht eine Theorie, hinter der kein Werk ſteht, ſondern Gedankenkavallerie, die durch meine Dresdner Artillerie vollkommen gedeckt iſt." Das zuletzt Geſagte ſcheint mir von allen künſtleriſchen Inſtinkten völlig verlaſſen. Wie kann man die eigenen Kunſtwerke mit Artillerie vergleichen, die nur durch die ihr innewohnende vernichtende Gewalt etwas ſichert, während ein Kunſtwerk durch Aufhebung aller Gewaltſamkeiten die Menſchennatur in ſeinen Bann zieht? — Und wie ſollen Kunſtwerke ein derartig journaliſtiſch Geſchriebenes decken können? Der bildende Künſtler ſchreibt nur zur Not, um ſeinem Werk Dienſte zu leiſten. Sein Schrifttum kann nur die Magd ſeiner Herrin, der Kunſt, ſein. Hier wird das Verhältnis nahezu umgekehrt. Es iſt ſchlimmſter journaliſtiſcher Einfluß, der ſo verrückt anmaßend iſt, ein großes Geſchaffenes einſpannen zu wollen, einem kleinen Geäußerten zu dienen. Hier läßt ſich nur auf jenes große Geſchaffene verweiſen und dabei verweilen, bis es wirklich wie ein Geſchütz wird, das all das kleine Geäußerte in alle Winde verſtreut.

Nun darf man wohl ſagen, Egger-Lienz ſei mißbraucht worden. Man mag ihm auch mit Wagner zugeſetzt haben, der ſoviel ſchreiben und kämpfen mußte, um ſein Werk durchzubringen. Aber das Muſikdrama bedarf eines anderen Aufwands zu ſeinem Aufkommen. Dem Bildwerk iſt mit einem guten Platz in Ausſtellungen vorerſt völlig geholfen. (Den hatten die Egger'ſchen Bilder ſchon ſeit Jahren.) Jenes benötigt die Aufführung, die ohne Gönner und Geldmittel,

ohne Anhang einfach unmöglich ist. Das Bildwerk schafft sich ohne weiters den Anhang, indem es gesehen wird; das Musikdrama aber kann gar nicht gesehen und gehört werden, wenn es nicht aufgeführt wird. Deshalb wäre es für den bildenden Künstler sehr verfehlt, sich Richard Wagner im streitbaren Schrifttum zum Beispiel zu nehmen. Egger-Lienz muß es anders gehört haben. Das sagen die Sätze: „Richard Wagner zum Beispiel hat Bände voll über seine Kunst geschrieben, nach jedem Werk fast kam eine neue Streitschrift .... Wenn ich auch weit entfernt bin, mich mit Wagner im allgemeinen zu vergleichen (ich nenne ihn nur als Beispiel eines Künstlers, der das Gebot: ‚Bilde, rede nicht' verlacht hat)". Es zeigt sich hier, daß der journalistische Ansporner und Former auch Wagnerianer ist.

Wer möchte Egger-Lienz verantwortlich machen für alle die journalistischen Begriffsdrechseleien und Witzeleien wie: „Die Kaleidoskop-Phantasterei der Ueberklimte", oder „Das Wort „Mystik" wäre hier nur anwendbar, wenn man es statt mit ‚y' mit ‚i' schreibt, wo es dann von ‚Mist' abzuleiten ist, wodurch dann der wirrwarrische ‚Charakter' des zusammengeschmissenen Zeugs recht gut bezeichnet wäre und zugleich ein Sammelname für alle die schecketen und viereckten Narren jenseits des Etwas gefunden wäre, für die Marmorierten, die Kubisten und jene Plusquamperfektionisten, die sich ‚Futuristen' nennen", oder: „Man denke sich ohne zu lachen einen nervös-rhythmisch-kapriziert tänzelnden Shakespeare im Stile der ‚zarten Tiere' aus der Hexenküche". Wer möchte hier noch zweifeln, daß Egger-Lienz mißbraucht wurde! — Nicht zu übersehen ist die unruhige Lage, in die er sich durch Unterzeichnung solcher Aufsätze gebracht hat. Daß sich ein Publikum findet, das, wie gemeldet wird, für derlei Aussprüche noch dankt, wäre nur eine Falle mehr für den Künstler. Dieses Publikum erkennt eben nicht den Abstand zwischen derartigem Schrifttum und dem Wirken der Kunst.

*

Eine Stelle aus „Monumentale Kunst", die Klinger gilt, lautet: „.... ich erkannte, daß es in der Kunst nicht darauf ankäme, dem alten Makartischen Arrangier- und Komponierschwindel mit der neuen realistischen Technik auf die Beine

zu helfen, sondern darauf: die Musik der organischen Konsequenz der Formakkorde (von der er keine Ahnung hat) auszudrücken." Dann wird gesagt: „... der Stoff ist ja nur das Nährmaterial der Idee, d. h. des Formakkordes". (Es sagt wohl: Die Idee bedarf des Stofflichen, um Form zu werden, um Gestalt anzunehmen.) Und weiters: „Ein Schilderer ist der von mir hochgeschätzte Defregger. Das Wesen der Schilderung ist das Ueberwiegen des Stoffes über die Form. Mir aber kommt es drauf an, durch Ueberwiegen der Form den Stoff vollständig zu unterwerfen, und diese Herrschaft der Form ist der Gegensatz von Schildern, ist Dichtung. Ich male keine Bauern, sondern Raumakkorde als Ausdruck von Lebens- und Charakterakkorden." Mein Urteil ist hier wieder: Ein journalistischer Musikschriftsteller hat sich das blinde Vertrauen eines anerkannten Künstlers erworben und versucht nun, gestützt auf dessen Gedanken, seine dürftigen Anschauungen, die allein kaum ernst genommen würden, in der Oeffentlichkeit durchzusetzen.

An den Werken Egger-Lienz' ist aber auch der Werdegang dieses Künstlers genug ersichtlich, um mit Bestimmtheit sagen zu können, daß er mit seiner Kunst gewiß nicht von Anfang her „die Musik der organischen Konsequenz der Formakkorde" ausdrücken wollte, sondern daß seine Kunst auch schildernd einsetzte und so schilderte, wie es ihm Blut, Temperament und Empfindung bedingten, bis sein Werk allmählich zur Dichtung anwuchs. Und wo seine Kunst, wie im letzten Werke, zu einer das ganze menschliche Leben umfassenden Dichtung wurde, ist sie gewiß mehr als alle „Raumakkorde als Ausdruck von Lebens- und Charakterakkorden", und es berührt unwahr und peinlich, sie dafür ausgegeben zu hören.

So kann auch Schilderung Dichtung werden, wenn an ihr der Affekt des Schilderers das Stoffliche als Objekt so überwiegt, daß nicht mehr das Objekt als solches, sondern jener Affekt des Schildernden, die Stärke eines Erlebens, zum Ausdruck kommt oder Form gewinnt. Hingegen ist Schilderung, wo das Objekt oder Stoffliche nur *als solches* zum Ausdruck kommt, noch nicht *Kunst*. Damit hängt zusammen, daß *Künstler* „nichts so sehen, wie es ist, sondern voller, sondern einfacher, sondern stärker", wie Nietzsche sagt. Abmaler sind noch keine Künstler. Das hat

auch jener andere, der Kritik fähige Freund Eggers, den ich bereits zitierte, ausgezeichnet erkannt und brieflich so dargetan: „Max Liebermann, der Berliner, hat hunderte von Bildern gemalt, gilt als Großer, von sich hat er in keinem seiner Bilder noch was erzählt. Abmaler abfahren, sage ich". Ob das mit Liebermann stimmt, weiß ich nicht, da ich nichts von ihm kenne. Aber das Wesen des Künstlerischen ist im Zitierten trefflich formuliert.

Hier sei noch erwähnt, daß mir Egger-Lienz' Hochschätzung für Defregger als Künstler befremdlich vorkommt, da dieser als Schilderer oft seicht und süßlich und vielfach auch Abmaler ist (mit obigen Maßen gemessen). Und daß mir Hodler und Klinger ungleich bedeutendere Künstlernaturen scheinen. Der letztere schon seinem „Beethoven" nach, den ich kenne, der andere, von dem ich kein Werk kenne, dem gehörten Tadel und der Art der Bekämpfung nach, die ihm durch die unkünstlerische politische Zeitschrift „Janus" zuteil wurde, vor allem doch der hohen Einschätzung nach, die er durch J. V. Widmann, diesen bedeutenden, ungemein rechtschaffenen Menschen und Kritiker, erfuhr. Ich vermisse solche bedeutende Rechtschaffenheit in Eggers Umgebung; sie hätte ihn sonst abhalten müssen, Dinge zu unterzeichnen, die ihm so schlecht liegen. Seiner Anfreundung mit dem „Formakkorden"-Manne, die wohl da ist, sowie seiner Neigung für das „Janus"-Vorgehen, die, dem Kampf gegen Hodler nach, da sein könnte, möchte ich entgegenwirken. Eine politische Zeitschrift, die der Kunst gegenüber die „Gesundheit" ausspielt, wäre mir zu politisch, um sie künstlerisch ernst zu nehmen. Es ist immer verfänglich, in der Kunst die Gesundheit auszuspielen. Den Begriff Kunst an sich schmälert Greisenhaftes und Krankes nicht im geringsten; vorausgesetzt ist nur, daß dieses als Natur vorhanden ist. Zuletzt würde die vermeintlich gesündeste und jugendlichste Kunst durch sich selbst fragwürdig gemacht, wenn sie eines solchen Wortaufwandes bedarf, um gegen Greisenhaftes und Krankes zu siegen. Denn es ist doch in der Natur der Dinge gelegen, daß das Gesunde und Jugendliche, wo es auftritt, das Greisenhafte und Kranke aus dem Felde schlägt.

Der Haß Egger-Lienz' gegen Hodler, den Künstler (den „Artisten" beträfe nur das Technische) mag von einer un-

rechtschaffenen Umgebung genährt worden sein; zugrunde liegt ihm ehrliches Zürnen. Das kam wohl in Egger aus, weil ihm von Kritik und Publikum großes Unrecht angetan wurde, indem man Hodler als vorbildlich für sein Schaffen annahm. Das ist bestimmt nicht der Fall: ist mein Erlebnis in dieser Sache. Ich habe Egger-Lienz persönlich vor seinem Bilde „Das Leben" ganz unvermittelt über Hodler gefragt. Er sagte nicht viel, aber die Nöte des Unmuts stieg in ihm auf, und sein ganzes Gebahren war so, daß ich völlig davon überzeugt wurde, daß ihm Hodler nie etwas gegeben hat. Wenn nun das ihm angetane Unrecht sich beständig vermehrte, mag es schließlich in ihm eine wunde Stelle verursacht haben, die ihn nachgerade alle Ausfälle gegen Hodler als Genugtuung empfinden ließ.

Anders ist es mit Klinger, dem man vielleicht — seinen Ideenreichtum unterstreichend — mit einigem Recht nachsagt: er „kann bloß nicht zeichnen, nicht malen, nicht bildhauern, nicht komponieren" (wieder eine Briefstelle jenes Egger'schen Freundes), ohne daß man damit seiner Künstlernatur sonderlich Abbruch tut. Denn schließlich macht kein Nur-Können den Künstler aus. Und es ist ein Kennzeichen für reiche „Sucher", daß sie oft nicht genügende Mittel zum Ausdruck finden, daß sie nicht genügend zum eigenen Stil, zur Monumentalität ihres Stils finden, weil sie zu wenig dem Nur-Notwendigen Form zu geben wissen; ihre reiche Natur mag zu wenig konzentrierbar sein, um auszulesen, um zur Vereinfachung zu gelangen, um das nur Notwendige geschlossen darzutun. Deshalb von einem Dilettantismus zu reden, ist völlig unberechtigt. Und es klingt grell journalistisch, wenn gesagt wird: „Klingers Monumentalität besteht in parvenühaft dilettantischem Knallprotzentum. Hier herrscht das Rezept: Leim ist ein ganz besonderer Saft. . . . Protzenbarbarei. Potpourrismus!" — Ich aber denke, daß dieser verhöhnte „Potpourrist" in der Kritik selbständiger und einem Egger-Lienz überlegen ist, und daß er mehr Ahnung hat als dieser von der wahren „Musik der organischen Konsequenz der Formakkorde".

*

In der „Hexenküche" ist die Betörung Egger-Lienz' eine noch weit gründlichere. Vielleicht, daß die paar einleitenden

Worte seinen Gedanken angepaßt wurden, das andere liegt ihm wie eine Faust auf dem Auge. Es quillt nur so von Fremdwörtern, die sicher nicht auf Eggers Wortacker gewachsen sind. So: „Die Allsubjektivität", „die egalisierende Objektivität", „die polare Kompletät der Charaktere." (Man denke sich immer seine ernsten, großen, erdfarbigen Bauernbilder dagegen!) „Wogegen die Wertung stets bipolar ist und antithetisch", „Leichen statt kompletärer bipolarer Gebildeeinheiten." Und endlich der Satz: „Shakespeare umfaßt nicht ‚mit gleicher Liebe' Richard III. und Cordelia, sondern mit spezifisch wertender Liebe, er weist ihnen jenen Platz auf der Skala seines Gefühlsklaviers zu, ... und charakterisiert beide (wie ein musikalischer Freund, mit dem ich öfters die Analogien von bildender Kunst und Tonkunst diskutiere, es kürzlich zusammenfaßte) mit den vier charakterisierenden Urelementen aller Kunst, den bestimmten Gegensatzverhältnissen von: Harmonik—Rhythmik, Konsonanz—Dissonanz, Dur—Moll, Sopran—Baß. Diese vier qualitativen Charakterisierungselemente fehlen dem objektiven Nullifikator und Definator." — Diesen journalistisch musikgelehrten Krimskram (der sicher nur eine längst gekannte Schusterei auf neue Schneiderbeine stellt), läßt man von einem Künstler unterzeichnen, der „Das Leben" geschaffen hat! Und fühlt das Lumpige an der Sache nicht! Und zieht gegen fähige Dichter und Künstler los, tut vertraut mit großen Namen, die man wahrscheinlich selber gar nicht erkannt, deren Größe und Tüchtigkeit man sich vielfach nur angelesen hat, nennt derartiges einen „kunstpsychologischen Versuch" und vergißt darauf, daß aller Kunst Rechtschaffenheit zugrunde liegen muß, und daß dem wahren Psychologen ein besonderer Sinn für ein Verborgenes eignet, der hinter diesem „Versuch" Gehässigkeit und Mangel an Rechtschaffenheit oder nur journalistische Anmaßung und Beschränktheit sieht.

Darum steht es für mich hier fest: daß Egger-Lienz nicht nur diese „Hexenküche" und alles derartige nicht geschrieben, daß er es auch nicht genug verstanden hat und nicht genug verstehen konnte, weil u. a. Nietzsche und besonders Otto Weininger ihm wohl zu wenig bekannt sind. Sonst hätte er herausfinden können, daß sein „musikalischer Freund", der nun zweifellos der Täter ist, die hohe Ibsen-

und Wagner-Wertung zum guten Teile wohl von Weininger bezog, dem auch der Satz anzurechnen ist: „Denen das Nichts fehlt, mit jenen, denen das Etwas fehlt", da solche charakteristische Wendungen in einem nicht beliebig zu wachsen pflegen. Weininger wird aber nirgends genannt; das ist nicht anständig. Desgleichen bedient sich dieser „Musikfreund" öfter Nietzsche'scher Wendungen wie: „Wir haben nicht mehr den Nerv, der Nerv hat uns", und früher schon: „Hodler hat nicht die Kunst — die Kunst hat ihn", nur mit dem Unterschied, daß der Sinn verkehrt und dadurch verfehlt wird. Denn richtig bleibt: daß die Kunst den Künstler haben muß, das Denken den Denker, daß das Schaffen im höheren Sinne ein Dienen und nicht ein Herrschen ist, da der Schaffende der Geführte und nicht der Führende ist; daß die eigene Führung erst einsetzen kann, um das innerlich herrschend Auftretende zu bedienen. (Dieses künstlerische Prinzip hat bereits Jesus seinen Jüngern dargetan: „Sorget nicht, wie oder was ihr sprechen sollt. Sondern was euch in dem Augenblick gegeben wird, das sprechet!" Hier tastet sich zu mir: daß Kunst als höchste Willigkeit Erleuchtung ist.) — Nun kann derlei Wendungen gewiß jeder ausnützen; doch unanständig wird diese Ausnützung bei dem, der den Schöpfer solcher Wendungen beschimpft: „Auf offener Straße predigt der Ueberaffe und ‚Herrenmensch' die Umwertung der Gesundheit — ‚Wagner ist meine Krankheit'." Es kann hier nur Nietzsche gemeint sein. Und dieses Ausfalles sollte sich jeder Künstler schämen! Wenn Egger-Lienz von Nietzsche mehr wüßte, würde er dies wahrscheinlich einsehen und auch, daß sich der „musikalische Freund" vor einem Nietzsche verstecken und nicht nur verstecken müsse. Wenn Egger-Lienz leben wollte, wie er malt, könnte er vor dem Deutsch dieses „Formakkorden"-Mannes unmöglich verweilen.

Daß die Aufsätze, auch nur inhaltlich, in manchen Punkten mit Egger-Lienz gar nichts zu schaffen haben, besagen Stellen wie: „Da eignete sich Meyerbeer Wagners Technik an und lebte als Gustav Mahler wieder auf," „Kant, der Kritiker aller Kritiker", „der letzte Dichter, Henrik Ibsen". Weiters: „wenn uns nervöse Affen als Dichter vorgestellt werden (der ‚göttliche' Stefan George)". Wie soll man sich solchen journalistischen Unfug erklären? Ich zum Beispiel

getraue mich über Stefan George nicht zu urteilen, weil er zu wenig nach meinem Geschmack ist, und ich daher zu wenig bei seinem Werk verweile, um es zu kennen. Seinen Bildern nach muß einem Egger-Lienz ein Stefan George noch weniger nach Geschmack sein und daher noch weniger sein Verweilen bei Georges Werk; er kann ihn also nicht kennen. Und dennoch diese Beschimpfung! — Der Herr „Musikfreund" hat wohl, wie das meiste andere von anderen, auch ein „robustes Gewissen" von einem Ibsenschen Stück übernommen. So bedient er gewöhnlich Zeitungen und verfertigt in freien Stunden ein kolossales Werk über Kunst, glaube ich von Egger-Lienz selbst gehört zu haben. Und so gern er sich sonst mit fremden Federn zu schmücken scheint, hier hat ihn auf einmal die Lust befallen, mit der eigenen Feder den „Freund" zu schmücken, da dieser bereits ein großer Künstler ist: so sehr ehren Journalisten die Kunst.

Aber siehe da: den Künstler-Freund entstellt schrecklich der fremde Federschmuck. Und es gibt noch Menschen, die rücksichtslos genug sind, dies offen zu bekennen, und die vom Künstler den entstellenden Federschmuck entfernen möchten. Ein solcher Mensch bin ich!

*

Wer der „musikalische Freund" ist und inwieweit das von Egger-Lienz angekündigte Buch mit dem uneggerischen Titel „Organische Konsequenz und Entfaltung der Raumakkordsidee" das Werk von jenem ist, das aufzuspüren überlasse ich anderen. Mich beschäftigt jetzt der trübe Gedanke, daß eine so gröbliche Fehde unter Künstlern machtgierigen „Kunst"-Unternehmungen Gelegenheit gibt, ihr faules Verhältnis zur Kunst mehr auszudehnen. Zeitschriften, Redaktionen — kunstdilettantisch genug, um kein Recht zu haben, hier mitzureden — maßen sich schon an, hier gnädigst zu richten. So schickt die Münchener „Jugend" einem Egger-Lienz einen „Pips" entgegen, der sein Urteil in gereimtem Gebelle vorbringt. Und Egger-Lienz läßt diesen „Pips" grüßen, ihm zugleich einen „Protest" sendend, der des Herrn Rudolf Greinz würdig wäre. Aber was einen windigen Macher ziert, verunglimpft den großen Künstler. Auch in der Kunst gilt: Ein Reicher muß anders geben als ein Bettler, wenn er sich nicht selber beschämen will. Auch der „Protest" zeigt nicht Egger-Lienz. Und die red-

lichen Verehrer seines Werkes müssen sich gestehen, daß sein Aussehen sehr gelitten hat dadurch, daß er sich anderen überließ. Doch es ist das beste Zeichen für die Eigenkraft eines Künstlers, daß, wenn er sich anderen überläßt, sein Aussehen leidet.

Ich hatte damals vor dem Bilde „Das Leben" offen gestanden: „Das Wort ist arm vor so einem Bilde". Und ich versuche mich doch im Worte schon seit Jahren. Egger-Lienz überläßt seinen Namen fremden Wortführern und glaubt damit seine Bilder mehr verstehen und schätzen zu lehren. Man muß ihm diesen unglücklichen Glauben zerstören, auf daß er wieder nur seinem Werke vertraut und nicht fremdem Worte, und sich zu keinem Worte bekennt, das ihm nicht mundgerecht ist. Und daß er allen fremden Einfluß im Denken abschüttelt, um sich wieder zu seiner vollen Eigenkraft zu verhelfen. Er muß auf seine eigenen Werke steigen, um zu Noch-Mehr zu gelangen und nicht auf fremde Worte. Er darf sich nicht begreifen und erklären wollen. Auch der Künstler ist Tatmensch seinem Werke gegenüber, und zu großer Tat muß er wie in blinder Erleuchtung gedrängt werden. Das Begreifen- und Erklären-Wollen ist das Merkzeichen schöpferisch bracher Stunden. Es wäre verhängnisvoll, wenn ein Künstler dem dauernd verfiele. Es mag bei Egger-Lienz nur vorübergehend der Fall sein, sonst würde es bedeuten, daß er als Künstler seine Höhe erreicht habe — die Höhe, die bereits Niedergang ist.

Varena, im September 1912 Carl Dallago

Innsbrucker Kunstschau XVII

H. J. Weber-Tyrol: Kollektiv-Ausstellung (Museum Ferdinandeum). Jeder echte Künstler ist hochempfindlich gegen alles, was den Wesenskern seiner Zeit ausmacht. In unserer verwirrten Epoche, wo die Geschicklichkeit des Schwindels die Maske der Echtheit täuschend nachahmt und das Nornenseil der Kunst an der schneidenden Felskante der Intelligenz zerfranst, neigt sein Werk notwendig zum Ausdruck eines Weltuntergangsgefühles. Und einem Künstler wie Weber, der eine beinahe mystisch-dunkle Charakterfärbung mit bohrender Willenskraft vereint, bleiben die Tore zur lachenden Lebensfreude besonders fest verschlossen.

In allen seinen Arbeiten entschleiert er das Wesen seiner Wünsche und Aengste: die glühende Verehrung der wirkenden Stille in der Natur und das hoffnungslose Grauen vor dem nutzlosen Lärm des Alltagslebens. Seine Landschaften sprechen eine Trauer aus, die mit den Konflikten seiner seelischen Widersprüche allein nicht gedeutet werden kann. Es wirkt gewiß auch der Abscheu vor dem trostlosen Kunstbetriebe der Metropolen mit, und vor allem sucht er sich daher mit rastloser Zähigkeit von den Gemeinsamkeiten zu befreien. Weber ist am Wege. Er kommt aus der Zeit der Augenblicksmalerei, die mehr einer Art wissenschaftlicher Neugier Genüge tat, als edlerem Bedürfnis, und deren geringer künstlerischer Wert die Konkurrenz mit der Photographie nicht mehr aushalten konnte. Weber hat diese Zeit nur als Studienelement genützt. Sonst wäre es ihm heute nicht möglich, zu so einfachen und beseelten Formen zu finden. Ehemals verleitete ihn die unerbittliche Strenge gegen sich selbst auf Pfade, die ihm keine Heimat erschließen konnten. Seine edle schöpferische Phantasie war noch gehemmt durch Rücksichten auf vermeintliche Gesetzmäßigkeiten. Ueber diese hinaus geht jetzt sein Weg. Immerhin kann man sich noch jetzt den seelischen Gehalt seiner Landschaften gesteigert und reiner herausgeschält wünschen. Weber besitzt die hiefür nötigen Fähigkeiten ganz sicher. Ist sein Vertrauen auf die Allmacht der Intuition, die weiter hinausahnt, als alles Wissen weiß, und die Kräfte verleiht, die man braucht, durch Mißerfolge vor seinem eigenen Richterstuhle geschwächt, oder hat er jene Versuche daheim gelassen, die uns zeigen könnten, daß auch er erst wagt, dann wägt — jedenfalls ist es schade, daß er uns nur Arbeiten sehen läßt, die dem Philister nicht weh tun. Die Rücksicht auf den Gemeinverstand der Menge, die alles verdächtigt und ungerechten Hohn und überschätzenden Jubel in derselben Maulfalte bereithält, hätte ihn nicht hindern sollen. Der ehrliche Ausdruck echten Künstlertums braucht sich vor Niemandem zu rechtfertigen. Vor dem Mob kann er sich lächerlich machen, ohne die Würde alles Elementaren zu verlieren.

Benedikt.

ADOLF LOOS

der hervorragende Wiener Architekt, dessen originelle, vielumstrittene Reformgedanken über Baukunst und Gewerbe so viel Aufmerksamkeit gefunden haben, eröffnet soeben eine private Architekturschule, an der die Baukunst nicht nur in theoretischem Zeichnen, Kunstunterricht und Pläneentwerfen, sondern vor allem andern durch praktische Bauausführung, Studienreisen und Materialkenntnis gelehrt werden soll. Architekt Loos will auf diesem Wege seine Ideen, für die er seit fünfzehn Jahren in Wort und Tat kämpft und die seither so viel aufgenommen worden sind, nämlich für Anknüpfung an die alten Handwerks-Traditionen, Zweckherrschaft, Materialtreue und Einfachheit weiteren Generationen direkt vermitteln. Bedingung der Aufnahme wird eine Vorbildung sein, wie sie für den Eintritt in die k. k. Akademie gefordert wird. Begabte mittellose Aspiranten sollen Freiplätze und verschiedene damit verbundene Begünstigungen erhalten. Auskünfte erteilt Adolf Loos, Wien, III., Beatrixgasse 25

PHILISTER

VON

CARL DALLAGO

Preis 80 Heller (70 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG

erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT. Aufsätze. — Verlag L. Rosner, Wien. — K 7.20

SPRÜCHE UND WIDERSPRÜCHE. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 4.20

DIE CHINESISCHE MAUER. Essays. — Verlag Albert Langen, München. — K. 7.20

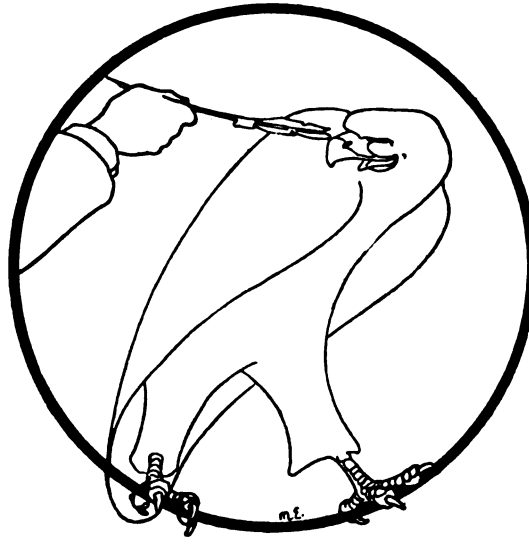
HEINE UND DIE FOLGEN. — Verlag Albert Langen, München. — 96 h

PRO DOMO ET MUNDO. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 3.—

NESTROY UND DIE NACHWELT. — Verlag Jahoda & Siegel, Wien. — 80 h

TIROLS KORYPHÄEN

ERSTE FOLGE



KARIKATUREN VON MAX ESTERLE

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Preis K 1.80

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand . . .

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . .

III. Jahr Heft 2

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Otto Weininger und sein Werk (Fortsetzung) / Hugo Neugebauer: Herbst / Georg Trakl: Verwandlung, Dämmerung, Trübsinn / Otto Zoff: Isebel / Rob. Müller: An die Jüdin / L. E. Tesar: Ein Traum / Paul Hatvani: Egger-Lienz / A. Bach: Welt der Aufklärung / Voranzeige / Karikaturenfolge 50: Max von Esterle: Georg Trakl.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag. Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. Oktober 1912 Heft 2

Otto Weininger und sein Werk / von Carl Dallago

(Fortsetzung)

Seit langem, vielleicht schon seit meiner physischen Reifezeit, ist in mir der Gedanke, daß ein Scheitern am Weibe wie ein Scheitern am Leben sein müßte. Der Fall Weininger bezeugt mir, daß dem so ist. Sein größeres Menschentum kehrte sich, weil es im Weibe nicht vorfand, was es suchte, *gegen* das Weib und ward so erst erfinderisch im Vorfinden gegen das Weib. Wer sucht, der findet. Weiningers philosophischer Geist *suchte* am Weibe nach Mängel und Fehlern: so fand er sie auch. Aber es ist Verirrung, mit der Geistigkeit des Philosophen sich dem Weibe zu nahen. Dazu ist das Weib nicht da; eher dazu, daß an ihm der Geist zum Ausruhen komme.

In Weininger degradiert der Wille des Philosophen das Weib zum Nichts: „Das Weib ist Nichts, es ist nur Materie ... Der Mann ist Form ... M lebt bewußt, W lebt unbewußt.“ Demnach: der Mann ist es, von dem das Weib, als Materie, erst die Form, die Bewußtheit, die Klärung empfängt. Was für ein zutreffendes Bild auf den Verkehr der Geschlechter angewendet! — Aber Weininger will das nicht; er sieht nur den Mann in das Nichts einbezogen, indem das Weib im Geschlechtsverkehr *die Bewußtheit*, *das Sein* empfängt, und sieht dadurch gleichsam das Nichts zum Sein erhoben. Damit, folgert er, lädt der Mann eine Schuld auf sich: Die Schuld

am Weib, an der Existenz des Nichts. Und Weininger sieht auch „jene tiefste Furcht im Manne: die Furcht vor dem Weibe... vor dem lockenden Abgrund des Nichts“ und meint: daß im Zusammenhange damit, daß erst das Böse am Manne das Weib schaffe, die Kirchenväter das Weib „das Instrument des Teufels“ nannten.

Eine geistige Ueberreiztheit des Empfindens wird man hier bei Weininger trotz der Logik der Folgerungen nicht leugnen können. Anstatt des „Etwas“ und „Nichts“ entspräche vielleicht auch besser: Fülle und Leere. Es ergäbe deutlicher, wie die Not der Fülle der Leere bedürftig ist. Und daß hier ein Austausch stattfindet, scheint mir von allen Rätseln in der Natur das natürlichste. Gerade der Mensch, als Mikrokosmus genommen, bedarf dieses Austausches zwischen Mann und Weib, zwischen Fülle und Leere, zwischen „Etwas“ und „Nichts“, um den ewigen Wechsel, den ewigen Auf- und Niedergang ersichtlich zu machen. Es hinterläßt kein Befremden. So beziehe ich das tiefe Gedicht „Weltengesicht“ von dem noch wenig gekannten Lyriker Hugo Neugebauer hier ein, indem ich die wunderschönen Strophen zitiere:

Wenn ich des Aufflugs höchstes Ziel erreicht,
muß ich zum Tiefsten mich hinunterneigen;

doch dies nicht eher als das Schwere leicht
geworden ist, das Leichte wieder Schwere
gewonnen, als der letzte Stern erbleicht:

Dann bad ich meiner Schwingen Paar im Meere
und hebe, von verjüngter Kraft durchzückt,
des Lebens Fülle in des Lebens Leere.

Und so, denke ich, legt der Umgang und Kräfteaustausch zwischen Mann und Weib, als gleichsam mikrokosmischer Umgang und Kräfteaustausch, in den ursprünglichen Menschen kein Schuldgefühl und keinen Ekel (der allerdings das sicherste Merkmal einer Schuld wäre). Und der bejahte

Phallus ist ihm nicht das Antimoralische; oder er ist es: dann ist dieses Antimoralische zum Erdenleben eben nötig. Es ist „die höchste Moral: Sei!“ Nicht umsonst nannte sich der wahrhafte Nietzsche Immoralist.

Der Mensch als Mikrokosmus mag seinen „Willen zum Wert“ auch in kleinen und kleinsten Dingen zeigen. So auch den Willen zum Wert seiner Oberfläche, seiner Körperlichkeit, der das Weib gleichsam erst Selbstzweck gibt. Deshalb kann der Mann seine Nacktheit nie so gut fühlen wie vor dem Weibe. Und sein Nacktsein tief fühlen können ist auch Befreiung. Diesen Erwägungen ist einer freilich nicht zugänglich, der mit eiserner Entschlossenheit dem Weibe die „Bewußtheit“, die „Seele“, das „intelligible Ich“ streicht, um sein Keuschheitsideal hoher Vernunft durchzusetzen. Ich würde es nicht wagen, selbst dem Tiere die Bewußtheit abzusprechen, da ich mir solche Bewußtheit in verschiedensten Graden, die wir nicht kennen, allen Lebewesen verliehen denke. Weniger Strenge würde hier weniger Gewalt und mehr Gerechtigkeit bedeuten. Es genügte wohl, den Mann als das zu zeigen, was die Bewußtheit des Weibes klärt und umgrenzt. Es wäre aber zu wenig, um das Weib fallen zu lassen, um es vermännlicht zu wünschen: eine Forderung, die zu stellen jenes Keuschheitsideal nötig hat.

Wieder fühle ich jenes Schürende in Weininger, das alle Brücken, die zum Weibe führen, abzubrechen begehrte, um den Bruch mit dem Weibe vollständig zu machen. Man denke sich den mannhaften Charakter, der „Geschlecht und Charakter“ schrieb, später von Liebe befallen. Diese Wahrscheinlichkeit in so jungen Jahren! Nicht umsonst gestand sich Weininger: „Dieses Buch bedeutet ein Todesurteil, entweder trifft es das Buch oder dessen Verfasser.“ Und: „Was ich hier gefunden habe, wird keinen so schmerzen wie mich selbst.“

Wenn ich nun noch höre, wie in der Vorrede von einem Freunde Weiningers über „Geschlecht und Charakter“ gesagt wird: „Wie alles, was Weininger geschrieben hat, so ist auch dieses Werk *eine Abwehr gegen das Nichts*, gegen das Böse,“ erkenne ich wieder die furchtbare Gefahr, in die das Bekanntwerden mit dem Weibe den Menschen Weininger gebracht haben muß. Es löste die Forderung aus: Alles oder Nichts! Und Weininger rang sich zur Entscheidung für völlige Enthaltsamkeit durch. Nun galt es, diese Entscheidung zu sichern. Es endete mit dem Willen zur völligen Aufhebung des Weibes — des Bösen — des Nichts.

Steht solche sittliche Idee, als Ziel, auch hoch, so scheint mir Weininger in den Mitteln, diese Idee zu befürworten, doch zu weit gegangen. Diese Schuld mußte er mit seinem Leben sühnen. So wird er selbst zum Vorwurf für ein dramatisches Mysterium, dessen Mythos er sich also gedacht hat: „Vielleicht hat der Mann bei der Menschwerdung durch einen metaphysischen *außerzeitlichen* Akt das Göttliche, die Seele, für sich allein behalten ... Dieses sein Unrecht gegen die Frau büßt er nun in den Leiden der Liebe, *in und mit welcher er der Frau die ihr geraubte Seele wieder zurückzugeben sucht*, ... weil er sich des Raubes wegen vor ihr schuldig fühlt ... Die Aussichtslosigkeit eines solchen Rückgabeversuches, durch den er seine Schuld zu sühnen würde trachten wollen, könnte wohl erklären, warum es *glückliche Liebe* nicht gibt.“

Denn das Weib hat Seele. Diese mag sich erst auffinden lassen, wenn der Mann liebt. Weininger, der die Liebe von ihrer Verkörperung, der Begattung, trennen wollte, raubte damit dem Weibe die Seele, um seine Seele vor dem Weibe zu sichern. Und wurde so schuldig und konnte nicht mehr *lieben*. Denn Lieben ist das Auffinden der

Seele im Leibe, somit auch im Weibe. Und es gibt nur glückliche Liebe!

*

Gegen das Ende hin verspüre ich in „Geschlecht und Charakter" eine Zaghaftigkeit des Verfassers. Es ist beinahe, als wollte er etwas gut machen oder wenigstens mildern. In diesem Sinne lese ich: „Die Frauen sind Menschen und müssen als solche behandelt werden. . . . Frau und Mann haben gleiche Rechte". Dieser Satz scheint mir ganz aus der Logik herauszufallen. Wer Geschlecht und Charakter in solcher Weise vorführt und zu so grundverschiedener Einschätzung von Mann und Weib gelangt, darf die beiden, wenn er deren Rechte bestimmen will, nicht mehr einfach Menschen sein lassen. An völlig verschieden gearteten Wesen sind auch die Rechte nicht mehr die gleichen. Und ein Werk wie „Geschlecht und Charakter" müßte die Sonderrechte von Mann und Weib erst recht hervorheben. Vielleicht wäre gerade von hier aus gegen die Tendenz von „Geschlecht und Charakter" ein vernichtender Schlag zu führen, wenn man den Begriff Recht möglichst ursprünglich anwenden wollte. Denn jedenfalls müßte dann jedem Geschöpf das Recht bleiben zu seiner natürlichen Beschaffenheit. Es schließt die Sonderrechte in sich, die gewiß für Mann und Weib nicht die gleichen sind, weil die natürliche Beschaffenheit von Mann und Weib nicht ein Gleiches ist. Der fortgeschrittene Mensch begibt sich vielleicht mit der Steigerung seines Sich-Bewußtwerdens mehr und mehr der Rechte. Das Recht nimmt für ihn immer mehr die Form eines Schutzes oder einer Entschuldigung an, deren er immer weniger benötigt. Das Recht in solcher Form gebührt entschieden in größerem Maße den Frauen und den Kindern. Das Recht als Macht aber ist ein Problem, das sich zum Individualitäts- und Menschlichkeitsproblem anwächst. Doch da verläßt das Weib auch schon

den Plan mit der Witterung, daß hier etwas herauskommen könnte, das seiner Hingabe würdig ist.

Und der Mann und Mensch — die große Individualität — der sein Ich in sein Sein hineintrug, so daß er, wenn er vom Dasein nimmt, noch von seinem Teil erhält, verfolgt das Weib mit den Blicken. Und denkt ihrer, wenn die Last des Lebens ihn drückt. Und erfreut sich ihres weiblichen Anblicks und des Vorhandenseins ihrer weiblichen Schwäche, die zur heiteren Hingebung die Kraft findet. Und glaubt den Kirchenvätern nicht, die selber einer Weiblichkeit dienten, der Mutter Kirche, und deshalb vielleicht das Weib in seiner ursprünglicheren und ewig jüngeren Weiblichkeit schlecht machten. Und begehrt diese ursprüngliche Weiblichkeit und erzittert vor ihrer Willigkeit und fühlt, wie sie ihm ein Instrument wird, das er dankbar an sich drückt und aufgreift, um es gegen alle Teufel, gegen alle unheilvolle Unlust zu spielen.

*

Es erübrigt mir noch, dem Verhältnis zwischen Mann und Weib, wie ich es den Ausführungen von „Geschlecht und Charakter" entgegenstelle, eine bestimmtere Prägung zu geben. So denke ich: Mit dem Wachstum des Menschen geht das Wachstum seines Liebens Hand in Hand. Dieses wird freier, vom Objekt losgebundener. Die Zeitlichkeit wird immer seltener, in der es jene reife Sucht befällt, die es zwingt, sich zur völligen körperlichen Vereinigung niederzulassen. Denn das wahre Wachstum des Menschen bringt es vielleicht mit sich, daß das Geschlecht immer mehr zu Geist oder Seele wird. Der Vorgang könnte auch im Weibe gleichsam sein Widerspiel finden, wenn das Weib nur W e i b genug, wenn es Willigkeit und Hingabe genug ist. Denn es wäre möglich, daß dem männlichen Willensmangel zur Geschlechtslust auch die weibliche Willigkeit erliegen würde. (Aehnliches zeigt Ibsen in „Ros-

mersholm".) Das Entscheidende wäre: Ob Weib auf Geist reagiert?

In der freudenreichen Rosenkranzformel des katholischen Ritus heißt es: „Die du vom heiligen Geist empfangen hast!" Es sagt wohl: Daß auch Geist die Willigkeit im Weibe auslöst, die zu stofflicher Empfängnis führt. (Denn Geist muß erst zu Stoff kommen, um Stoff zu gebären.) Und sicher ist es auch, daß das Weib — und zwar je mehr es *Weib* ist — zu großen Menschen sich hingezogen fühlt, daß es die Kraft des Geistes am Manne fühlt. (Man denke nur an die Macht Jesu, des reinsten Menschen, über das Weib.) Weib reagiert demnach auf Geist. Es spricht für die geistige Empfänglichkeit der Weibsnatur und dafür, daß diese nicht dem Stofflichen allein zugekehrt ist. Es macht *das absolute Weib*, das Nur-Weib, zum wünschenswertesten Typus, da es seinen Platz dem Manne gegenüber — also seinen natürlichen Platz — am besten ausfüllt. Es bekundet auch die höchste mögliche *weibliche* Individualität: in das Wachstum des Mannes ihre Entfaltung zu legen. Sie ist es, die die Idee der unbefleckten Empfängnis dartut: nicht in dem Sinne, „daß die absolute Mutter den Koitus nie als Selbstzweck, um der Lust willen, herbeiwünschen würde", — auch nicht als etwas, das empfangen will, ohne zu empfangen — sondern als etwas, *das durch die Empfängnis nicht befleckt wird*.

Je mehr man selber Natur wird, umsomehr gewahrt man überall ihre Ethik, und daß die Bedingungen auch zu höchsten Möglichkeiten zwischen Mann und Weib bereits geordnet in ihr liegen. Deshalb wird es eigentlich müßig, über diese Dinge sich Gedanken zu machen. Weiseste Menschen redeten darüber nicht viel, sie strebten hier *nicht* zu ordnen. Und jenes weiseste Buch eines alten Volkes, der „Taoteking", das das ganze Erdendasein des Menschen zum Vorwurf hat und alles berührt und sogar von

„Mäßigung der Begierden" spricht, meint damit nur die Begierden nach zeitlichem Gut und Vorteil, die zu Ueblerem führen, und hat für das Verhältnis von Mann und Weib kein Wort übrig.

Ein anderer philosophischer Geist der Gegenwart, der in manchem an Weininger erinnert — dessen Dualismus sich aber mehr zur Tat formte, zu einem Sichabfinden des leiblichen mit dem geistigen Menschen (wohl infolge eines glücklicheren Ausreifens) — Karl Kraus kommt zu dem tiefen Ausspruch: „Die Kinder würden es nicht verstehen, warum die Erwachsenen sich gegen die Lust wehren; und die Greise verstehen es wieder nicht." Es enthält einen Vorwurf gegen alle Ordner in Geschlechtsdingen. Ich lege ihm die Erkenntnis zugrunde: Die Natur ist weiser als alle Nur-Vernunft. Und es ist vielleicht der ewige Sündenfall des Menschen, daß seine Vernunft dies nicht einsehen will. Er vertreibt sich selber damit aus dem Paradiese.

*

„Die Emanzipation des Weibes vom Weibe", die hohe sittliche Idee Weiningers, habe ich nun von mir getan. Die Emanzipation des Weibes vom Manne ist nicht ernst zu nehmen. Nötig scheint mir nur: die Emanzipation des Weibes vom Verfall. Denn erst der Verfall ruft eine „Frauenfrage" hervor, und ich wittere für Zeiten, die in diesem Punkte Erwägungen laut werden ließen, bereits Verfall. Im Occident wie im Orient. Selbst Nietzsche beachtet diese Verfallssymptome zu wenig. Die Stelle aus seinen Schriften, die dies beleuchten soll und die Weininger im letzten Kapitel seines Buches zitiert, lautet: „Sich im Grundproblem ‚Mann und Weib' zu vergreifen, hier den abgründlichsten Antagonismus und die Notwendigkeit einer ewig-feindseligen Spannung zu leugnen, hier vielleicht von gleichen Rechten, gleicher Erziehung, gleichen Ansprüchen

und Verpflichtungen zu träumen: das ist ein typisches Zeichen von Flachköpfigkeit ... Ein Mann hingegen, der Tiefe hat, ... kann über das Weib immer nur orientalisch denken: — er muß das Weib als Besitz, als verschließbares Eigentum ... fassen, — er muß sich hier auf die ungeheure Vernunft Asiens, auf Asiens Instinkt-Ueberlegenheit stellen, wie dies ehemals die Griechen getan haben, die besten Erben und Schüler Asiens, — welche, wie bekannt, von Homer bis zu den Zeiten des Perikles, mit zunehmender Kultur und Umfänglichkeit an Kraft, Schritt für Schritt auch strenger gegen das Weib, kurz orientalischer geworden sind."

Weininger rügt hier mit Recht: „Der Individualist denkt hier durchaus sozial-ethisch" und überführt Nietzsche einer Inkonsequenz. Aber Nietzsches orientalisches Denken über das Weib hat entschieden weniger Uebles an sich als Weiningers sittliche Vernunft, die das Weib vermännlichen will. Diese hat in ihrem Sittlichen etwas extrem Christliches. Weininger kam ja aus dem Verfall des Judentums zum Christentum. Nietzsche, der aus dem Christentum kam, suchte ein antikes Ideal und ist hier extrem orientalisch und nicht groß. Es berührt auch mehr wie ein momentaner Erguß, wie momentanes Verweilen. Es bedeutet noch nicht sein Hinaus- und Hinauf-Kommen. Nietzsche hat über Mann und Weib auch Schönstes ausgesagt: „Das Glück des Mannes heißt: ich will. Das Glück des Weibes heißt: er will. Und gehorchen muß das Weib und eine Tiefe finden zu seiner Oberfläche". Das atmet Ursprung und keinen Verfall, auch ist es unvereinbar mit dem vorher Zitierten. Es verneint jeden Antagonismus, und wenn es solchen vorhanden sein läßt, wäre es nur, der Spannung die größte Anziehung zu geben. Es ist auch kein „Ewig-Feindliches" da, oder wenn es da sein sollte, ist es nur Verkleidung eines Wollens nach innigstem Zusammenschluß.

Es ist die Natur des Weibes, die nach dem Glück verlangt: „Er will". Das Weib will seine Willigkeit anbringen, diese bedingt seine Freiheit. Wer das Weib als Besitz, als verschließbares Eigentum hält, schädigt sich, ja nimmt sich den Besitz des Weibes vorweg. Dieses ist an der eigenen Erfüllung gehindert. Das „dem Manne Gehorchen" muß ein „dem Weibe Gehorchen" sein und nicht ein Gehorchen einem Machtverhältnis des Mannes. Es ist immer Verfall da, wo ein solches Machtverhältnis in Kraft tritt.

Hier ist nicht der Platz nachzuspüren, inwieweit bei den Griechen mit dem Machterwerb des Mannes gegen das Weib der Verfall zusammentrifft. Es sei hier nur daran gemahnt, daß ein Tun des Verfalls oft lange Zeit — auch Jahrhunderte — verstreichen läßt, bis es als Verfall genügend in Erscheinung tritt. Und daß die Zeit von Homer bis Perikles zunehmende Kultur zeigte, wäre noch kein Beweis dafür, daß in ihr nicht bereits etwas gelegen hätte, das später den Verfall nach sich zog. Eine Zeit der scheinbar größten Blüte kann bereits ein Tun des Verfalles, gleichsam als Keim, in sich tragen und umgekehrt. Sicher ist: daß, wo Strenge sich nötig macht, immer etwas schwächer geworden ist. Strenge ist verkleidete Gewalt; und wo Gewalt gebraucht wird, ist eine bessere Kraft, ist eine Macht im Versiegen.

So stimmen wir hier gegen Nietzsche, sind aber weit entfernt der Auslegung beizustimmen, die Weininger seiner Ablehnung gibt: „Der Koitus ist in allem Asiatismus die Bezahlung, welche der Mann der Frau für ihre Unterdrückung zu leisten hat. Und so sehr es die Frau charakterisieren mag, daß sie um diesen Preis sicherlich stets auch dem ärgsten Sklavenjoch sich gerne fügt, der Mann darf auf den Handel nicht eingehen, weil auch er sittlich dabei zu kurz kommt." Denn diese schlechte Meinung über das

Weib können wir niemals teilen, nicht etwa, weil wir gegenteilige Erfahrungen gemacht hätten, sondern weil wir letzten Endes selber Schöpfer des Weibes sind, das wir in uns tragen, und so mit jener Meinung uns nur selber verurteilten.

Aber da wir das Weib auf Stoff und Geist reagierend wissen, sehen wir dadurch ein *natürliches* Machtverhältnis des Mannes geschaffen, das wir durch kein *neues* Machtverhältnis, durch keine Satzung und keine Ordnung schädigen und entstellen möchten. Dieses natürliche Machtverhältnis dürfte es mit sich bringen, daß dem besseren Manne, als einer stärkeren Kraft, das Weib auch *mehr* eignet, und daß die am meisten veräußerlichten und verphilisterten Menschen des Weibes, als einer von der Kraft des Mannes ausgelösten Willigkeit, am wenigsten teilhaftig werden, da auch ihr Stoffliches das wenigste Leben hat. Wenn es anders auszusehen scheint, wäre zu fragen: ob das, was solche Leute genießen, auch *Weib* ist? Und die „Zahl der Beischläfe" die „Legitimation eines Masculinums" werden zu lassen, widert auch uns an. Denn wir denken, es ist die Kläglichkeit solcher Gecken der Lust — deren jeder sich schon als Don Juan fühlt, ohne von Don Juan'scher Menschenart eine Ahnung zu haben — an der sich *der Verfall* des Weibes erst völlig herausgetraut. Und wer beim Beischlaf sittlich nicht zu kurz kommen will, muß des Weibes Willigkeit mit seinem ganzen Liebeswillen aufwiegen. Es bringt vielleicht mit sich, daß er überall zu kurz kommt, sogar in der Lust. Des Weibes teilhaftig werden, müßte jedoch dem Manne immer Wachstum sein. Denn es würde eine Willigkeit in seinen Willen legen, so daß dieser zu immer Neuem und Höherem gelangen könnte. Es könnte dahin führen, daß schon die Willigkeit zur Lust würde, wodurch der Beischlaf als solcher immer mehr in den Hintergrund käme. Zuletzt wäre es eine Art Ueberwindung des

Beiſchlafes durch das Weib. Und ſo wohl auch ſittlicher als eine ſittliche Idee, die zwingt, etwas zu verneinen, was ein Werk der Schöpfung iſt.

Das alles ſpräche zugleich gegen Nietzſche, der mit der Forderung, das Weib als „Beſitz", als „verſchließbares Eigentum" zu faſſen, die Willigkeit in der Weiblichkeit — ihr Wachstumfähigſtes: Das Weib im Weibe — einem Machtverhältnis opfert, ſo daß ihr Eigenſtes: „Er will" erwürgt wird. Denn: das Weib muß gehorchen können. Es iſt jetzt die Weibsnatur, die dieſe Forderung ſtellt, drohend und unerbittlich, nicht der Mann. Sie bedarf hiefür ihrer völligen Freiheit. Es bedeutet: Die Emanzipation des Weibes vom Verfall. (Hier erhellt ſich die Sphäre, aus der der Verfall am Weibe herrührt: Aus der Sphäre, die die Männer zu Weibern machte — aus Geſittung, Geſellſchaft, Ziviliſation.)

Der Menſch aber, der auch Mann genug iſt, wiederholt ſich die Forderung in ſeinem Lichte. Es bleibt ihm: Das Weib muß gehorchen! Doch ohne alle Drohung. Er hört es dahin: daß erſt, wo das Gehorchen iſt, das Weib iſt. Und ſucht und ſucht. Und je mehr er Mann und Menſch iſt, umſo weniger iſt es ihm vielleicht beſchieden, das Weib unter den Weibern zu finden. Es iſt vielleicht, weil das Geſchick mehr mit ihm vor hat — ihm mehr Weib, mehr Willigkeit, mehr Gehorchen noch zuwenden will. Es läßt ihn immer einſamer werden, wodurch er auch immer mehr zu ſeinem menſchlichſten und natürlichſten Geſetz kommt, das ihn alle Pflichten löſen, allen Banden ſich entziehen läßt. So betritt er vielleicht ein Empfindungsbereich, das ihn in eine ſolche Verfaſſung bringt, daß ihm die Einſamkeit zum Weibe wird. Ihre Willigkeit begegnet unendlich ſeinem Willen. So erhielte ſein Jaſagen zum Weibe ſein „Dionyſiſches."

Damit beende ich meine Exkurſion durch „Geſchlecht und

Charakter", noch hinweisend auf die erhabenste Stelle dieses Werkes, die uns „das Dionysische Kantens" vorführt, den der Verfasser dauernd am höchsten verehrt hat. Umso merkwürdiger bleibt es, daß er sich anschickte, über einen begrifflich unumstößlich feststehenden Satz dieses Philosophen hinweg in bewußtester Weise dem Menschen das Weib zu nehmen. Er nahm damit nur seinem Erdendasein die Freiheit und ertrug es bald nicht mehr. Düster steht nun und warnt Kantens Satz: „Erst Mann und Weib zusammen machen den Menschen aus".

(Schluß folgt)

Herbst / von Hugo Neugebauer

Der Feuerglanz der Sonne ist erloschen,
Entspannt ist ihres Bogens straffe Senne,
Das goldne Weizenkorn ist ausgedroschen,
Die taube Aehre dunkelt auf der Tenne.

In trüben Lüften Mückenflügel schwirren,
Aus schwarzem Moore über braunen Acker
Lichtmännlein gaukelnd hin und wider irren
Verführerisch mit geisterndem Geflacker.

Kreischende Krähen hacken aus den Schollen
Lichtscheue Larven mit den spitzen Schnäbeln,
Des Himmels Augenlider sind geschwollen
Von Regentränen und gesenkt von Nebeln.

Früh taucht der Tag in Nacht mit bleichen Scheinen,
An blasser Mauer brennt die Fieberröte
Welkenden Laubs und selbst die Steine weinen
An Waldes Saum beim Ton der Hirtenflöte.

Verwandlung, Dämmerung, Trübſinn/ von Georg Trakl

Verwandlung

Entlang an Gärten, herbſtlich, rotverſengt:
Hier zeigt im Stillen ſich ein tüchtig Leben.
Des Menſchen Hände tragen braune Reben,
Indes der ſanfte Schmerz im Blick ſich ſenkt.

Am Abend: Schritte gehn durch ſchwarzes Land
Erſcheinender in roter Buchen Schweigen.
Die Fledermäuſe pfeifen in den Zweigen
Und grauenvoll verfällt ein leer Gewand.

Geruhiges vor einer Schenke ſpielt,
Ein Antlitz iſt berauſcht ins Gras geſunken.
Hollunderfrüchte, Flöten weich und trunken,
Reſedenduft, der Weibliches umſpült.

Dämmerung

Im Hof, verhext von milchigem Dämmerſchein,
Durch Herbſtgebräuntes weiche Kranke gleiten.
Ihr wächſern-runder Blick ſinnt goldner Zeiten,
Erfüllt von Träumerei und Ruh und Wein.

Ihr Siechentum ſchließt geiſterhaft ſich ein.
Die Sterne weiße Traurigkeit verbreiten.
Im Grau, erfüllt von Täuſchung und Geläuten,
Sieh, wie die Schrecklichen ſich wirr zerſtreun.

Formloſe Spottgeſtalten huſchen, kauern
Und flattern ſie auf ſchwarz-gekreuzten Pfaden.
O! trauervolle Schatten an den Mauern.

Die andern fliehn durch dunkelnde Arkaden;
Und nächtens ſtürzen ſie aus roten Schauern
Des Sternenwinds, gleich raſenden Mänaden.

Weltunglück geiſtert durch den Nachmittag.
Baraken fliehn durch Gärtchen braun und wüſt.
Lichtſchnuppen gaukeln um verbrannten Miſt
Und Schläfer ſchwanken heimwärts, grau und vag.

Auf der verdorrten Wieſe läuft ein Kind
Und ſpielt mit ſeinen Augen ſchwarz und glatt.
Das Gold tropft von den Büſchen trüb und matt.
Ein alter Mann dreht traurig ſich im Wind.

Am Abend wieder über meinem Haupt
Saturn lenkt ſtumm ein elendes Geſchick.
Ein Baum, ein Hund tritt hinter ſich zurück
Und ſchwarz ſchwankt Gottes Himmel und entlaubt.

Ein Fiſchlein gleitet ſchnell hinab den Bach;
Und leiſe rührt des toten Freundes Hand
Und glättet liebend Stirne und Gewand.
Ein Licht ruft Schatten in den Zimmern wach.

Iſebel / von Otto Zoff

Königin Iſebel begann ungeduldig zu werden. Als aber die erſten Schatten der Dämmerung niederfielen, kam endlich Naboth aus ſeiner Hütte und wandelte langſam in ſeinem Weingarten von Rebenſtock zu Rebenſtock und blieb oft ſtehn und wandelte wieder weiter. Königin Iſebel ging, ohne ihren Schritt zu beſchleunigen, bis zu dem Zaune vor, der den königlichen Park von Naboths Weingarten trennte, zierlich ſich hin und wieder wiegend und das Haupt in den Nacken zurückgelegt, ſo daß ihre Augen im letzten Lichte wie grüne Edelſteine leuchteten. Naboth ſah von den Reben auf, während ſeine Stirn den Schatten einer vorüberwehenden Sorge trug, aber

er bemerkte die Königin nicht. Er legte sein Haupt in den Nacken, schmiegte die Hände in die Falten des Talars und sah zum Himmel empor. Er sah den Abend auf unzähligen rieselnden Wolken und in einem schmeichelnden Winde von der Ebene herüberkommen. Isebel aber stand nun am Zaune und lehnte die bloßen Arme auf und lachte dann leise. Da drehte sich Naboth um und beugte sich tief, während sein Gesicht verschlossen blieb.

Isebel lachte verhalten und ihre Schultern schimmerten unter dem grünen Seidengewebe. „Nun, Naboth, gibst du uns noch immer nicht deinen Weingarten? — —"

Naboth aber entgegnete ruhig, während sich sein Blick an Isebel vorbeilegte: „Das lasse Jehovah fern von mir sein, daß ich das Erbe meiner Väter dem König Ahab geben sollte."

„Wie du stolz bleibst, schöner Naboth . . . Warum stehst du mir so fern? Wagst du nicht, der Königin näherzutreten . . . ? Der Abend ist so warm, ich möchte manches mit dir reden . . . tritt doch näher . . ."

Er ging ein paar Schritte gegen sie vor, während seine Hand in dem langen Barte spielte. Isebel stand über den Zaun gebeugt, die Brüste an das Holz gedrückt, und sagte langsam:

„Was spricht man von mir in Samaria?"

Naboth entgegnete:

„Man spricht nicht gut von dir . . ."

Sie warf das Haupt leicht auf: „Warum?"

„Oh," sagte Naboth, als spräche er nicht von ihr. „Es war nicht gut vor den Augen Jehovahs, daß Ahab ein Weib aus Zidonien nahm . . . du hast ihn verführt, neben dem Hause Jehovahs ein Haus Baals zu bauen. Du hast viele verführt, die starke Männer einst waren und gottfürchtig und gerecht; und nun sind sie vom Teufel besessen. Und es ist nicht gut, das Geschmeide, das du trägst, die

goldenen Gehänge und die Perlen, denn durch drei Jahre hat Israel keinen Regen gehabt und das Land ist verödet und arm ... Aber du hast die Herzen der Männer mit deiner Schönheit weich und kindisch gemacht!"

Isebel beugte sich rasch vor: „Bin ich schön? Naboth, bin ich schön?"

„Mußt du mich täglich fragen?"

„Oh — du willst es mir nicht sagen. Und ich will es aus deinem Munde hören. Niemand braucht es mir sagen; aber du sollst es. Bin ich schön — Naboth? Sieh, mein Haar: sie sagen, es sei wie die Palmen in der Nacht. Meine Wangen: sie sagen, sie seien wie die Granatäpfel, die in der Mittagssonne leuchten. Meine Lippen: sind sie nicht wie die Fäden des Purpurs, das die Knechte von Tyrus bringen ... O, sag mir, daß ich schön bin..."

Und da er nicht antwortete:

„Ist dir all dies nicht genug? Ich will meine Schönheit vor dir hinlegen wie ein Kaufmann seine Ware vor dem unzufriedenen Käufer. Sieh, meine Schultern, — sind sie nicht wie Weizen, wie reifer, wogender Weizen? O meine Schultern sind —"

Da rief er: „Du versündigst dich, Königin!"

Sie aber richtete sich auf und faßte mit beiden Händen ihre Brüste und hob sie auf und sprach wie in einem Gesang: „Siehe, siehe, Naboth: meine Brüste —! Sie sind wie Trauben —!"

Da warf er die Arme gegen sie und schrie auf und wich zurück. Isebel aber, von Gier besessen, bäumte ihm ihren Körper entgegen und rief:

„Mein Schoß ist wie ein Hain —"

Er aber, schon weit in den Abend zurückgewichen, klagte aus der Ferne:

„Wehe, wehe, wehe! Du treibst Unzucht vor den Augen des Herrn. Die Hunde und Vögel werden deinen Leichnam

freſſen, Iſebel! Schmach wird deine Kleidung ſein. Und du ſelbſt wie Spreu im Wind —!"

Sie ſtand ſtill und horchte, aber ſie ſah ihn nicht mehr. Der Abend ruhte dunkel über der Erde, der Geruch der Oelbäume wurde ſchwer und ſtark. Ihre Hände ſanken von ihren Brüſten und es war ihr, als ob die Lider von einer ſchweren Flüſſigkeit angefüllt ſeien und die Augen drückten. Dann öffnete ſich ein wenig der Mund. Sie wollte Naboth etwas nachrufen. Aber die Lippen zogen ſich zuſammen und es wurde nur zu einem böſen Lächeln, das bis in die Schläfen hinauflief. So ſtand ſie eine Weile und war zuſammengeduckt und zitterte.

Dann richtete ſie ſich empor und begann, ſich langſam den Weg zum Palaſte aufwärts zu tragen. Ihr Haupt hing ſo tief, daß das Kinn den Hals drückte. Hie und da aber ſchüttelte ſie es jäh und ſchlug eine heiſere, wilde Lache auf, wobei es ſchien, als gierten ihre ſpitzen Zähne nach der Nacht. Dann aber ſank ſie wieder in ſich zurück und ihr Körper taumelte im Schreiten und ihr Fuß ſchien nur unſicher den Boden zu finden.

Auf der Terraſſe des Palaſtes ſtanden Ahab und Obadja, der Hüter des Hauſes, und ſahen ſchweigend in den Abend hinaus. Iſebel erkannte, wie ſie nun die Treppe aufwärtsſtieg, daß der Unmut über gehörte Worte das Geſicht des Königs bedeckte und ſeine halbgeſchloſſenen Augen gleichſam von innen verbrannte. Und ohne deſſen zu achten, daß Obadja ſich tief vor ihr beugte, trat ſie neben den König und fragte: „Noch immer über Naboth unmutig?"

Und als der König, ohne ſich zu ihr zu wenden, von ſeinem Zorn erſtarrt daſtand, fuhr ſie fort: „Ich habe ihn ſoeben zum letztenmal gebeten, uns den Weinberg zu verkaufen. Ich bot ihm hohe Preiſe. Aber er blieb ſtarr und ſprach von Eurem Jehovah und den Vätern . . . Du

wirſt eben verzichten müſſen, einen ſo großen Garten zu beſitzen wie dein Bruder, der König von Juda."

Und als der König ſich noch immer nicht rührte, wich ſie wieder von ihm ab, tänzelte ein paar Schritte. Dann lehnte ſie an einer anderen Seite der Terraſſe und ſah in den ſchlafenden Garten hinab und ſog den Geruch der Oelbäume ein. Und fragte plötzlich:

„Warum töteſt du ihn nicht?"

Da brach es gequält aus Ahab: „Wenn ich nur könnte! Ha, wenn ich könnte! Aber er iſt dem Volke wie ein Prophet. Er hat in der Wüſte gelebt und die Stimme Jehovahs ſoll zu ihm niedergekommen ſein . . ."

Und dann mit einer Geſte des Ekels:

„Aber wir wollen nicht mehr davon ſprechen . . ."

Und er wandte ſich und ging in den Palaſt.

Iſebel rührte ſich nicht. Obadja aber richtete ſich nun aus ſeiner Erſtarrung und reckte ſich und ſchritt ſchweren Ganges längs der Brüſtung auf und ab, wobei ſein Schwert von Zeit zu Zeit ſchrill auf den Stein fiel. Auf den Wegen des Gartens wurden die Schatten der Diener lebendig, die in den ſteinernen Kandelabern Fackeln anbrannten. Das rote Licht warf ſich aus dem Schwarz der Nacht wie große und breite Zungen: ſie ſtreckten ſich und zogen ſich zuſammen und ſchienen zu ſuchen und wieder zu verlieren. Nur ſelten drang aus dem Hauſe der vereinzelte, hohle Ruf eines Aufſehers, das Lachen einer Dirne, das Klirren getragener Geräte . . .

Träge richtete ſich Iſebel aus ihrer hingebückten Stellung auf, ſah mit flirrenden Augen zu Obadja hin. Und dann begann ſie gleich ihm die Terraſſe nach allen Richtungen abzugehen. Einige Zeit. Bis ſie ihm plötzlich in den Weg lief. Da ſtanden ſie ſtill . . .

Sie fragte:

„Wie lange ist es schon, daß du nach dem Weibe deines Königs Begehr trägst?“

Obadja fuhr zurück und warf die Hände mit langgespreizten Fingern auf. Sie lächelte. Dieses Lächeln verwundete ihn und in Schmerz fand er wieder zu sich selbst. Noch wollten seine Lippen ihm nicht zu Diensten sein. Dann aber stürzte das Wort aus ihm, nach dem er haschte: „Seitdem ich dich gesehen habe ... .“

Isebel sah ihn von unten zwischen den Wimpern an: „Wenn du mein Haar küssen dürftest oder meine Hände, was würdest du für mich tun?“

„Alles.“

Und sie, nach einer Weile:

„Weißt du, daß Naboth Jehovah und den König Ahab laut gelästert hat, als er heute Abend in seinem Garten stand?“

Obadja taumelte erschreckt zurück:

„Naboth? “

„Du weißt es nicht?“

Und langsam, während sie jedes Wort scharf aus ihrem Munde fallen ließ und während ihr Gesicht sich immer näher zu den Lippen Obadjas bog, flüsterte sie: „Wenn du es noch nicht weißt, — so — sollst — du es — von — jetzt an wissen.“ Und plötzlich schnellte sie sich auf und entbrannte ihre Augen und zischte: „Und siehe dazu: daß es morgen ganz Samaria weiß!“

Aber Obadja stand wie von einem großen Schreck an Händen und Füßen gefesselt. Sein Mund klaffte der Königin entgegen, während seine Augen, allen inneren Leuchtens beraubt, wie zwei große, fahle Glaskugeln aus ihren Höhlen traten.

Sie aber wich langsam von ihm, indem sie den Oberleib so rückwärts bog, daß sich ihre Brüste gegen das Kleid

ſpannten, als wollten ſie wie Früchte aus ihrer Schale ſpringen. Und während ſie Schritt für Schritt ſeinen ebenſo entſetzten als gierigen Augen ferner wurde, mahnte ſie nochmals:

„Siehe zu, daß es morgen ganz Samaria weiß, daß Naboth Jehovah und den König Ahab geläſtert hat . . .“

Da ſchrie Obadja wie in letzter Abwehr auf.

Iſebel ſtand ſchon in der Türe. Von innen warf ſich das feſtliche Licht um ihren Körper. Sie beugte ſich vor und lächelte und rief leiſe: „Du willſt alles für mich tun, wenn du mein Haar küſſen dürfteſt . . . Es liegt an dir, daß ich morgen die Türe meines Schlafzimmers zu ſchließen vergeſſe . . .“

Noch einen Augenblick ſtrahlte ihn ihr Lächeln an, das wie Silber von Lippen und Augen zu rieſeln ſchien. Dann war ſie ihm entſchwunden.

Und dann ſaß ſie an der Seite König Ahabs in dem großen, prangenden Saal, unter den Hunderten der Gäſte und Freunde. Und während der König in ſeinem Zorn verbiſſen, wie alleingelaſſen in der lauten Runde, daſaß und die Speiſen kaum berührte und nur den Wein aus einem goldenen, mit dem Bilde dreier häßlicher Götter verzierten Becher in ſchnellen Zügen trank, war ſie ganz Fröhlichkeit und ihre Augen ſchienen von tauſend grünlich ſchimmernden, durcheinander tanzenden Funken erhitzt zu ſein. Ihr Blick lief immerwährend durch den ganzen Saal, lag bald auf dieſem, bald auf jenem, immer nur wie ein Tropfen Lichtes, der gleich wieder verliſcht. Endlich blieb er auf dem Harfenſpieler Joram liegen, der in der Ecke des Saales auf das Ende der Schwelgerei wartete, um dann dem Könige vorzuſpielen. Er war noch ganz jung, kaum aus den Kinderjahren gekommen. Aber der Blick, mit dem er Abend für Abend zu Iſebel hinüberſah, immer nur furchtſam und ſchnell, war von der Leidenſchaft des Mannes

angezündet. In dieſen Blick hatte ſich die Königin oft und oft gleichſam hineingelegt, hatte ſich von ihm gleichſam umſchmiegen und küſſen laſſen und hatte ihn jedesmal wie das Verſprechen einer großen, innerlichen Kraft hingenommen. Nun ließ ſie dieſem Blick den ihren begegnen, in einer heißen, ringenden Zeitſtrecke zuſammenſtoßen. Und, trotzdem ſie ſogleich wieder nach anderen Orten Ausſchau zu halten ſchien, ſo fühlte ſie doch, daß der ſchlanke, knabenhafte Körper des Knaben wie von einem großen Ereignis getroffen worden war.

Später fragte ſie ſo nebenhin in ihre nächſte Umgebung hinein: „Wer iſt eigentlich der Knabe dort, der Harfenſpieler —?“

Da erzählte man ihr, er ſei ein Hirtenjunge vom Karmel, wo er die Schweine ſeines Vaters gehütet habe. Als Ahab in den Krieg mit Ben-Hadad gezogen, da ſei er, nur mit einem Lammfell um die Lenden bekleidet, zu ihnen gekommen, um ſich anzubieten. Aber er ſei zu ſchwach für den Kriegsdienſt geweſen und wäre unter der Laſt des Schildes beinahe zuſammen gebrochen. Man hätte ihn dann als Diener Ahabs mitgenommen. Und da es ſich nun an den Raſtabenden gezeigt habe, wie ſchön er das Harfenſpiel meiſtere, ſo hatte ihn Ahab gern bei ſich behalten und ſogar lieber gewonnen als manchen ſeiner älteſten Freunde.

Ein anderer erzählte wieder von der Frömmigkeit des Knaben, der keine anderen Götter als Jehovah kennen wollte, ſich ſtrenge von dem Genuß der unreinen Tiere enthielt, und am Sabbath wie ein Entzückter im Gebete lag. Und man lächelte über ihn.

Die Königin aber ſprang von dieſem Geſpräch wieder auf ein anderes und lachte und trank viel an dieſem Abend. Bald neigte ſie ſich hierhin, dann dorthin, immer überſchüttet vom Gelüſte der vielen Blicke und dem Golde der Flammen, das von der Decke des Saales wie ein

ſprühender Regen niederſank. Sie ſelbſt aber ſchien in Gold zu verfließen; denn ihr Kleid, mit dem Golde von Ophir durchwirkt, blitzte und funkelte bei jeder Bewegung. Goldene Gehänge und goldene Schnüre mit eingefaßten Perlen ruhten unter dem Halsanſatz, nahe den Brüſten. So ſchien, wenn ſie eine jähe, kleine Bewegung machte, der ganze übrige Saal wie beſchämt in Dämmerung zurückzuſinken und nur ein dunkles Schauen zu ihr hin zu ſein.

Dann ſang der Jüngling Joram. Aber ſeine Stimme klang hohl in dieſer Luſtigkeit, fremd und ſtörend. Die Saiten der Harfe aber hörte man gar nicht, ſie ſchienen kaum berührt zu werden: und als man hinſah, ſah man ſeine Hände wie ohne Kraft und Sinn in der Luft flattern, hie und da eine Saite treffen und nicht ſelten wie in einer Anwandlung bleierner Müdigkeit niederſinken. Seine Stimme wurde immer trauriger. Und als er aufſchaute und ſich von einem Kreis verwunderter und höhniſcher Geſichter eingeſchloſſen ſah, ſchloß er ſchnell und beſchämt und wagte nicht wieder, den Blick zu erheben.

Dann fielen die Pauken ein, Trommeten riefen und endlich begannen die Poſaunen wie über eine Weite hinzujagen. Klingeln lächelten dazu und Zithern huben hin und wieder leiſe zu ſeufzen an. Da ſtand Iſebel auf und ging von dieſem zu jenem, ſprach, lachte, tänzelte. Wie ein Strahl Lichtes wanderte ſie um die Tiſche. Und plötzlich ſtand ſie vor Joram und lächelte. Dieſem aber fielen die Hände. Wie von einem großen Schreck ſtand er an die Wand gedrückt.

Iſebel flüſterte:

„Ich muß mit dir ſprechen .... Komm um Mitternacht zu mir. Nimm aber obacht, daß dich Niemand bemerkt!“

Und ohne ihn weiter anzuſehn, wandelte ſie weiter, das Haupt zurückgeneigt, die Augen mit einem grünen Glanz wie in ſich ſelbſt verzogen.

Dann stand sie vor Ahab still und lächelte lauernd: „Noch immer zornig, weil Naboth nicht den Weingarten —?“

Ahab aber griff den Tisch und rüttelte ihn und die Geschirre klirrten. Dann saß er wieder starr, die dicken, roten Hände noch immer an das Holz gedrückt und mit glotzenden Augen vorgebückt, als läge ein Feind vor ihm. Dann lachte er roh auf.

Isebel neigte sich tief und die Gehänge sprangen einander zu und klangen. Dann verließ sie den Saal.

Sie ging langsam, mit schleppendem Schritt. Durch die hellerleuchteten Gänge schritt sie, wo die Diener wie von Geißeln gejagt hin und wieder liefen, um, wenn sie die Königin erblickten, niederzufallen und die Stirne an den Boden zu drücken. Dann gelangte sie in die dämmerigen Gänge, die zu ihren Sälen führten. Am Eingang stand der Lieblingssklave, ein Mohr, der bei ihrem Nahn dröhnend hinsank und das Gesicht in den Stein verlieren zu wollen schien. Nur ganz schwach blinzelnd sah sie auf den Liegenden nieder und sah den ungeheuer breiten Rücken sich im Atem wie ein schwarzes Schild auf- und nieder heben. Als sie einige Schritte gegangen war, blickte sie sich um, ohne etwas dabei zu denken. Und sah, wie der Mohr, noch immer am Boden liegend, das Gesicht ihr nachgewandt hatte, sah seine glotzenden, kugelrunden Augen, seine schwellenden Lippen, die sich, gleichsam im Durste nach ihr, vorschoben. Da war ihr, als ob ihr ein Tier nachschleiche, und von Ekel geschüttelt, schritt sie fliehend weiter, während sich ihr Haupt fast ängstlich zwischen die Schultern duckte.

In ihrem Zimmer ließ sie die Kerzen löschen und stand dann allein am Fenster und sah hinab. Unten lag die Terrasse, von gebrochenen Lichtern nur milde überdeckt. An der Brüstung aber lehnte noch immer Obadja, starr und dunkel gegen den nächtlichen Garten. Als sie näher hinsah, bemerkte sie, daß er zu dem kleinen Licht gewendet stand,

das tief unten aus dem Schwarz der Zypreſſen ſich emporrang. Sie zuckte ſtark zuſammen, ja, ihre Hände fuhren ſchnell zur Bruſt empor und hoben das Kleid vom Fleiſch ab, wie um den Atem zu erleichtern. Dann aber ſchien aller Schreck wieder von ihr abzugleiten, und eine Kühle umhüllte dieſen zarten Leib und machte ihn ſtarr. Wie eine Lebloſe ſtand ſie; nur die Lippen trennten ſich nach und nach von einander, die Zähne traten wenig hervor und ein ſcharfes Lächeln kroch über das Geſicht.

So ſtand ſie lange, lange. Immer ſah ſie nach dem kleinen, fahlroten Licht, das aus der Ferne gleich einem wehen und mahnenden Auge heraufſchaute. Dann wieder ſah ſie zu Obadja hinab und ſah ſeinen großen Leib wie von einer Woge immer aufgehoben und geſenkt werden. Sonſt war keine Bewegung in ihm. Und das Schweigen der Nacht begann langſam über das Brüllen der Gäſte zu ſiegen. Hie und da klang es noch zu ihr, wenn kupferne Geſchirre aneinander geſtoßen wurden oder wenn irgend ein Wort das unbändige Lachen der Männer aufwarf. Dann wieder kam der Wirbel der Pauken und Triangeln und Poſaunen.

Endlich entfernte ſich Iſebel vom Fenſter und ließ ihre Gewänder niederſinken und bekleidete ſich nur mit einem dünnen, purpurroten Gewebe. Dann warf ſie ſich auf das Ruhebett, hielt die nackten Arme unter dem Kopf gekreuzt und ſchloß die Augen. So lag ſie einige Zeit ganz ſtill. Dann aber bäumte ſich der Körper weich auf, ein Beben durchzuckte ihn und ſie ſeufzte gequält. Die Lippen ſuchten einander, die Zunge ſpielte katzenartig mit ihnen und ihre Hände drückten immer wieder die Brüſte. Jäh ſprang ſie auf und lief zum Fenſter.

Das Licht im Tale war erloſchen.

Ihr Atem ging ſchnell und heiß. Sie fühlte ihr Blut in die Kehle aufſteigen und in den Ohren trommeln. Ihr ganzer Leib war in Fieber getaucht. Wie in verzweifelter

Raſerei drückte ſie ſich an die Mauer und fühlte ſich mit einem Male unendlich müde.

Da hörte ſie Stimmen. Sie bückte ſich niederwärts. Da ſah ſie den jungen Harfenſpieler Joram, trunken und verſtört, auf die Terraſſe taumeln, ſah Obadja ſich zu ihm wenden, ſah, wie Joram ſtill ſtand und kühle und beſonnen wurde. Dann ſprachen beide miteinander. Selten nur drang ein Wort zu ihr, aber es war etwas Gleichgültiges. Schon ging ihre Aufmerkſamkeit wieder von den Männern fort, als plötzlich Joram aufſchrie:

„Das iſt nicht möglich!!“

Leiſe entgegnete Obadja etwas.

Und Joram wieder heftig und dringend:

„Naboth?! . . . Naboth?!“

Obadja nickte ſchwer und ließ dann das Haupt an die Bruſt geſenkt liegen.

Da war es lange Zeit wie in einem Grabe ſtill. Dann hob der Jüngling in einer flehenden Gebärde, in einer unſäglichen Angſt beide Arme zu Obadja auf. Aber Obadja zuckte nur die Schultern und grollte dumpf:

„Ich habe dir ſchon geſagt: es iſt kein anderer. Ich habe es ſelbſt gehört.“

Da hob Joram, gleichſam innerlich zuſammengebrochen, die Hände in einer unſäglichen Gebärde ohnmächtigen Jammers. Dann wandte er ſich langſam, ſchwankte und taumelte blind und ſtützte ſich an die Brüſtung und lag betäubt über ihr.

Tänzelnd wich Iſebel vom Fenſter zurück. Ihre Augen ſtanden kalt wie grüngoldene Steine. Dann breitete ſie die Arme und ihre Bruſt ſchien das dünngewebte Kleid ſprengen zu wollen. Und ſie nickte. Und lächelte ſcharf. Und nickte immer wieder.

Als aber nach einer endlos ſcheinenden Zeit des Wartens leiſeſte, zagende Schritte hörbar wurden, die ſich oft

plötzlich verhielten, um dann wieder, noch langſamer, noch vorſichtiger, ſich zu nähern, richtete ſie ſich ganz auf und zündete die Ampel an. Da ſprang durch purpurne Tücher das Licht in einem verſengten Rot hervor. Dann hob ſie die Arme und ſtrich das Haar und ordnete das Gehänge und wartete. Die Schritte ſtanden draußen vor dem Teppich an der Türe ſtill. Da rief ſie ſüß: „Tritt ein, Joram!“

Der Vorhang ging ein wenig auseinander und Joram ſchob ſich ſchnell in den Saal und ſtand wie ein Erſtarrter. Denn was er erblickte, war das Göttliche ſelbſt: wie eine glühende Fratze hing das rote Licht von der Decke des Saales und floß zu allen Winkeln und Wänden hin und belebte ſie gleichſam mit dem Hauch eines dumpfen, unheimlichen Feuers. In dieſem Licht aber ſtand die Königin Iſebel, hochaufgerichtet und geſpannt. Nur ein dünnes Purpurgewebe war über ihren Leib gelegt, ſo dicht aber, daß das Fleiſch wie das erſte Licht eines anbrechenden Morgens durchſchimmerte. Er ſah ihre Brüſte, die ſich im Atem immer ſchimmernd aufhoben und dann ſah er den ganzen Leib ſich dehnen und wie in Wolluſt ſich nach rückwärts biegen. Die Arme und den oberen Teil der Bruſt und die Füße aber ſah er nackt und ſah die Arme gehoben und an das Hinterhaupt gelegt. Unter dem Halſe aber ſah er ein Gehänge aus goldenen Scheiben, in deren Mitte je ein blutiger Rubin gleich einem großen Blutstropfen lag. Den Abſchluß der Kette aber nach unten bildete ein großer, noch dünklerer Stein, der wie ein hungriger Mund ſich in das Fleiſch zu bohren ſchien. Iſebel ſelbſt aber ſtand prangend, die Lippen leiſe zu einem Lächeln verzogen, und ihre Augen waren ſo weit aufgeſchloſſen, daß ſich die Brauen als hohe, königliche Bögen in die Stirne emporhoben.

Joram fiel in die Knie und bebte.

Iſebel kicherte:

„Bin ich ſchön?“

Aber Joram ſtammelte nur und fuhr mit den Händen durch die Luft.

„Sieh mich an!“ rief ſie.

Sein Geſicht hob ſich wie im Gebet zu ihr auf. So verblieben ſie lange. Dann ſchien das Feuer des Raumes auch in ſeine Augen zu ſpringen. Denn plötzlich flammten ſie lohend.

Nun ſagte Iſebel:

„Was hat dir Obadja vorhin erzählt?“

Da ſchlug der Schreck in das Geſicht des Jünglings. Der Ausdruck dieſes Geſichtes war plötzlich ein ganz anderer, ſchien plötzlich von hier fortgetragen und wieder unten auf der Terraſſe zu ſein. Es war in die Länge gezogen und die Lippen ſchmal und blutleer.

Aber erſt als Iſebel die Frage wiederholte und nochmals wiederholte, nun aber ſtreng und vom Zorn geheizt, fand er Worte und ſchrie gequält auf:

„Naboth hat Gott geläſtert!“

Und ſchlug die Hände gegen das Geſicht.

Iſebel: „Warum quält dich das ſo?“

Und er in Schluchzen: „Er war mein Freund, oh, mein Freund, mein Freund, mein Freund! Was ich brauchte, gab er hin, gab es von ſeinem Eigenen . . . Er hat mich bewirtet und geſchützt, als ich fremd hier war. Er hat mit mir gebetet und geſungen und gefaſtet. Und hat mir die Pſalmen und die Thora vorgeleſen. Und viele Sprüche gelehrt. Und Lehren gegeben . . .“

Und er begann zu weinen.

Dann aber ſchrie er auf und ſprang empor: „Aber ich glaube es nicht!“

Und langſam ſagte Iſebel:

„Auch ich habe gehört, als Naboth Jehovah und den König Ahab läſterte . . . Und morgen, — höre Joram, was ich dir ſage, höre gut! — morgen wird man zu Gericht

gegen Naboth gehen. Du wirſt für mich als Zeuge auftreten —!“

Da gellte Joram und warf die Hände auf und ſein Mund fiel nicht wieder zu.

Aber ſchon war Iſebel ihm nahe und umſchlang ihn und ſchlug ihm ihren Atem ins Geſicht. Da fühlte er eine Schwäche ohne Maß durch ſeinen Körper rinnen, eine ſüße Luſt pochte in ſeinem Blute. Sein Körper wollte ſich auflöſen, hinſchwinden, in Königin Iſebel hinſchwinden. Er hielt die Augen weit offen, er ſah ihr Geſicht nahe dem ſeinen, ſeine Lippen zitterten und ein unſagbar wohliger Geſchmack lag auf ſeiner Zunge.

„Du wirſt morgen für mich als Zeuge zu Gericht gehen...“ ſang Iſebel.

Und als er noch immer aufwehrte:

„Und wirſt ſagen, du hätteſt gehört, wie Naboth in der Dämmerung Jehovah und den König Ahab und die Königin Iſebel läſterte . . .“

Joram ſchreckte zuſammen und öffnete den Mund. Iſebel lächelte nur und nickte:

„Ja, auch Königin Iſebel . . .“

Und der Jüngling zitterte.

Da ließ ſie ihn los und ſagte langſam, indem ſie jedes Wort wie einen blanken Stahl in die Luft ſetzte:

„Wenn du es tuſt, Joram !— dann — darfſt du — eine Nacht — bei mir — bleiben.“

Da fiel er nieder und ſchlang ſeine Arme um ihre Knie und war überſchüttet vom Dufte von Yſop und preßte ſein Geſicht in ihren Schoß und ſtammelte und röchelte und wand ſich in unſäglicher Wolluſt. Sie ſchloß die Augen und ließ es einige Zeit über ſich hingehen und ſchien in dem gleichen Rauſch begraben. Dann wand ſie ſich ſacht los —

er wollte ſie nicht laſſen, er klammerte ſich an ihren Leib. Bis ſie endlich zurückſprang und rief:

„Jetzt geh und gedenke, was ich geſagt habe.“

Da war er nur mehr Knecht und richtete ſich auf und taumelte hinaus, wie verwirrt in eine große Nacht.

Iſebel kicherte grauſam. Ihr Atem ziſchte zwiſchen den Zähnen. Sie warf ſich auf das Lager, wie ſie war, und die Augen fielen ſchnell zu, ohne daß ſie eingeſchlafen wäre. Sie lag, als warte ſie. Ihre Glieder hatten nicht die Losſpannung, welche die Ruhe gibt. Ihre Glieder waren alle wach, als ſollten ſie ihr im nächſten Augenblick zu großen Dienſten ſein. Ihre Bruſt hob ſich heftig und die Rubine leuchteten auf und verloſchen und leuchteten wieder auf. Oft zog ſie die Lider von den Blicken fort. Dann ſchauten die ſteinernen Augen in das Dunkel des Raumes wie zu einem lebendigen, aufregenden Schauſpiel.

Schon drängte ſich der Morgen in das fahle Licht der Ampel, als ſie in Schlaf fiel. Sie ſchlief tief und traumlos.

Als ſie erwachte, bemerkte ſie zuerſt, daß der helle Mittag gekommen war. Die Wände und die Diele waren mit gleißendem Golde überzogen. Eine dumpfe Hitze hatte ihr Trägheit in das Blut gegoſſen. Trotzdem ſprang ſie jäh auf, denn von unten kam ein Rauſchen, ein tiefes, plumpes, grollendes Rauſchen. Im erſten Augenblick hatte ſie das Gefühl, ſie ſtände am Ufer, in ihrer Heimat Zidonien, und höre das wilde Meer im ſtarken Wind aufklagen. Dann aber warf ſie dieſe Erinnerung ab und lief zum Fenſter und ſtand wie gelähmt.

Eine große Menſchenmaſſe, hunderte von Menſchen, drängte ſich um die Hütte des Naboth. Wie ein Teich, der von allen Seiten vom Sturme bedrückt und geworfen wird, ſo wogte dieſe grelle, buntfarbige Maſſe hin und wieder, ſchob ſich einmal zuſammen, um ſich im nächſten Augenblicke auseinanderzureißen. Weiße Arme ſah ſie auf-

leuchten. Und das Rauſchen ſchwoll an, ſtieg zu einem gellenden Geheule. Und dann war es nur mehr ein unterbrochenes Schreien, das wie eine ſcharfe Schneide die Luft durchſchnitt.

Da ſchaute ſie lange und ſo angeſtrengt, bis ſie ein wehes Stechen der Augen zwang, zurückzuweichen und mit den Händen die Blicke zu erblinden. Dann aber warf ſie die Arme empor und ſchrie, ſchrie, ſchrie in einem Taumel, welchen Jubel und Gier und Angſt durch das Blut jagten. Sie warf ihren Körper um und um, ſie ſtieß ſich die Fäuſte in die Bruſt, ſie riß ſich das Haar um den Hals. Dann lachte ſie und ſchrie wieder und warf ſinnloſe Worte hinaus und lallte. Einmal lief ſie zum Fenſter und winkte mit ihrem ganzen Leib und antwortete dem Heulen der Menge. Dann fiel ſie gegen die Wand und preßte ſich an ſie und ſchlug mit den Fäuſten in den Stein. Dann kauerte ſie am Boden und kicherte und warf das Haupt einmal rechts und einmal links. Bis ſie wieder aufſprang und auf das Ruhebett ſank. Und — da war ſie plötzlich ganz ſtill und brach in ſich zuſammen.

Nun kehrte ſie den Mund gegen das Kiſſen und deckte die Ohren mit den Händen und begann leidenſchaftlich aufzuſchluchzen. Ihr Weinen flog hell und weh durch den Raum. Oft hob ſie ſich ein wenig auf und horchte, während ihr die Tränen über Lippen und Kinn liefen, und fiel wieder zurück und ſeufzte den Namen Naboths und ſchrie ihn und liebkoſte nun dieſes Wort und lag dann wieder leblos.

Da kam das Gellen der Mägde herauf.

„Was iſt? Was iſt?“

Und eine Männerſtimme rief:

„Naboth iſt geſteinigt!“

Das Brüllen wurde leiſer und leiſer und verrauſchte in die Ferne ... Sie hörte es nicht mehr. Sie fühlte nichts

mehr. Sie sah nur große, buntfärbige Sterne und Kreise und Zeichen durch die Luft schwimmen. Ein Drehen faßte den Raum. Lichter zersprangen und versanken. Fratzen grinsten zwischen den Farben und verloschen. Wie in ein Rad gedrängt, wirbelte sich die ganze Welt dieser Seltsamkeiten um sie.

Sie wagte nicht mehr, zum Fenster zu treten. Ihr war, als ob der Leichnam des Gesteinigten auf der Terrasse liegen und mit blutenden Augen zu ihr aufschauen müsse. Ein Grauen vor dem draußen, das ihr durch den ganzen Leib bis in die Fingerspitzen lief, hielt sie an den Ort, an dem sie stand, wie gefesselt. Sie duckte sich dicht und mit den Zähnen klappernd zusammen, als wollte sie sich irgendwohin verkriechen, wo weder Licht noch die Stimmen der Welt zu ihr dringen könnten.

Dann war es ihr plötzlich, Naboth würde aufstehen und kommen, zu ihr, in dieses Zimmer kommen, um sich an ihr zu rächen. Und als sie auflauschte und wirklich Schritte hörte, die von der Tiefe des Ganges immer näher herankamen, öffnete sich keuchend der Mund, denn der Atem zagte zu entweichen. Alles Licht der Augen schien von ihr geflohen zu sein, um durch den Vorhang zu dringen und den Kommenden schon früher zu erkennen. Das ganze Leben dieses hoch aufgeworfenen Leibes schien den Schritten des Unbekannten entgegen zu eilen, um von ihm zertreten zu werden. Wie von sich selbst fortgetragen stand sie da. Immer näher hallten die Schritte; nun wellte sich der Vorhang und öffnete sich jäh.

Obadja und Joram sprangen wie zwei Schakale in das Zimmer. Ihre Oberkörper waren stark vorgebeugt, in der Rechten trugen sie das bloße Schwert. Schon hoben sie es ein wenig gegen sie auf.

Da schnellte sie jäh zurück und schrie:

„Was wollt Ihr denn von mir?“

Nun brüllte Obadja: „Du Dirne, du Dirne, du Dirne!!! Wie vielen haſt du dich noch verſprochen? Sollen wir zur Nacht abwechſeln?“ Und er warf ein Gröhlen aus ſich, daß ſein Körper davon gerüttelt wurde.

Da hob ſie ſchnell ihre Arme, daß das dünne Gewebe der Tunika oben zerriß und die ſüße Weiße ihrer Brüſte zur Schau bot. Ihre Augen leuchteten wie jäh entzündete Fackeln und ihr Mund, als er nun zu flehen anhub, war von Verheißungen kommender Zärtlichkeiten bedeckt: „Und du Joram...? Du willſt mich auch töten? Joram? Dich liebte ich, dich liebte ich, ſchon damals, als du das erſte Mal die Harfe ſchlugſt! Ich wollte dich alle Nächte in dieſen Armen halten, — ſiehe, Joram, o ſiehe: in dieſen Armen! — und wollte dich das ſüße Küſſen und alle Liebkoſungen und Künſte der Nacht lehren. Ich beſtreute mein Bett mit Myrrhen, Aloe und Zimmt, mit Myrrhe und Aloe und Zimmt ſtreute ich meine Haare. Meinem Leibe gab ich Thymian, gab Yſop, damit du Wohlgefallen fändeſt an mir... denn nach dir liefen meine Träume aus... So wahr Jehovah lebt; es iſt ſo, wie ich ſage!... Warum tuſt du mir ſo weh?“

Und ihre Augen waren mit einem Male von Tränen überflutet. Ihre Augen trugen eine Trauer, eine Ergebenheit und eine letzte Liebe zu ihm hinüber. Joram aber ſtand bleich, ſein Leib ſchwankte wie ein Halm hin und wieder. Die Hand mit dem Schwerte ſank tiefer und tiefer und die Finger waren nur mehr loſe um den Griff geſpannt. Während Obadja ſich aufrichtete, um den Klang ihrer Stimme von ſich abzuwerfen und wie blind gegen ſie loszuſtürzen, war Joram einen Augenblick, einen ganz kurzen Augenblick wie gebrochen. Da aber nun Iſebel, in emporbrennender Angſt vor Obadja, wie beſeſſen aufſchrie, war Joram mit einem Male ermannt und ſein Schwert blitzte zu Obadja hinüber.

Obadja ſtand geſchlagen, von ungeheurem Schmerz geſchlagen.

Als aber nun Iſebel, vor Angſt und beginnendem Jubel durchſchüttert, ſchrie: „Töte ihn, Joram!“ und als Joram auf Obadja losſtürzte und ihm das Schwert in die Bruſt ſtieß, hieb dieſer, halb ſchon im Tod, aus und traf den Knaben in die Kehle. Eine Schnelle lang war nur der Schein des Blutes, das aus beider Leiber aufſchoß, dann lagen ſie noch röchelnd, aber der Welt ſchon erblindet.

Iſebel duckte ſich vor und ſtarrte mit verglaſten Augen auf die Sterbenden nieder. Das Röcheln fuhr ihr gleich leiſen Stichen in das Hirn, das Hirn war wie zerriſſen. Ihre Augen aber ſahen nur Blut. Sie ſah die Leichname in einem großen, breiten, ſchnellen Strom von Blut immer wieder an ihr vorbeigetragen werden, aber kaum mehr erkennbar. So hielt dieſer Rauſch lange ihr Herz in ſeinen Wogen. Als aber das Röcheln dünner wurde und immer dünner und als es endlich erloſch, fuhr ſie auf, wie aus einem Traum, ſtrich mit den äußeren Handflächen über die Augen, blinzelte ein wenig, ſah zum Fenſter in die Menge des Lichtes. Dann bemerkte ſie, daß ihr Gewebe zerriſſen war. Sie deckte es wieder über die Brüſte, während ihre Lippen ſich leicht zu einem Lächeln emporzogen. Dann wandte ſie ſich und während ſie obacht gab, daß ihre nackten Füße nicht in das Blut kämen, ging ſie zum Ausgang, um den Mohren zu rufen.

Sie rief ihn, ein wenig heiſer. Er kam ſchnell, während ſeine ungelenken Arme in der Luft hin und her ſchwankten.

Als er eintrat und die Toten in ihrem Blute erblickte, röteten ſich ſeine Augen und er konnte nicht mehr wegſehen. Immer weiter beugte er ſich vor, die dicken Lippen fletſchten aneinander und die Naſe bebte.

Und Iſebel:

„Schaff dieſe Beiden fort, ſo raſch als möglich . . . Und

waſch dann das Blut auf . . . daß dich aber Niemand ſieht!“

Der Mohr kniete nieder, von dem gewohnten Gehorſam geführt, um Obadja aufzuheben. Schon hatte er dieſen angefaßt, als ein Schein von Tücke in ſein Geſicht fuhr. Dann kroch ihm ein böſes Grinſen aus den Mundwinkeln und kroch über die Wangen und kauerte wie etwas Wartendes auf dem Geſichte. Er ließ den Toten wieder fallen, und während er knien blieb, ſetzte er ſich auf die Unterſchenkel nach rückwärts und grinſte nun breit zu Iſebel auf.

Sie ſah ihn erſtaunt an. Sie faßte es nicht. Dann aber ſchlug ſie mit dem Fuße auf und ſchrie ihn an:

„Du Hund — wirſt du gehorchen?“

Er grinſte noch breiter und ſeine Augen waren ganz von Blut getränkt. Aber er rührte ſich nicht.

Da fühlte die Königin die Wut an ihren Schläfen hämmern und ihr Blut wallte jäh auf. Und als ſie nun aufſchrie, war ihre Stimme kryſtallen und ganz fremd:

„Ich werde dich geißeln laſſen, ſo lange bis du ſtirbſt!“

Da zeigte er höhnend auf die Toten und zuckte mit den Schultern und ſah ſie ſchief an.

Nun verſtand ſie. Wer würde dieſe wegſchaffen, ohne daß es ruchbar würde in ganz Samaria? Faſt war es ein Zittern, das über ſie hinging. Dann aber lag ihr Geſicht wieder ganz in Ruhe gegoſſen und ſie fragte:

„Was willſt du?“

Der Mohr, noch immer in derſelben Stellung, ſchob ſeine geſchwollenen Lippen vor und lallte. Sie wandte ſich, wie von Ekel erfaßt, und riß ſich das goldene Gehänge mit den ſchweren Rubinen vom Hals und warf es ihm vor die Knie. Aber es blieb liegen. Er rührte keine Wimper. Sie riß ſich die Armbänder ab, die goldenen, gewundenen Schlangen riß ſie ab, und warf ſie ihm hin, wie einen Fraß vor einen Panther. Aber er ſah es nicht. Da zerrte ſie endlich den Gürtel von ihrem Leib, der um und um Rubinen und

vorne in einem ganz hellen Golde die ägyptiſche Flügelſonne trug und ſchleuderte all dies hin. Aber er ſah es nicht.

Da ſtand ſie einen Augenblick lang beraubt, beſchämt und betäubt. Einen Augenblick lang begriff ſie dies nicht. Ihr Hirn war gleichſam verſchloſſen. Aber dann flog es jäh auf. Sie ſah die Augen des Mohren zucken und um ſeinen Mund ein ſchnelles Fiebern fließen. Dann aber ſah ſie ſeine mächtige Bruſt, ſeine dicken Arme und ging ihm entgegen und warf ihren Blick in den ſeinen. Er nickte gierig und ſprang auf. Bevor er noch ſtand, hatte ſie an den oberen Saum ihrer Bekleidung gegriffen, den Riß zu Ende geriſſen, das Gewebe fiel nieder. Der Mohr brüllte ſchrecklich auf und ſtürzte über ſie hin.

An die Jüdin / von Robert Müller

In den großen Städten unſeres Weſten,
Zwiſchen Turm und Netzwerk gotiſcher Veſten
Gehſt du, kleines Judenkind,
Und in deinem Blicke ſind
Wanderungen deiner Raſſen.
Aſiens Lieben, Aſiens Haſſen
Und Arabiens Wirbelwind
Und Aegyptens träges Laſſen
Trägſt du, wo dein Schickſal rinnt.

Sahſt du je mit blauem Blick zum Blauen?
Kannſt du Bergen, blonden Gletſchern trauen?
Die die Früchte deines Blicks verſüßten
Waren weite ſonnvergorene Wüſten,
Chaj, die kräftigen Strahlen deiner Lider
Bogen Samums lang hernieder.
Arbeitsſchweiß von morgenländiſchen Frauen
Nährte ſeit Geſchlechtern deine Brauen.

Und verliebter Makkabäer wilde Herzergüsse
Sprengten, die der Mond gereift, deine spröden Isisküsse.

Denn in deinen kleinen Knochen
Sind Epochen
Aufgehoben
Und aus Asiens bunten Rassen,
Beduinen und Zirkassen,
Menschheitsstücke eingeschoben.
In der Stirne Truggefüge
Kleopatras süße Züge
Und die rot gefeilten Kerne
Ihrer Nüstern, Mandelsterne.
Strahlen deine Wimpern nicht
Wie der Palme Fächer?
Und der Pfeil der Zunge bricht
Rot aus beinbesetztem Köcher.
Haia, wie die Datteln blühn
Deines Blicks aus Yemens Wiesen
Steif im Braun und trocken grün
Wie die Steppennächte der Kirgisen.
Jäh und geil und schwarzgestrüppig
Wachsen deine Djunglehaare
Und zwei Raupen kriechen üppig
Ueber deinem Augenpaare.
Denn in deinem sinnewilden Weiberblute münden
Asiens alte Liebesquellen aller klugen Sünden.

Kleine Jüdin, schnelle, schwenke
Deine dünnen Fußgelenke.
Tanze Wehmut flacher Sohlen,
Deines Wunderstammes Zeichen,
Dieses Ahnherrn des Spaniolen,
Bruders von Araberscheichen.

Aus dem Reich der Babylonen,
Da die Menſchheit jung geweſen,
So im jungen Norden wohnen,
Bringt er alte Menſchheitstheſen,
Die ſein Schickſal ſchwer beluden.
Des Marſchierens Baſtonnade,
Schickſal, aj, des Prügeljuden,
Machte ſchmächtig deine Mädchenwade,
Brach der Ferſen Kraft, der müden.
Wunderſchöne Heldentochter wegverbrauchter Ghettojüden!

Darum macht mir, braune Wüſtenpflanze,
Sehnſucht deine kranke Wade
Und ich bitte, geh und tanze
Mir den Tanz der Bundeslade.
Unſeres Blutes Wanderſegen
Kommt dein Wanderfluch entgegen!
Schönes Wunder der Gefahren
Für die ſtarke Seele des Barbaren!
Aſiens alte tiefe Sünden,
Des Geſchlechts Geheimniskult
Birgſt in bunten Kleiderbünden
Du und alle ſüße Schuld.
Darum, ſchöne Aſiatin, tanze, laß dich bitten,
Du der Menſchheit Prunkgeſchöpf luſterprobter Liebesſitten.

Alſo gehſt du hin in dieſen Städten
Unſeres Weſten, Aſiens Erbe,
Und es werden oft in unſeren Betten
Deine ſüß verſchlungenen Züge herbe.
Deine Augen gehen im Erhitzen,
Wandern weit zu fernen Lüſten,
Lüſten, die wir nicht beſitzen
Und in Wüſten lernen müßten.

Ein Traum / von L. E. Tesar

Vor einem Jahre träumte mir, ich läge mit einem kräftigen schwarzbärtigen Manne, den ich von ungefähr getroffen hatte, in dem Schatten eines breiten Baumes. Wir konnten von dem hinunter sehen in eine Ebene mit Wiesen und Gärten und Gehöften und Wäldern, und überall war starke berauschende Sonne oder dunkler kühler Schatten. Wir hatten von den Menschen gesprochen. Ihren Familien, ihren Ehen und ihrem Glück. Mein Wegkamerad schloß seine Augen; die Furchen in seinem Gesicht wurden unbeweglich; kaum öffneten sich seine Lippen, da er mit ferner Stimme zu reden begann.

„Manchmal ist mir, als wäre ich ein Seher und äugte, ein König, über euch, Menschen.

„Dann sehe ich ein Gebirge voll feuchten Hauches sich durch eure ebenen Lande dehnen. Sehe eure Furcht und höre das Klopfen eurer Herzen vor den hohen Bergen. In den Flächen vor ihnen aber habt ihr breite Straßen, bequeme Kanäle, dünnluftige Städte.

„Immer wieder zieht es euch, Menschen, gegen das Gebirge. In Gruppen wandert ihr zu ihm, in Paaren wandert ihr zu ihm, vereinzelt wandert ihr zu ihm. Aber fast alle kehren um, ehe sie an den Fuß der Berge gekommen. Männer und Frauen."

Die Stimme meines Genossen wurde voller und lauter.

„Ich erblicke zwei Menschen. Noch gehen sie in getrennten Straßen. Sie sehen aus wie Geschwister der Zedern. Wo ihre Straßen die Felsen treffen, begegnen sie einander. Des Mannes Rechte ergreift des Weibes Linke und sie steigen, ein Paar, in die Höhen.

„Wenn die Sonne atmet, stützt der Mann des Weibes Leib; wenn der Mond den Himmel beherrscht, ruhen sie, und des Weibes Hand streicht über die Stirne des Mannes.

„Dort, wo das Gebirge am höchſten iſt, ſtehen ſie ſtille und lauſchen. Hinter ihnen, in ſchmutziger Ferne, liegt das Land mit den Straßen und Kanälen und Städten. Vor ihnen aber breitet ſich, jenſeits der Berge, das Leuchten eines unabſehbaren Geländes, und Ballen weißer Wolken ſchweben darüber hin in ruhigem Flug. Die Augen der beiden trinken die Weite und aus ihren Gedanken fällt die Plage alles Zeitlichen.

„Da ſie erwachen, faſſen ſie einander bei beiden Händen.

„Dort, wo das Gebirge am höchſten iſt, baut der Mann über das Weib eine Hütte. Der Tag in den Bergen iſt voll heißer Mühen und Wunden, und die Lüfte der Nacht ſchneiden ſcharf. Aber des Morgens und des Abends führt der Mann das Weib vor den Eingang der Hütte und ſie ſchauen in das ſchimmernde Spiel der weißen Wolken vor ihnen.

„Das Kind, von welchem das Weib geneſt, weilt nicht lange bei den Zweien in der hohen Hütte. Es trippelt zurück in die Ebene der Straßen und Kanäle und Städte.

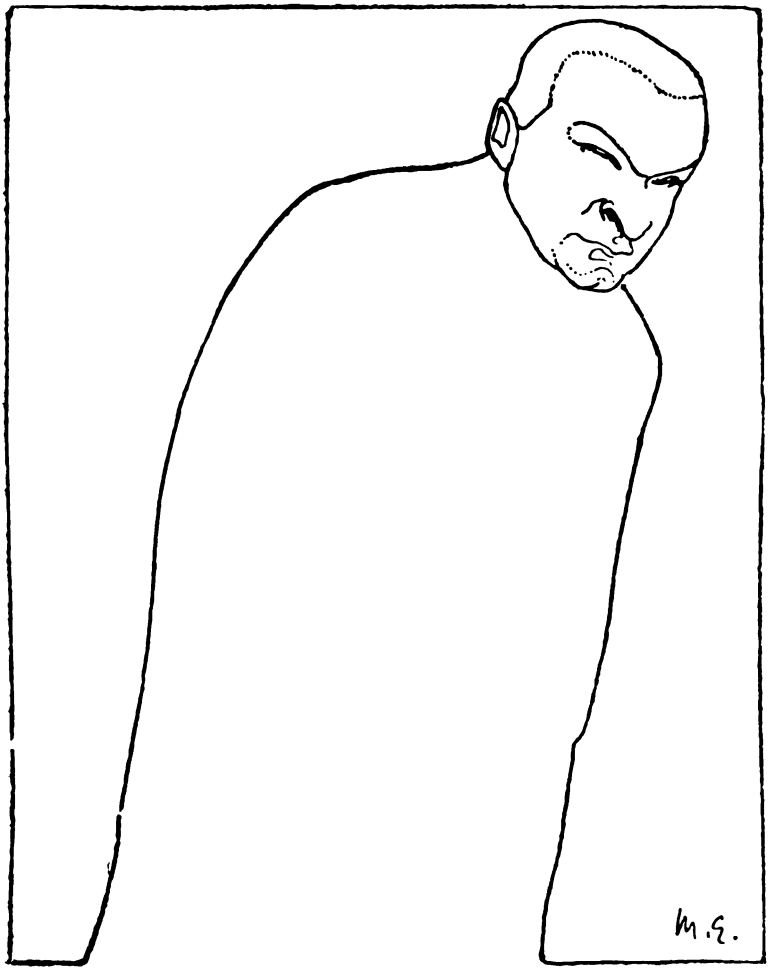
„Nun verlaſſen die beiden die Höhe. Sie ſteigen nieder in das Gefilde, deſſen Nebel vor ihnen glänzen. Sie wandeln des Tags und ſie wandeln des Nachts. Ihre Augen verläßt nimmer die Frage. Aber da ſie zu dem Gelände herabgelangt ſind, verlieren einander des Mannes Rechte und des Weibes Linke. Einſam ſchreitet der Mann und einſam ſchreitet das Weib in das große leuchtende Gefilde, darüber die weißen Schleier und Wolken gleiten.“

Eine Weile ſchwieg mein Kamerad. Dann wurde ſeine Stimme wieder leiſe.

„Ich ſehe andere irren im Gebirge. Allein und gepaart. Ich ſehe Kinder und Gräber.

„Niemals aber ſehe ich zwei zuſammen in das neue Land jenſeits der Berge treten.“

(gez. von Max v. Esterle)



Georg Trakl

Egger-Lienz / von Paul Hatvani

(Dresden, 1912)

Die Dämmerung ist immer ernst im Saal.
Ein Berg will weinen und mein Herz ist kahl.

Irgendwo sagt ein Kind:
„wir müssen Alle sterben".

Manche Frauen büßen ihre Schuld:
die Männer lassen ihre Arme los.

Die Männer sagen:
„kommt, wir wollen wieder einmal beten."

Und es gibt Dinge, die groß und klar sind,
und es gibt Männer, die stark und wahr sind.

Alles ist wieder
wie am siebenten Tag.

Aber die Erde entweicht unsrer lebensfernen Qual.
Ein Berg will weinen und mein Herz ist kahl.

Welt der Aufklärung

(Max Steiner: „Welt der Aufklärung". Berlin, E. Hofmann & Co.)

In Max Steiner, dessen nachgelassene Aufzeichnungen Kurt Hiller jetzt (mit einer ausgezeichneten, das Werk des — in weiterem Sinne — Kameraden mit tiefer Liebe würdigenden, seine Kraft mit reifer Ehrfurcht preisenden und durchleuchtenden Vorrede), nach inneren Gesichtspunkten geordnet, herausgibt: in Max Steiner hat nicht die Philosophie als „Fach" (die Steiner zeitlebens bekämpfte) eine „Hoffnung", sondern der zeitlose schöpferische Geist eine mit Bezug auf die Qualität der einzelnen Leistung schon restlose Erfüllung verloren. Ein dritter ist hier den Weg der Weininger

und Calé gegangen, der ihres Geistes auch sonst ein Erbe war. Max Steiner hatte viele Gedanken dieser Welt zuende gedacht und was er erkannte, ermunterte ihn nicht zum Leben. Ein Skeptiker, der ohne Glauben nicht leben konnte, zog die Konsequenz seiner Erkenntnis.

Der nachempfindende Leser — Erleber! — aber weiß nicht, was höheren Lobes würdig sei: die originale Zucht, Kraft, Energie (dabei Behendigkeit: Elastizität) dieser Sprache, die schneidende Schärfe, Klarheit, Deutlichkeit dieser sprachverbundenen Polemik (— es gibt eine wunderbare „religiöse" Rechtfertigung notgedrungener Polemik in diesem Buche —) oder die ungewöhnliche Schönheit, blutgeborene Herzlichkeit dieser Gedanken, ihre Tiefe und die Härte dieser Logik. Bis zur Selbstzerstörung offen und unbeschwert scheinen sich in diesem Kopfe Auge und Welt, Erkenntnis und Mensch zu begegnen, und doch erweist sich das Wunder solchen Vermählens als überbietbar. 150 Seiten hat man in diesem Bande gelesen, immer wieder gebannt vom kühnen Flug dieser Gedanken, der Unerbittlichkeit solchen Erkennens, immer erhoben von der Keuschheit dieses reinheitliebenden und darum menschenhassenden Intellekts, (gelegentlich auch auf's heiterste unterhalten von der scharfen Brillanz dieses Witzes) — da folgt, selbst für den tief Miterlebenden überraschend, der Plan, die bloße Disposition jenes Werkes, dessen Variation, Teil, Splitter eben das Vorangehende hatte sein sollen, und wer die Bedeutung solcher Disposition für das Werk des schöpferischen Philosophen, wer auch nur (aus dem Vorangehenden) die Fähigkeit Steiners: einen Gedanken so um seine Achse zu drehen, daß sich das Weltall in ihm spiegelt, kennt, der muß jetzt erst die Tragik dieses Verlustes erkennen. Hier ist ein Werk in solchem Geiste konzipiert und aufgegeben, daß schon der Grundriß den Architekten zu einem bedeutenden Baumeister seiner Zeit machen mußte. Hier ist eine Welt: nicht mit dem Gefühlsreichtum, der psychologischen Sehzärtlichkeit und Luzidität Calés, dessen zeitweiser Eisigkeit, Kälte und Eloquenz (dieser motivlosen und wie transzendenten Helligkeit) gegeben, noch aus der gewaltigen Fülle, diesem Aus-tausend-Wurzeln-gespeist-sein Weiningers (dessen Traumverbundenheit, Methaphysik und

bodenloser Tiefe) erlebt und angeschaut; aber vom „Politiker“ (wie der Herausgeber sehr gut bemerkt) unter den Philosophen, vom stärksten Willen, der bewußtesten Energie gehandhabt, scheint es der wissenschaftlich-sachlich-abstrakte Geist selber, der hier die Logik der Dinge zeigt.

Alfred Bach.

Voranzeige

Der „Brenner“ veranstaltet in diesem Winter drei literarische Abende, an welchen die folgenden Autoren aus eigenen Werken vortragen werden.

Am 22. November Theodor Däubler, der einem größeren Publikum noch unbekannte, aus Triest gebürtige Verfasser der gewaltigen epischen Dichtung „Das Nordlicht“, eines Werkes, das umfangreicher als Dantes Göttliche Komödie von der Berufskritik erst notgedrungen mit Stillschweigen übergangen wurde, nun aber immer mehr in seiner monumentalen Bedeutung für unser Schrifttum erkannt und anerkannt wird. Däubler, der kurz darauf in Wien, Prag und Deutschland lesen wird, hat sich in Ansehung des Umstandes, daß im „Brenner“ der erste bedeutende Versuch einer Würdigung seines Werkes erschien, bereitwilligst dazu entschlossen, in Innsbruck seine erste öffentliche Vorlesung zu halten, wodurch dieser Abend doppelt beachtenswert erscheint.

Am 16. Jänner findet, angeregt durch den starken Erfolg der ersten literarischen Veranstaltung des „Brenner“, ein zweiter Leseabend von Karl Kraus statt, der dadurch erhöhtes Interesse gewinnt, als Kraus diesmal außer eigenen auch Werke von Strindberg und Nestroy zum Vortrag bringen wird.

Als dritter endlich wird am 18. Februar Wilhelm Schmidtbonn, der bekannte Dramatiker, aus eigenen Dichtungen lesen.

Die Vorlesungen finden im kleinen Stadtsaal statt. Der Kartenvorverkauf beginnt eine Woche vor der jeweiligen Veranstaltung in der Wagner'schen Univ.-Buchhandlung.

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der dreifachen Nummer 357/358/359 (84 S., 90 h.):

DER TON / GLOSSEN / MOMENTAUFNAHMEN / ELEKTRISCHE ERZIEHUNG / NOTIZEN / GLOSSEN / HARAKIRI UND FEUILLETON

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

PHILISTER

VON

CARL DALLAGO

Preis 80 Heller (70 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand . . .

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

III. Jahr Heft 3

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Otto Weininger und sein Werk (Schluß) / Georg Trakl: Gedichte / Hugo Neugebauer: Der Befreier / Richard Weiß: Die Brüder / Alfred Henschke: Aspasia / Johannes Schlaf: Theodor Däubler / Ludwig von Ficker: Müder Wanderer / Carl Dallago: Sinkender Abend / Hugo Neugebauer: Einblicke / Hermann von Pfaundler: Das Seitental / Benedikt: Innsbr. Kunstschau 18 / Karikaturenfolge 51: Max von Esterle: Professor Josef Blaas.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.– (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. November 1912 Heft 3

Otto Weininger und sein Werk / von Carl Dallago

(Schluß)

II

Der Herausgeber des letzten Werkes Weiningers sagt in seiner Vorrede: „Otto Weininger verstehen, heißt soviel als den Dualismus und seine Projektion auf die menschliche Psyche, das Prinzip des Gegensatzes im Bewußtsein, verstehen... Otto Weininger war in hohem Grade zum Verbrecher veranlagt, und zugleich besaß er ein ungeheures sittliches Streben. Er kannte sehr wohl alles Böse; in ihm wirkte aber auch eine riesenhafte Wahrheitsliebe, eine an Heiligkeit streifende Seelengüte..... Seine Kraft war eine ungeheure, aber als die Gefahr so groß wurde, daß er ihr nicht mehr widerstehen zu können fühlte, da tötete er sich selbst, um nicht dem Bösen zu verfallen". Diese Annahme scheint mir im Grunde mit dem Ergebnis meiner Exkursion durch „Geschlecht und Charakter" nicht unverträglich. Darum halte ich mich hier nicht auf und verweile nur vor dem Dualismus, den ich als Folge ansehe und der daher seine Ursache haben muß. Wenn Weininger dem Dualismus erlag, so erlag er eigentlich den Ursachen dieses Dualismus.

Der Begriff ist im Zitierten klar genug dargetan. Doch ließe sich ergänzend hier von einem besonderen Dualismus reden, der gerade den genialsten Menschen jüdischer Abkunft

eignet. Und den Begriff des „Jüdiſchen“, als eines ſpezifiſchen Menſchentums im Sinne Weiningers, hier aufnehmend, ſtelle ich nun — anſtatt „Verbrecheranlage“ dem „ſittlichen Streben“ — jüdiſche Oberflächlichkeit der Tiefe der Genialität gegenüber. So habe ich zugleich die Stelle erreicht, wo Judentum und Weiblichkeit in entſcheidender Weiſe auseinander gehen (was Weininger in ſeiner Art auch dargetan hat), und nütze dies dahin aus, daß ich hier die Oberflächlichkeit am Weibe als *Natur*, jene des „Jüdiſchen“ als *Verfall* der Menſchennatur hervorhebe. Das Weib, als *paſſive* Natur, iſt Oberfläche gleichſam als das Fehlende zur Tiefe; ihre Willigkeit ſucht hier im Zuſammenſchluß *Anſchluß*. Je größer eine Weiblichkeit iſt, umſo größer auch ihr inſtinktiver Hang nach Tiefe. Es erlaubt den Schluß: daß auch Weib dort umſo mehr iſt, je mehr wo Tiefe iſt.

Das „Jüdiſche“, als höchſt aggreſſives Element, iſt Oberfläche, die jede Tiefe verneint. Es iſt aktiv und abweiſend gegen alle Tiefe; es ſperrt dieſe gleichſam überall hinaus. Es verriegelt ſich und die Dinge und erlangt ſo von Allem eine handgreifliche Vorſtellung, die es für ein Erkennen nimmt. Es wuchert im heutigen Wiſſenſchaftsbetrieb. (Doch davon ſpäter).

Vorerſt denke man ſich zu dieſer wuchernden Unkraft, die Selbſtbetrug und gleichſam als Erbteil in einem Menſchen vorhanden iſt, die Tiefe der Genialität gelangend. Das Wie bleibt ein Rätſel. Sie iſt da und will ſich den Menſchen erſchließen. Das von Generationen her in dieſem Gelegene will ihr den Eingang verſperren. Es beleuchtet ein wenig das Herkommen eines Dualismus, der den ganzen Menſchen gefährden mag durch die Unerträglichkeit ſeiner Spannungszuſtände. Weininger hatte von dieſem Dualismus. Wieder fällt hier ein Licht auf „Geſchlecht und Charakter“. Ob die Beobachtung des Weibes im Werke nicht

von einem Ererbten des Verfaſſers ſtammt, und erſt die Vertiefung dieſer Beobachtung von deſſen Genialität?

Abgeſchwächt wird die ganze einſeitige Schärfe des über das Weib im Werke Geſagten durch eine ſpätere Aeußerung Weiningers, die uns ſo hinterbracht wird: „Alles, was ich geſchaffen habe, wird zugrunde gehen müſſen, weil es mit böſem Willen geſchaffen wurde; vielleicht mit Ausnahme davon, daß Gott oder das Gute in keinem Einzelgegenſtand der Natur enthalten iſt, daß das Symbol des Sittlichen nur das Schöne, nur die ganze Natur ſein kann.“ Iſt das Erſtere auch nicht wörtlich zu nehmen, ſo ſcheint mir das zuletzt Geſagte doch wie ein Bejahen des Weibes, als eines zur ganzen Natur Gehörigen. Vielleicht hätte Weininger, wenn er länger gelebt hätte, dem Weibe die Seele, das intelligible Ich, wieder zugeſtanden. Aus ſeiner Tierſymbolik verſpüre ich nämlich Beziehungen ſich erſchließen vom Tier zum Menſchen, die wir ja nur ahnen und nie werden feſtſtellen können. So ſagt Weininger ſehr ſchön: „Das Auge des Hundes ruft unwiderſtehlich den Eindruck hervor, daß der Hund etwas verloren habe. Es ſpricht aus ihm . . . eine gewiſſe rätſelhafte Beziehung zur Vergangenheit.“ Das hat etwas vom Glauben an die Seelenwanderung an ſich. Und wäre der Hund ſich bewußt, etwas verloren zu haben (was wir ja nicht wiſſen können), ſo hätte er in gewiſſem Sinne auch Seele. Alſo Seele ſogar im Tier! Es iſt etwas, das ich nie abſtreiten möchte.

Wenn ich nun nochmals überſinne, warum Weininger lieber ſchied, als ſein Werk „Geſchlecht und Charakter“ zu vernichten (denn, daß er dies hätte tun müſſen, um leben zu können, davon bin ich überzeugt), warum das Geſchick es ſo beſchloß mit ihm, dünkt mich: daß es doch Außerordentliches war, was er leiſtete, und daß er damit vielleicht ſeinen ganzen Lebensinhalt ausgoß. Und wenn ich das

Geſchick, das ihn uns nahm und ſein Werk uns ließ, nicht zu tadeln wage, iſt damit meine letzte Wertung ſeines Werkes ausgedrückt.

*

Was ſich mir im letzten Buche Weiningers „Ueber die letzten Dinge“ fühlbar macht, iſt, daß hier an nichts mehr ſo hart gerührt wird wie früher an das Weib. Mit dem menſchlichen und geiſtigen Wachstum auch hier gleichſam ein Abnehmen der Beſtimmtheiten. Jedenfalls iſt mehr Zögern in der Behandlung der Dinge, und jede Wertung berührt wie ein Verſuch. Neben dem Schuldproblem, das ſchon im erſten Werke umging, wird einem hier das Problem des Eigenhaſſes beſonders vor Augen gerückt. Das Vorhandenſein des erſteren führe ich auf die Erbſchaft aus dem „Jüdiſchen“ zurück: es erſcheint mir eine tiefgründige Umkehr und Sühne für den Selbſtbetrug vorhergegangener Geſchlechter, die ſich damit abfanden, den Schein für das Sein zu nehmen. Es ergab ein extremſtes Inſichgehen, und dieſem ſchreibe ich die Ueberſchätzung des „Parſifal“ zu. Das andere Problem iſt mir wie neu. Es macht Weininger zum großen Haſſenden.

Ich möchte auch größtes Unluſtgefühl nicht auf Selbſthaß zurückführen, eher dieſen aus dauernder Unluſt ableiten. Die Luſt ins Seeliſche übertragen bis zum Glücksgefühl läßt keinen Haß aufkommen. Es iſt ſicher ein Machtzuſtand der Seele, der ſogar Feindesliebe möglich macht. Aber Eigenhaß iſt vielleicht verbunden mit dem Schuldgefühl. Man haßt die Schuld an ſich. Unluſtgefühl allein, auch bis zu dem Grade eines Grauens vor dem Daſein, vor dem Rätſel des Daſeins (das vielleicht auch zum Grauen vor dem Rätſel Weib wird), wie es in tieferen Menſchen zuweilen aufkommen mag, bedingt noch lange nicht den Selbſthaß. Und ich glaube nicht, daß „der Menſch, der ſich ſelbſt am meiſten gehaßt hat“ Nietzſche geweſen ſein dürfte. Jeden-

falls sind große Glückszustände in Nietzsche aus seinem Schaffen konstatierbar.

Die großen Hasser sind die großen Nehmenden, falls sie große Schaffende sind. Weininger ist der erste derartige Hasser, dessen Schaffen ich näher getreten bin. Er versuchte der Schöpfung das notwendigste Geschöpf, das Weib, zu nehmen. Auch Ibsen und Nietzsche waren Nehmende, doch sie nahmen nur das Unnötige: den Schein; Weininger ein nötigstes Sein. Es war in edelster Absicht. Er wollte, daß der Mensch nicht mehr schuldig werde und scheute vor keiner Konsequenz zurück. Es erging ihm vielleicht ähnlich wie Pascal: er verdankte wohl zu viel dem Christentum. Ist es nicht wie kirchenchristliche Büßer-Ethik, wenn gesagt wird: „Der Selbsthaß steht gewiß moralisch höher als die Selbstliebe?"

Davon leite ich auch seinen Mißmut gegen Nietzsche her sowie seine Parteilichkeit für Wagner. Sich stützend auf eine Zeitschriftenmeldung, in der von Nietzsches Turiner Hausleuten einem Besucher erzählt wird, „wie Nietzsche zur selben Zeit als er den ‚Fall Wagner' schrieb, immer zu ihrem des Klavierspieles kundigen Töchterlein kam, und immer wieder den ‚Ring des Nibelungen' zu hören verlangte", meint Weininger: „Schlimm ist die Unaufrichtigkeit, mit der Nietzsche tat, als wäre ihm jener Uebergang (die Genesung von Wagner, seiner ‚Krankheit') gelungen". Das scheint mir übel gedeutet: indem es viel wahrscheinlicher ist, daß es Nietzsches Ehrlichkeit war, die den Ring immer wieder hören wollte, um nachzuprüfen, ob er dessen Schöpfer nicht Unrecht getan habe.

Auch die Auslegung, die der „Wille zur Macht" durch Weininger erfährt, fühle ich mißglückt. Es ist der „Wille zum Wert" im „Willen zur Macht" enthalten. Nietzsche kam es offenbar darauf an, das sichtbar Treibende in der ganzen Natur in eine Fassung zu bringen. Es ist ihm

überaus geglückt. Daß im Menſchen der Machtwille zugleich Wertwille iſt, hängt mit ſeinem Sein- und Nicht-ſcheinen-wollen zuſammen; aber im Tierreich und in der ſogenannten anorganiſchen Natur (welche Bezeichnung übrigens hinreichend für den Tiefſtand der heutigen Naturwiſſenſchaft zeugt) bleibt dieſer Wertwille dem Menſchen verborgen. Es ſchließt gewiß nicht aus, daß auch hier ein Wertwille tätig iſt.

Die Ueberſchätzung Wagners bezeugt beſonders der Ausſpruch: „Wagner iſt der Menſch mit dem größten Naturempfinden, das je ein Menſch beſeſſen hat.“ Ich glaube dagegen: der Menſch mit dem größten Naturempfinden ſchafft wahrſcheinlich keine Muſikdramen und gewiß keinen „Parſifal“. Und glaube, daß Nietzſches Worte: „Mein Schlußſatz iſt: daß der wirkliche Menſch einen viel höheren Wert darſtellt als der wünſchbare irgend eines bisherigen Ideals“ von einem größeren Naturempfinden ausgelöſt ſind, als ſämtliche Texte Wagners. Ich habe ſchon früher einmal geſagt, daß mir der nur-textliche Wagner, ohne ſeine Muſik, nicht von ausreichender Bedeutung ſcheint.

*

In der ausgezeichneten Wertung, die Ibſen durch Weininger zuteil wird, iſt nicht zu überſehen, wie dieſer ſich bemüht, die Ibſen'ſchen ſittlichen Forderungen mit jenen von „Geſchlecht und Charakter“ in Einklang zu bringen. Es endet damit, daß Weininger am Schluſſe ſeiner Abhandlung über „Peer Gynt“ bemerken muß: „Ibſen hat im Laufe ſeines Lebens leider aufgehört, gleich Großes zu wollen, wie zu der Zeit, da er den ‚Peer Gynt‘ ſchrieb... Wäre Ibſen der Ibſen des ‚Peer Gynt‘ geblieben, er wäre größer als Goethe geworden; denn der Menſch kann alles, was er will. Das hervorragendſte Stück der ſpäteren Zeit, ‚Rosmersholm‘, iſt ſchwach gegen ‚Peer

Gynt'; und Ibſens Wille ſinkt nach ‚Romersholm' weiter". Ich glaube aber, daß Ibſen zu den ſeltenen Schaffenden gehört, die im Ganzen beſtändig aufwärts ſtiegen: wie Kant, Beethoven, Segantini. Und daß ſein letztes Werk ſein höchſtes und entrückteſtes iſt. Weininger frägt ſich hier: ob ihn (Ibſen) die erotiſche „Schuld des Mannes für das nicht mehr mißbrauchte und verachtete Weib einer imaginären Zukunft nicht zu viel hat hoffen laſſen"? Weil Ibſen auch auf ſeine letzte Höhe noch das Weib, und nicht nur als Menſchen, ſondern als weiblichen Menſchen, mitnimmt.

Aber das Buch enthält auch Vieles, das gewiß genialer Eingebung entſprungen iſt. So, wenn Weininger bei Beethoven von einer „geretteten Freude" ſpricht. Und von wundervoller Erkenntnis iſt der Satz: „Tor: Jeſus' Abneigung gegen das Judentum wird zur Abneigung gegen die ‚Geſcheitheit', zur Erhebung der Einfalt". Es bedeutet mir die Abneigung des ſchöpferiſchen Menſchen gegen den Nur-Intellekt. Und noch tiefer geht der Ausſpruch: „Das Leben iſt eine Art Reiſe durch den Raum des inneren Ich". Er erklärt viel einfacher und zutreffender, warum ſich im wahrhaft ſchöpferiſchen Menſchen wenig Reiſeluſt vorfindet, als jene Stelle in „Geſchlecht und Charakter", die den Mangel an Reiſebedürfnis auf Mangel an erotiſchem Empfinden zurückführt. Der ſchöpferiſche Menſch bereiſt eben ſein Ich, das mit der ſchöpferiſchen Fähigkeit des Reiſenden immer ausgedehnter wird, bis es ſich dem All einfügt — im Unendlichen Anſchluß findet. So einer iſt ſich des Ewigen in ſich bewußt geworden und wird ſeßhaft. Segantini z. B. erfüllt völlig dieſes Seßhaftgewordenſein; ihn durfte Weininger keinesfalls als Künſtler zweiten Ranges betrachten. Sein letztes Schaffen entſpricht auch völlig dem, was Weininger vom genialen Künſtler verlangt: „Da es den genialen Menſchen aus-

macht, daß er in bewußtem Zusammenhange mit dem Universum steht, so wird auch in den Werken des Genius immer der Puls des Dinges an sich, der Atem des Weltganzen spürbar sein müssen." (Manche früheren Werke des Meisters mögen dies freilich noch nicht genug zum Ausdruck bringen.)

Der Reisebedürftige ist noch immer Sucher. Erst wer in sich gefunden hat, wird seßhaft. Auch Weininger war Sucher im höchsten Grade. „Er fühlte stets ein starkes Reisebedürfnis", wird uns berichtet. So blieb er noch zu unruhig, zu gährend für das Seßhaftwerden — für die einzige Reise „durch den Raum des inneren Ich".

Ich versuche nun noch, der Weininger'schen Auffassung, „daß Genialität höchste Sittlichkeit ist", in meiner Weise gerecht zu werden. Ich halte den Versuch, die Worte „sittlich", „Sittlichkeit" auf ein Hohes und Höchstes anzuwenden, nicht für glücklich; sie mahnen zu sehr an Sitte und damit an ganz außenstehende Dinge. Denn Sitte ist nicht sittlich; die von daher geleitete Sittlichkeit ist die Sittlichkeit des Philisters: sie ist Verlogenheit, gepaart mit dem Streben, allem Herrschenden schön zu tun. Die andere Sittlichkeit ist Wahrhaftigkeit, gepaart mit dem Willen, recht zu tun (ihrem Grundzug nach). Doch erst die höchste Ausübung dieser Wahrhaftigkeit und dieses Willens wäre höchste Sittlichkeit. Es bedingt das tiefste Erschließen des inneren Ich. Damit ist der Weg aufgedeckt, den Genialität gehen müßte. Er läuft schnurgerade zuwider einem Weininger'schen Ausspruch in „Geschlecht und Charakter", der freilich nur getan wird, um dem Wesen des Religionsstifters näher zu kommen. Er lautet: „Alle Genialität aber ist höchste Freiheit vom Naturgesetz". Und dann wird zitiert:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Freilich verweilt Weininger selber skeptisch vor diesen Verszeilen und meint: „Wenn dies so sich verhält“ .... Aber es verhält sich nicht so. Die Verse gehen jedenfalls nicht tief, sie veräußerlichen mehr eine Situation. Was wäre der Mensch, der sich von der höchsten Gewalt befreit hat? Befreit vom höchsten Willen und Gesetz — von der Gottheit! Denn wir dürfen hinter dem Naturgesetz immer noch die Gottheit vermuten, solange uns Beides tiefstes Rätsel ist. So gewendet wäre Genialität nicht Ueberwindung des Naturgesetzes, sondern *ein Aufgehen in dieses*: es wäre zugleich die einzig mögliche Befreiung von diesem — jene *höchste Freiheit*. Die Verse müßten nun lauten:

> Von dem Gesetz, das alle Wesen bindet,
> befreit der Mensch sich, der sich zu ihm findet.

Das *Bindende* wird an solchen Menschen *ein Lösendes*. Und damit erst der völlig Gesetz gewordene Mensch der *sittlichste* Mensch, *das Genie*. Und „... tief unter ihm verschwunden alle menschliche Gesellschaft, versunken die Sozialethik“, (wie Weininger das „dionysische“ Jasagen Kantens schildert). Aber es ist in ihm auch verstummt der Schopenhauer'sche und Wagner'sche „Erlösungs“-Ruf.

*

Ich will nun mit Otto Weininger und seinem Werk abschließen. Das Thema hinterließ mir schon Müdigkeit, und ich fühle mich gedrängt, mich wieder meinem Landschaftsleben zuzuwenden. Zuvor doch sei noch der grandiosen Abhandlung über „Wissenschaft und Kultur“ — wohl der bedeutendsten Arbeit Weiningers — gedacht, an der ich nichts auszustellen wage, als daß Nietzsche den originellen Philosophen sechsten und siebenten Ranges zugezählt und einem Carlyle an die Seite gestellt wird, jenem Carlyle, der noch auf die Gesellschaft baut. Das liegt wohl an jenem, schon berührten, *christlichen* Mißmut Weiningers gegen Nietzsche und hindert nicht, daß jener, auch in entschei-

denden Dingen, dieſem vielfach *verwandt* empfindet, ſo auch in der Anſchauung über Wiſſenſchaft und Kultur. Die Rangzuweiſung hat ſogar ihre Berechtigung für dort, wo die Philoſophie als Syſtem gewertet wird. Aber bei Nietzſche hätte man dies nicht tun dürfen. Nietzſche iſt *Anbahner einer Philoſophie der Tat*, als ſolcher ein Größter, aber ein Anfang und nicht Vollender oder Erfüller. Er hat nichts zuende geführt. Seine Größe iſt ſein Raumſchaffen für eine Philoſophie der Tat; er bereitet darauf vor, daß eine ſolche wieder geſehen und gehört wird. Und er weiß, was Philoſophie der Tat iſt: daß ſie *mehr* als jedes philoſophiſche Syſtem iſt. Damit laſſe ich Nietzſche und wende mich der Unterſuchung der Philoſophie der Tat zu.

Sie iſt gelebtes Sein. Daß das Denken und Empfinden gelebt wird, tilgt alles Scheinen und gibt dem Leben das Sein. So wird höchſte Philoſophie der Tat höchſtes gelebtes Leben. Es wäre auch das ſittlichſte und religiöſeſte Leben. Weininger erkennt einmal: die alten Griechen hatten am meiſten Religion. Darum: ſie hatten eben am meiſten Philoſophie der Tat. Es wirft ſein Licht auf Religion und Religionsſtifter. Ob dieſe nichts anderes als größte Philoſophen der Tat ſind? Jede Religion urſprünglich nur hohe Philoſophie der Tat? Und erſt der Verfall dieſer ermöglicht eine Religion in unſerem kirchlichen Sinne. Daher: Es gibt keine Religionsſtifter, es gibt nur Philoſophen der Tat. Wenn dieſe groß genug ſind, wird ihre Philoſophie, als das eigentlich Religiöſe, Religion. Jeſus wohl der *höchſte* Typ dieſer Philoſophenart (auch Friedrich Daab, der innerlich eifrigſte Jeſu-Forſcher, verneint Jeſus als Religionsſtifter). In unſre Zeit hinein einzig Walt Whitman aufregend als ſolcher Typ . . .

Nach dieſer Abſchweifung kehre ich wieder zu „Wiſſenſchaft und Kultur“ zurück. Schon das Tempo der Sprache,

das Weininger hier zumeiſt findet, gleicht dem raſchen Lauf eines Fluſſes, der ungehemmt dahinfließt. Ein Zürnen ſteht an ſeinem Urſprung; es gilt den Wiſſenſchaftlern und nimmt die evangeliſchen Worte auf: „Wehe Euch Schriftgelehrten! Denn ihr habt den Schlüſſel der Erkenntnis weggenommen. Ihr kommt nicht hinein und wehrt denen, die hinein wollen“. Und das große Wiſſen Weiningers wird hier zum Rüſtzeug gegen das bloße Wiſſen. Es leuchtet hinein in den heutigen Wiſſenſchaftsbetrieb und entblößt den Wahn der Wiſſenſchaft, von dem ich Fernſtehender ſchon im „Buch der Unſicherheiten“ geſprochen habe, ſo ſehr rückte ihn mir die Zeit vor Augen. Jenes „Jüdiſche“, womit „keine Nation und keine Raſſe, keine Konfeſſion und kein Schrifttum“ gemeint iſt (und das bald den Deutſchen geläufiger iſt als den Juden), ſcheint in der heutigen Wiſſenſchaft daheim zu ſein, die vom Kapitalismus gefüttert wird. „Die Mäcene haben ihre Schützlinge gewechſelt. Galt einſt ihre Bemühung dem Künſtler und dem Philoſophen . . ., ſo gilt ſie heute den Zwecken der Wiſſenſchaft. Allerdings — es iſt auch nicht mehr der Ariſtokrat, der das Geld in der Hand hat. Der große Kapitaliſt hat die Entſcheidung, und er optiert für die Wiſſenſchaft“. Und weiter berichtet Weininger: „Der es wagte, an das Recht der Wiſſenſchaft auf die Benützung des Spitalkranken zu Verſuchen mit neuen Immuniſierungsmitteln zu taſten, iſt ein Dunkelmann und Antiſemit; der es beklagte, daß Tiere fortwährend ohne Not lebendig gequält werden, mit ſeiner Sentimentalität ein verhaßter lächerlicher Störenfried. Vielleicht nur, weil dieſe Wiſſenſchaft eine Demokratie iſt, ohne Präſidenten, . . . iſt es noch nicht offen geſagt worden, daß die kleinſte mikrochemiſche Feſtſtellung mehr wirklichen Wert für die Menſchheit beſitze als die größte Dichtung.“

Es entrollt eine Hauptſeite der Korruption unſrer Zeit: Weil Kunſt und Philoſophie unbeſtechlich ſind, indem

das Unbeſtechliche an ihnen, die Wahrhaftigkeit, ja erſt Kunſt und Philoſophie ermöglicht, ſo hält ſich das Aggreſſiv-Philiſtröſe der ſogenannten menſchlichen Geſellſchaft, der der Kapitalismus die Farbe gibt, *an die Wiſſenſchaft*, von dieſer *die Zuſicherung der Sicherung ihrer Exiſtenz* erwartend; ſei es auch nur dadurch, daß alles hinausgeſperrt wird, was ſich nicht als erkennbar gibt, um ſo alles für erkannt und gelöſt ausgeben zu können. Und die Wiſſenſchaft, die immer mehr ſcheinen muß, als ſie iſt, um ihr Anſehen zu bewahren, und die immer leichter zu Ergebniſſen findet, die hinausſperren, als zu ſolchen, die erſchließen, dieſe Wiſſenſchaft erſchließt ſich der Gunſt der Zeit. Und weil ſie ſelber mit all ihrem Beſitz in ein Daſeinserfaſſen nie hineinkommt, wehrt ſie nun „denen, die hinein wollen“. So iſt die Wiſſenſchaft heute am kapitaliſtiſchen Poſitivismus der Geſellſchaft zur Hure geworden. Das Ergebnis iſt: die Enträtſelung der Welt, die Entſeelung des Daſeins, die Entgöttlichung des Alls. Es bedeutet zuletzt den Triumph des Nichts.

Weininger, den Gang der heutigen Wiſſenſchaft verfolgend, drückt dies ſo aus: „Wie wir's dann zuletzt ſo herrlich weit gebracht!'... iſt die Melodie aller Geſchichte der poſitiven Wiſſenſchaften. Im Ernſt ausgeſprochen bedeutete ſie das Ende... Denn dann wäre das Bewußtſein für die Hauptſache verloren gegangen.“

Hier beſinne ich mich, daß Weininger eigentlich aus dem wiſſenſchaftlichen Lager kam, daß das wiſſenſchaftliche Gebahren vielleicht entſcheidend für ſeine Entwicklung wurde: Indem ihn erſt der Widerwille in eine ſeiner früheren Berufsrichtung gegenſätzliche Richtung warf — und ſo erſt in ihm eine ſittliche Idee auslöſte, die ſich vielfach kirchenchriſtlicher Anſchauung anſchloß. Er fand in dieſer mehr Geiſt, mehr Seele, mehr Leben als in jener, die ſich erſt damit lebendig erhält, daß ſie das Leben vom Leben aus-

schließt. Bei solcher Betrachtung der Dinge bekommt sogar die letzte Konsequenz Weiningers, daß die Vernunft das Fortleben des Menschen nicht wünschen könne, ihre Richtigkeit. Das Hineinsehen in wissenschaftliche Wirklichkeit verletzte so sehr sein Schauen, daß es sich nicht mehr bis zum wirklichen Menschen durchfand, der in seiner Fülle ewig eine Anbetung Gottes ist. So traf ihn vielleicht „das furchtbarste Geschick, das einen guten Menschen treffen kann: keinen anderen Menschen wirklich lieben zu können". Er vergaß, daß lieben können schon Glück ist und nicht erst des Menschen bedarf. Daß dieses Lieben-können erst fähig macht, auch Menschen zu lieben. So hat an der Richtung, die dieser ernste und tiefe Geist genommen hat, gewiß auch die heutige Wissenschaft viele Schuld — das „Jüdische" ihres Betriebs.

Es ist kein Zufall, daß mir wie zum Werke Weiningers gehörig ein Heftchen zukam, betitelt: „Deutsche Natur-Religion". Es ist wie ausersehen dazu, den Widerwillen Weiningers vor dem heutigen Wissenschaftsbetrieb zu verdeutlichen. Es gibt sich nur als Grundzüge und hat Darwin und Häckel als Hauptheilige. Was man zu hören bekommt, ist aber genug, um die Begriffe Deutsch, Natur, Religion als völlig verdorben fühlbar zu machen. In der Einleitung heißt es: „Mit Rücksicht darauf, daß die Meisten heutzutage beruflich stark in Anspruch genommen sind, wurde der Versuch gemacht, in gedrängtester Kürze die wichtigsten Sätze zusammenzufassen, welche geeignet erscheinen, als Grundlage für eine neudeutsche Naturreligion auf naturwissenschaftlichem Boden — denn nur eine solche läßt sich der moderne Mensch bieten — zu dienen. Eine solche Religionsgemeinschaft müßte sich auf ‚Deutsche arischer Abstammung' (nach Eltern und Großeltern, väterlicher- und mütterlicherseits) beschränken."

Also nur Vollblutarier sollen zugelassen werden, diese „jüdische" Geistlosigkeit zu trinken! Schon öfter,

6 Vol. 5

wenn ich die verſchiedenſten Kommis-Naturen als die eifrigſten Kunden des deutſchelnden naturwiſſenſchaftlichen Gebräus ſah, mußte ich dieſes als „jüdiſch“ empfinden. Jetzt wird es mir zur gewiſſeſten Gewißheit, daß dem ſo iſt. Ja ich glaubte, daß dieſes Deutſch-Tuende von heute das eigentlich „Jüdiſche“ von heute iſt. Die „Welträtſel“ ſind ſicher von derlei „Jüdiſchem“ angefreſſen. Und wie bauernfängeriſch iſt dieſes „deutſch-natur-religiöſe“ Vorhaben, das wohl darauf bauen muß, „daß die Meiſten heutzutage beruflich ſtark in Anſpruch genommen ſind!“ Die Frechheit, ſich damit an Kreiſe zu wenden, denen man alles Wertvolle nehmen und nichts dafür geben kann, weil ſie nicht verſtehen können, was gegeben wird! Die nur blind mitmachen müßten! Und dabei keine eigentliche Führerſchaft. Denn derartiges iſt nicht auf einen zurückzuführen, ſondern auf die innere Kraft- und Machtloſigkeit Mehrerer, die durch Zuſammenſchluß zu Macht kommen wollen. Wie ſich die Wiſſenſchaft dazu hergeben kann?

„Das hehre Ideal der Wiſſenſchaft iſt es, welchem der Wiſſenſchaftler ſein Anſehen dankt, dieſes allein ſollte ſein Stolz ſein“, rügt Weininger. Aber ſeit die Wiſſenſchaft zur Hure geworden iſt, hat ſie Machthunger. So kommt „das Täppiſche, Rohe und Freche“ in ihren Betrieb. Und der Wiſſenſchaftler muß kuppeln. Nur ſo kommt die Wiſſenſchaft zu „deutſcher Natur-Religion“.

Es nötigt zu ernſteſter Warnung: Ob das „Jüdiſche“, das der Jude aushält, den Deutſchen nicht völlig verfallen läßt? Selbſt Weininger, der hier ſchonungslos aufdeckt, muß auf eine Raſſe-Eigentümlichkeit hinweiſen, die in gewiſſem Sinne die Juden berechtigt, ſich als „auserwähltes Volk“ zu fühlen. Gewiß iſt auch, daß ſich dies „Jüdiſche“ am Deutſchen viel widerlicher fühlbar macht als am Juden. Und Nietzſches Wohlgefallen an dieſem wird mir durch die „neudeutſche Naturreligion“ erſt ordentlich nahe gerückt.

*

Der wichtige Fingerzeig Weiningers nach der Wiſſenſchaft berührt wie ein Vermächtnis an die Zeit. Weininger war vielleicht ſchon wie verſchrieben dem Ewigen, als er dies ſein Unzeitgemäßeſtes ſchrieb als das Zeitgemäßeſte — als das der Zeit Notwendigſte. Auch er erkennt den Verfall der Zeit in der Ausſchaltung der Individualität, in der völligen Veräußerlichung des Ichs. „Die großen Philoſophen ſind wie die großen Künſtler Individualitäten, keiner durch den anderen erſetzbar . . . Jede wiſſenſchaftliche Entdeckung wird immer von zweien oder mehreren gleichzeitig gemacht und wer eine macht, hat nie das Gefühl, daß dies kein anderer ſo hätte ſchaffen können . . . Die Individualität des Genius führt es mit ſich, daß immer anders . . . die Frage des Verhältniſſes des Ichs zum All geſtellt wird; die poſitive Wiſſenſchaft iſt nur gattungsmäßig und ſozial, und . . . ſchaltet die Individualität aus: alſo kann ſie nicht Kultur ſein.“

Und die poſitive Wiſſenſchaft iſt nicht Kultur; ſie erſchließt nicht die Natur, ſie ſperrt nur hinaus. Wo ſie führend iſt, führt ſie immer hinab. So kennzeichnet den Verfall einer Zeit nichts ſo ſehr wie das Populärwerden der Wiſſenſchaft. Sie erreicht heute nachgerade die Popularität des Geldes und hat wie dieſes die Eigenſchaft, ſich alles das anzueignen, was einen des Eigenſten enteignet. Sie unterliegt der politiſchen Geſinnung, die gierig Gewinnſte einheimſt, die zu lauter Verluſten führen. Und nie findet es ſich bei ihr, daß ſie im Sinne eines philoſophiſchen Geiſtes „in ſteter und unauflöslicher, frommer Beziehung und Abſicht auf das Welträtſel ſteht“, — ſie erſtrebt vielmehr die Tilgung aller Welträtſel, um die Ordnung ihrer Beſchränktheit dem Menſchen aufzudrücken.

So ſcheide ich von Otto Weininger und ſeinem Werke und ſehe ihn zuletzt mit frommem Willen dem Rätſel des Daſeins zugewendet und alle Natur ſchön findend. Es

begriffe in sich eine Rechtfertigung des Weibes als Natur. Es rettete ihn nicht mehr. Er war vielleicht schon zu mitgenommen von früheren Eindrücken und erreichte den letzten freien Ausblick erst auf Um- und Irrwegen, die ihn übermüdet hatten. So schied er. Sein vorzeitiges Ende doch vertieft nur sein außerzeitliches Schaffen und macht uns ihm mehr zugetan. Und das Beste aus diesem Schaffen bringt dem Künstler und Philosophen wieder zum Bewußtsein: daß man nicht da ist, um zu ordnen und einzusetzen, sondern um Menschen-Ordnung und -Gesetz aufzulösen, damit der Mensch zum Menschen finde. Dann findet das Unbegrenzte auch wieder zum Unbegrenzten. Es wäre höchste Kultur. — —

Hier den Rahmen meiner Studie überschreitend, versuche ich, noch mehr darzutun, was Kultur ist. Kultur ist Erschließen der Natur: im Sinne einer immer größeren Eröffnung der Rätselhaftigkeit des Daseins, nicht im Sinne einer Tilgung oder Auflösung dieser Rätselhaftigkeit. Das bewußte Aufgehen in diese zuletzt die einzige Lösung: das Finden des Unbegrenzten zum Unbegrenzten. Dieses Finden bedarf vorher des Zusichfindens, und dieses wiederum der Weile des Ausreifens, des Mit-sich-Geschehenlassens, des Erleidens aller Tätigkeit. Ihm oblagen wohl auch die ersten Menschen: sie ließen in der Hauptsache mit sich geschehen. Erst das eigene Aufnehmen der Tätigkeit führte zu Kämpfen und veräußerlichte die Lage. Groß mag der große Kampf sein, aber größer ist der große Friede. Es ergäbe den großen Idylliker, den unhomerischen Menschen als Höhenmenschen. Es stellt den homerischen Menschen als ersten Anti-Menschen bereits in das Bereich des Verfallsmenschen. Es verlegt in die Uranfänge der Menschheit das tiefste Aufgehen in die Natur: die höchste Kultur.

So sahen es auch in weit zurückliegenden Zeiten die Weisen, die immer wieder mit dem „reinen Menschen der Vor-

zeit“ den höchsten Menschen meinten. Heute ist die Anschauung umgekehrt. Der heutige Mensch als Verfallsprodukt mag es nötig haben, seine Abstammung vom Affen herzuleiten, um sich sein Fünkchen Ansehen vor sich selber zu retten und seiner unmäßigen Anmaßung Berechtigung vorzutäuschen: „Wie wir's so herrlich weit gebracht!“ — Ich meine aber, daß sich selbst die Affen eines solchen Verfalls schämen müßten.

Damit habe ich die Wege von Wissenschaft und Kultur aus Eigenem weiter verfolgt; sie führen völlig auseinander. Die eine muß darauf bedacht sein, dem Menschen etwas, das immer da war und da ist und ihm nur verloren ging, wieder zu gewinnen; die andere vermeint aus dem Nichts zu Allem zu kommen. *Aber an den Uranfängen der Menschheit ragt unberührt von allem, hehr und mystisch, immer noch der Mensch; seiner wissenschaftlichen Entwicklung droht immer näher das Nichts.*

Varena, Juli—August 1912.

Gedichte / von Georg Trakl

Verklärter Herbst

Gewaltig endet so das Jahr
Mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.
Rund schweigen Wälder wunderbar
Und sind des Einsamen Gefährten.

Da sagt der Landmann: Es ist gut.
Ihr Abendglocken lang und leise
Gebt noch zum Ende frohen Mut.
Ein Vogelzug grüßt auf der Reise.

Es ist der Liebe milde Zeit.
Im Kahn den blauen Fluß hinunter
Wie schön sich Bild an Bildchen reiht —
Das geht in Ruh und Schweigen unter.

In den Nachmittag geflüstert

Sonne herbſtlich dünn und zag,
Und das Obſt fällt von den Bäumen.
Stille wohnt in blauen Räumen
Einen langen Nachmittag.

Sterbeklänge von Metall;
Und ein weißes Tier bricht nieder.
Brauner Mädchen rauhe Lieder
Sind verweht im Blätterfall.

Stirne Gottes Farben träumt,
Spürt des Wahnſinns ſanfte Flügel.
Schatten drehen ſich am Hügel
Von Verweſung ſchwarz umſäumt.

Dämmerung voll Ruh und Wein;
Traurige Guitarren rinnen.
Und zur milden Lampe drinnen
Kehrſt du wie im Traume ein.

Menſchheit

Menſchheit vor Feuerſchlünden aufgeſtellt,
Ein Trommelwirbel, dunkler Krieger Stirnen,
Schritte durch Blutnebel; ſchwarzes Eiſen ſchellt;
Verzweiflung, Nacht in traurigen Gehirnen:
Hier Etwas Schatten, Jagd und rotes Geld.
Gewölk, das Licht durchbricht, das Abendmahl.
Es wohnt in Brot und Wein ein ſanftes Schweigen.
Und jene ſind verſammelt zwölf an Zahl.
Nachts ſchrein im Schlaf ſie unter Oelbaumzweigen,
Sankt Thomas taucht die Hand ins Wundenmal.

Der Befreier / von Hugo Neugebauer

Unter hoch gewölbter Wolke
wandelt, deren Schoß geſegnet
mit dem Retter ſeinem Volke,
denn ein Gott iſt ihr begegnet.

Als ſie ſich zum Brunnen beugte,
war es, daß er ſie berannte
und in ihrem Schoße zeugte,
was in ſeinem Buſen brannte.

Aus des Mutterſchoßes Grabe
wird ſein Same auferſtehn,
göttlich ſtrahlend wird der Knabe
vor den grauen Knechten gehn,

wird den alten Bund erneuern,
den der Himmel mit der Erde
ſchloß und ihren Mut befeuern
zu des Lebens Luſtgebärde.

Oeffnen wird er alle Hände,
alle Herzen, alle Schoße,
brechen alle Kerkerwände
wird der Kampferſtarkte, Große,

den die Völker all erharren,
Zwang erduldend dunkel ahnen,
der Zermalmer alles Starren,
der Entdecker neuer Bahnen

aus der alten Nacht zum Lichte,
das in unſern Träumen lodert,
der Verleugner der Geſchichte,
die vom Leben Sterben fodert!

Die Brüder / von Richard Weiß

Nikodemus Salpeter ging ſehr verwirrt an den Häuſern vorbei. „Das braune Tor, das graue Tor, das rote Tor“ murmelte er. Die weißen Zettel, auf denen freie Mietzimmer ausgeboten waren, klapperten; denn der Wind ging heftig, durch Ueberzieher, Rock, Weſte, Hemd geradeaus zum Herzen. Einige hatten ſich zur Wand umgedreht, die dünnen Spagatſchnüre liefen durcheinander, das waren gewiß die beſten Zimmer. Nikodemus Salpeter blieb ſtehen, griff nach der Tafel, während ein Mann mit einer blauen Geſchäftskappe ihn ſchief anſah, und las. Er war vom Zimmerſuchen ſehr ermüdet, in ſeine Trauer um den Bruder miſchte ſich Unmut „Gerade jetzt ihm das anzutun . . .“, aber gegenüber wies eine goldene Hand zu einem Barbierladen, der in der dunklen Seitengaſſe lag, warnte ihn vor dem eindringenden Gedanken und erinnerte ihn an Gott. Geduldig las er „3. Stock, Tir 12. Reines Kapinet an ſtreng ſoliden Herrn per ſofort zu vermieten“. Eine ſchmutzige, enge Wendeltreppe, die zwei Menſchen kaum Platz zum Ausweichen gegeben hätte, ſchraubte ſich ſteil an kleinen braunen Türen, die ſeitlich in die Höhlung eingelaſſen waren, vorbei in die Höhe. Er ſtieg mit abweſenden Gedanken, machte automatiſch Halt, riß an dem Glockenzug, der zäh feſtſteckte, und wartete. Die Frau drin, die in dem Vorraum, der zugleich als Küche diente und vom Lichthof trüb erhellt wurde, am Herde ſtand, wandte ihr altes böſes Geſicht einem jungen Menſchen zu, welcher in Hemdärmeln müßig herumlungerte: „Verſchwind', Fallot!“ und öffnete das Guckloch. Nikodemus Salpeter wurde von einem funkelnden Auge gefragt, was er wünſche. Er antwortete, ob hier nicht ein Kabinett zu vermieten ſei, 3. Stock, Tür 12, und wurde eingelaſſen. Der Herddampf beſchlug ſeine Brille, er mußte den Schirm, den er ſtets

ſorglich eingerollt bei ſich trug, an einen Stuhl lehnen, und ſein Taſchentuch herausziehen, um vorerſt die Gläſer zu klären. Die Frau und der junge Burſche, der mit höhniſchem Lächeln in Hemdärmeln noch immer daſtand, hatten genugſam Zeit, die armen getrübten Linien dieſes grauen guten Geſichtes zu ihrem Vorteil zu betrachten. „Hier iſt das Kabinett“, ſagte die Frau, indem ſie eine der beiden Türen öffnete, die in dem Küchenraum zu ſehen waren. Das Kabinett war recht hell, aber ein gelber Widerſchein kam durchs Fenſter. Ein Eiſenwaſchtiſch, eine kleine Truhe, an der Türe ein paar Haken für Kleider, ein Tiſch und zwei Seſſel, alles ſchmutzigrein, es war furchtbar. Er beſah das Bett, das war die Hauptſache, denn die Wanzen bekriegen die Träume, aber wenn man ſchlafen konnte, war der Tag ziemlich gleichgültig. Schon ſchlich die liſtige Stimme des alten Weibes hinter ihm her. „Alles in beſter Ordnung, rein, hell, zehn Gulden ſamt Bedienung, ich räum' ſelbſt auf, ich wohne allein mit meinem Neffen. Wie mein Bruder geſtorben iſt, hab' ich ihn zu mir genommen.“ Nikodemus Salpeter ſah durchs Fenſter in den großen Hof mit den offenen ſchmalen eiſernen Galerien. Sein Blick ging verzweifelt an den Vorſprüngen auf und nieder, überzog den Hof mit ſich kreuzenden Drähten, ſtarr ſtand im viereckigen Himmelsausſchnitt über ihm eine Wolke und bemühte ſich, den Hof mit den eiſernen Galerien und Nikodemus Salpeter am Kabinettfenſter und dem Drahtgewirr der raſch vergehenden Blicke in Waſſerdampf nachzubilden. Nikodemus Salpeter dachte an den toten Bruder, der ihn ein wenig geſchützt hatte, daß es nun dringend geworden war, wieder eine Stellung zu finden. Er war ſchon alt und nie recht geſchickt geweſen. Ein Vogel ſurrte am Fenſter vorbei. Die Frau ſagte irgend etwas. Sie befahl und er zog ſeine Geldbörſe. Die hatte er einem Bosniaken um vier Sechſerl abgehandelt, wie ſchön wäre es,

die vier Sechserl noch in der Geldbörse zu haben. Das Zimmer absperren und dann noch den Schlüssel einsperren. Ende, Ende! Diese Gedanken hatten in den Worten der Frau, die ihn fragte, wann er einziehen wolle, gerade Zeit. Er nahm ruhig von den wenigen Münzen, die er in der Börse fand, zwei Kronen und gab sie der Frau als Angabe. Er werde gegen Abend kommen. „Der Herr sind doch stabil" fragte die Frau ängstlich. „Gewiß, gewiß" antwortete Nikodemus Salpeter. „Empfehle mich, empfehle mich" sagte die Luft, dann ging die Tür auf. Eilig kamen die Stiegenstufen aufwärts unter seine Füße, seine Hände fühlten sich leer an und wären gerne an einem Geländer abwärts gerutscht, aber er drehte sich an der Innenseite der Wendeltreppe auf Zehenspitzen um die Mauern. Die Straße, in die er hinaustrat, war immerhin heller. Er ging gürtelwärts, um mit der Stadtbahn zur Brigittabrücke zu fahren und seinen Koffer, den er vormittags nach dem Begräbnis des Bruders gepackt hatte, zu holen. Nun fuhr er schon. Das Coupé war ziemlich voll. Ueber einem eleganten Samtmantel bewegte sich der vorstehende Unterkiefer einer kräftigen Menschenäffin. Ihr gegenüber saß ein Buckliger. Der Hinterkopf war stark gewölbt, die Nase groß und spitz, die Ohren standen ab. In allen Gliedern saß ihm der Buckel. Er zitterte ein wenig. Denn die dicken Schenkel der Menschenäffin hatten sich auf der Holzbank breitgequetscht. Auch durch den Samtmantel hindurch sah das Geschlechtsauge. Der Zug hielt. Der Samtmantel stand auf und jetzt erst bemerkte Nikodemus Salpeter einen andern Mann, der gattenhaft neben ihr ging. Dessen gieriger Blick war liebend auf ihren großen Mund gerichtet. In diesem wäre er gerne ganz eingesunken und so konnte Salpeter den Mann erst sehen, als er den gierigen Seitenblick auffing, in welchem seine ganze Existenz kulminierte. Hinter den beiden bückte sich der Bucklige. Es war noch nicht seine Station.

Um eine halbe Minute folgen zu können, ging der Bucklige dann mit ſeinen ſchweren Füßen gaſſenſtraßenweit zu dem Uhrmacher, bei dem er als tüchtiger Gehilfe bedienſtet war. Uebrigens war inzwiſchen der Zug mit Nikodemus Salpeter auf dem hohen Viadukt über Dutzende Sekundenſchwellen und Schienenköpfe gealtert. Das Coupé war leer. Das konnte der Dämon leicht ändern. Von einem Zugwind blähte ſich der Fenſtervorhang und die Leere bauchte ſich zu einem braunen Wettermantel, einem Tirolerhütl und einem geſunden Geſicht. Der Dämon wußte, daß Nikodemus es ſich ſelbſt doch nicht beſchwören konnte, was er dort bei dem Fenſtervorhang geſehen hatte. Trotz der Volkszählung konnte man dem Dämon zwiſchen Stadtbahnſtation und Stadtbahnſtation nicht nachweiſen, um welche Straßenecke herum ein ausſteigender Menſch ſich auflöſte. „Habe ich die Ehre, mit Herrn Nikodemus Salpeter zu ſprechen?“ fragte der Fremde. „Ja gewiß“, ſagte Salpeter, „Sie kennen mich?“ „Nein“, ſagte der Fremde, „ich vermute nach Ihrem Ausſehen, daß Sie ſo heißen. Ich habe Sie oft mit Ihrem Bruder ſelig, der Ihnen ganz unglaublich ähnlich ſah, zuſammen fahren geſehen. Nur — haben Sie bemerkt, was für einen merkwürdigen Schirm der Bucklige vorhin hatte?...“ Nikodemus Salpeter erſchrak, es fiel ihm ein, daß er ſeinen Schirm nicht mehr hatte. So hatte er nicht Zeit zu ſehen, daß der Fremde das Coupé nicht verließ, ſondern ſich im Wind als Vorhang blähte. Uebrigens war die Brigittabrücke da. Er mußte ausſteigen. Die Wohnung war nicht weit. „Erſtes, älteſtes, vornehmſtes Brigittenauer Kino“ brüllte ein Ausrufer in blauer Livree. Nikodemus Salpeter fürchtete ſich ſoſehr vor ſeinem eigenen Koffer, der zuhauſe fertig gepackt ſtand, daß er ſich von der Stimme des Ausrufers zur Kaſſe ſchieben ließ. Er erſtand einen billigen Sitz. Die Luft in dem kleinen Saale flimmerte heiß und ungewiß. Ein junger Menſch mit dicken roten Händen ſagte

laut zu seiner Nachbarin, indem er seinen Finger auf das Programm in ihrem Schoße legte: „... die Entführung aus dem Seräul". In jedem Saale gibt es nur einen Punkt, in welchem das Bewußtsein sich erhellt. Der Punkt glitt in Nikodemus Salpeter. Und der saß auf einmal von innen erleuchtet da. Die übrigen sausten in der Zeit um einen ungeheuren Mittelpunkt. Die rote Hand vor ihm wuchs in den Schoß hinein, den sie entblößte, sie spielte mit dem Schoß, eine Ader trat knotigblau hervor, das Rot wurde braun, vergilbte und welkte. Jetzt lag Holzstaub darauf und ein süßer, herziger roter kleiner Wurm schabte den Knochen glatt. „Legts zum übrigen" sagte Nikodemus laut und der Bursche erschrak heftig und zog die Hand zurück. Aber da begann schon der Klavierspieler. Die Bilder drehten sich, eines dem andern nachschwirrend, in ungeheurem Kreise um einen Mittelpunkt, der weit hinter der Leinwand liegen mußte. Zuerst kam ein Reisestück „Die oberitalienischen Seen". Inseln mit weißen Villen, Wasserfälle und Segel, Bahnschienen-Unendlichkeiten brachten Sättigung und Paradieserinnern. Flüchtig und beweglich, war alle Materie willig zur Formung. Wie sich wiedergewinnen in der unerbittlichen Festigkeit der wirklicheren Straßen, wo man das Rücken des Stundenzeigers nicht mehr sehen konnte. Dann kam eine Groteske „Der Förster und der Hund". Der Sich-Spaßmacher spannte hundert Mäuler auf zu schallendem Lachen, zog eine Lacharabeske hundertmal in den Saalgrund. Die Melodie heulte, in tausend flitternden Punkten bellte der Hund. „Die Affen. Naturstudie" hieß das dritte Stück. Affen in einem Tierpark sprangen an den Gitterstangen und den Baumästen im Käfig auf und ab, ließen sich nieder, spielten mit ihren Jungen. Nikodemus Salpeter versuchte ihre Geschlechtsteile zu sehen, aber die flimmernde Bewegung des Bildes ließ das nicht zu. Da wurde er sich plötzlich bewußt, wie

ſein Unterleib die unnennbare Müdigkeit, die ihn befiel (er hatte den ganzen Tag nichts gegeſſen) ausnützte. Er ſprang auf, drängte ſich an den Männern und Weibern ſeiner Sitzreihe, die wütend murrten, vorbei, war ſchon auf der Straße, in der die erſten Lichter entzündet wurden. Schnell lief er nachhauſe, öffnete, nahm den Koffer, legte den Schlüſſel hin, und ohne ſich in dem Raum umzuſehen, den er zehn Jahre mit dem Bruder bewohnt hatte, ſchlich er leiſe, um ſich von den Quartiersleuten nicht verabſchieden zu müſſen, durch das Vorzimmer hinaus. Nun trug er den ſchweren Koffer über die Brigittabrücke, wanderte durch die lange Alſerbachſtraße, ſtieg zwiſchen engen fenſterloſen Häuſerwänden eine hohe Stiege empor und bekreuzte ſich vor einem Erlöſerbild, das jeden Tag von einem verhutzelten alten Weib mit friſchen Blumen geſchmückt wurde. Nikodemus Salpeter blieb ſtehen und ſah ſich vorſichtig um. Niemand kam über die ausgetretenen Stufen geſtiegen. Höher jenſeits der nächſten Laterne verklapperte ein Menſchenſchatten. Eine ungeheure Angſt ergriff den armen Salpeter. Er hatte vergeſſen, wo ſein neues Quartier lag, wußte nur, daß es in Währing nahe dem Gürtel war. Er ſtolperte die letzten Stufen hinauf, rannte durch die Fluchtgaſſe, war wieder beim Gürtel. Er hatte kein Orientierungsvermögen. Fünfzig Jahre auf der fremden Erde hatten nicht hingereicht, ihn heimiſch zu machen. Immer blieb er ſeiner Herkunft eingedenk. Aber noch lockte ihn die Speiſe der anderen Sträflinge. In die Niſchen des Stadtbahnviaduktes gepreßt ſtanden Männer, Weiber umklammernd. Noch ſchaute er ſehnſüchtig hin, dachte an die kleine Berta mit den ſpitzen Brüſten, die er dort irgendwo vor zehn Jahren ... Er rannte weiter. Was für Leute ihm begegneten! Ein Herr und ſein Hund, die die gleichen Augen hatten. Ein Menſchenaffe mit Bartkoteletts und zurückfliehender Stirne. Und wieder ein Menſchenaffe, den ſeine Mutter begleitete. Die

aber hatte ein edles Geſicht. Den Affen, dem zuliebe ſie von den Ringgebirgen des Mondes, der feierlich in die blaue Leere gemalt über dem Gürtel hing, herabgekommen war, den mußte ſie gebären und ſpazieren führen. Was für Leute ihm begegneten! Jeder hing im Mittelpunkt des Schickſals und der Himmel ging ſchnell mit dem Schnellen, zögernd mit dem Trägen. Er erkannte die Häuſer nicht mehr, die Straßen ſchienen ſich ſeit Mittag verändert zu haben. So ſucht der Träumende den Traum einzuholen, aus dem er ſich entfernt hat. Er bog in eine Seitengaſſe, die er noch nie geſehen hatte. „Das braune Tor, das graue Tor, das rote Tor“ murmelte er verzweifelt. Er hatte das peinliche Gefühl, nackt zu ſein, und trat in eine Hausflur, um ein aufgegangenes Hoſenband feſtzubinden. Ein verkrümmtes altes Weib kam die enge finſtere Wendeltreppe heruntergetrippelt und bettelte ihn an. Er gab ihr ein paar Kreuzer und ſie dankte mit glückſender Stimme: „Glücklich iſt, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern iſt.“ Schon war ſie auf der Straße. Da erkannte er, daß er zuhauſe war. Er kreiſte die enge Treppe empor, läutete, ging wortlos an der Frau, die ihn geſchwätzig empfing und auf den Schirm wies, den er nachmittags ſtehen gelaſſen hatte, vorbei in das Kabinett. Er entkleidete ſich raſch, ſank müde in das neue Bett. Betend fühlte er ſich in einer anderen Welt vor Gott knien, den er bat, ſchon zurückkehren zu dürfen, während eine unbegreifliche Leichtigkeit Knie, knien und Gott ſelbſt auflöſte. Und plötzlich war alles wieder irdiſch, er wickelte ſich in die Tuchent, machte bekümmert ein Budget für den nächſten Monat, eine ungewiſſe Empfindung des Fremden, in welchem er von jetzt an leben ſollte, ging ſchon in die Zerrgeſichter über, die den Aether zwiſchen Augapfel und Lid zu bevölkern begannen. Im leeren Raum ſuchte er nach dem Bruder, durchſchweifte alle Welten, ſaß rittlings auf dem leuchtenden Ring des Saturn.

Der Schlaf war ein großer Herr, er nahm, ohne zu fragen, eines der gemalten Quadrate von der Wand und reichte es ihm. „Nikodemus Salpeter", ſtand darauf, „ein Tag geſtrichen". Dann war es eine große Null, durch den weiten gewölbten Gang ſah ihn ein Auge an, das Auge des Bruders. Vieles Unſagbare ereignete ſich weiter, bis er nach acht Nachtſtunden durch den gewölbten Gang wieder in das Bett und den Tag ging.

Aſpaſia / von Alfred Henſchke

Wir wiſſen nicht, wieviel wir wogen,
Die wir an einem Tage deine Joche zogen
Und ob ſich Prieſter nicht an Bettler band.
Du ſchwangſt mit einer heiligen Gebärde,
Als ſeiſt das einzige Weib du dieſer Erde,
Des Pflügers Peitſche in geſtraffter Hand.

Wenn früh dein Mund den letzten Kuß verhauchte,
Der Tag, ein hell Getier, ins Zimmer fauchte,
Vor deinem keuſchen Blicke hielt er an.
Die andern Frauen lagen mit verzerrten
Mienen, und unſre Hände bogen ſich wie Gerten
Nach ihnen, die aus Greiſenſchädeln ſahn.

Du bleibſt uns ewig treu, wie Fels und Quelle,
Dich als dieſelbe hebt und ſtürzt die Welle,
Dein Schickſal fliegt, ein Samenkorn im Wind, wohin?
Auf dunſtig ſilbren Lüften ſegeln
Herbſtſchleier nach den eigebornen Regeln
Und jeder trägt des ganzen Lebens Sinn.

Theodor Däubler /
von Johannes Schlaf *)

Zu Däublers Vorlesung am 22. November

Für den Begriff des Epos ist das antike Volksepos maßgebend, wie es sich etwa als homerisches oder altgermanisches Epos aus der orphischen Kultdithyrambik der Urzeit hervor entwickelt hat. Dieses Volksepos hatte den spontan subjektiven, emotionalen Charakter des Urdithyrambus abgestoßen und die Persönlichkeit des Dichters hinter seinem Gegenstand verschwinden lassen, wodurch das Epos seine objektive, vorwiegend referierende Art gewann. Es geht nicht gut an, etwas anderes Epos und epische Dichtung zu nennen. Doch hat dieses Epos, das sich ja auch seinerseits aus einer noch früheren Stufe der Dichtung hervor entwickelte, wie alles seine Entwickelung.

Auf das Volksepos folgte das Kunstepos. Aber das war wohl schon der Anfang vom Ende des Epos überhaupt. Zwar behielt das Epos — erinnern wir uns an Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg — die objektiv referierende Art des Volksepos bei: indessen doch nur mehr äußerlich. Denn wie markant springen zum Beispiel die Individualitäten eines Wolfram und Gottfried aus ihren Dichtungen hervor und wie markant unterscheiden sie sich gegeneinander! Außerdem hatte das Epos hier aber bereits seinen Zusammenhang mit dem religiösen Kult und der jeweiligen Mythologie desselben verloren, ohne den das eigentliche Epos nicht denkbar ist. Zwar könnte man dem „Parsival" Wolframs gegenüber ja von einer christlichen Mythologie sprechen: aber gewiß nur ungenau. Es handelt sich im „Parsival" durchaus nicht um ein umfassendes

*) Autoris. Abdruck aus dem „Zeitgeist" (Beiblatt zum Berliner Tageblatt)

mythologiſches Weltbild, wie in den antiken Mythologien, nicht um eine ſolche Geſtaltung des Weltſchickſals, ſondern nur darum, daß ein einzelner Menſch im chriſtlichen Sinne das Heil gewinnt.

Sicherlich aber hatte mit dem Epos Gottfried von Straßburgs die „Verweltlichung", die Ablöſung des Epos vom religiöſen Kult im antiken Sinne begonnen und mit ihr ſeine vorſchreitende Auflöſung. Zwar hielt ſich das Epos noch bis in die Renaiſſance hinein, nachdem Dante ſogar noch den ungeheuren Monumentalbau eines religiös chriſtlichen Epos geſchaffen hatte; doch fing das Epos gerade in der Renaiſſance an durch die Proſaform der Novelle und des Romans verdrängt zu werden, die, aus notwendigen Vorbedingungen und Neuformen hervor, welche bereits das alexandriniſche Zeitalter gezeitigt hatte, entſtanden oder ſie doch mit Entſchiedenheit wieder aufnehmend, von da an bis auf unſere heutige Gegenwart ſich immer mächtiger und breiter entwickelten. So daß man ſagen kann, alles, was ſeit der Renaiſſance in Europa an Epen gedichtet wurde, kann nicht mehr Epos im maßgebenden Begriff genannt werden, ſondern iſt ein Kunſt-, wenn nicht gar ein gekünſteltes Produkt, dem die organiſche Notwendigkeit und Bedeutung des alten Epos abgeht. Sehr kennzeichnenderweiſe haben dieſe epiſchen Dichtungen nach der Renaiſſance denn auch die alten Kunſtformen des Epos in einer wirklich lebendigen Weiſe nicht weiterzuführen und zu bereichern vermocht, ſondern ſie ahmten lediglich möglichſt getreu, beſonders die Form der gräko-romaniſchen Antike nach. Goethe dichtete ja ſogar einen ſo urdeutſchen Stoff wie den „Reinecke Fuchs" in Hexametern.

Alſo: alle dieſe Ependichtungen, ſo hoher dichteriſcher Wert ihnen in anderer Hinſicht im Einzelfall auch zugeſtanden werden muß, bedeuten nichts als den Ausgang, die Dekadenz, das Abſterben des Epos. Jede Wiederbelebung

hat ſich inzwiſchen denn auch als ausſichtslos erwieſen. Weder Jordan, noch Groſſe, Graf Schack oder Heinrich Hart, deſſen „Lied der Menſchheit“ kennzeichnenderweiſe nicht über ſeine Anfänge hinauskam, haben etwas geleiſtet, was ernſtlich als Epos in Betracht käme.

Wohl aber iſt freilich eine andere Richtung in der Entwicklung des Epos ſeither ſehr bemerkenswert, wenn auch keineswegs ausſichtsreicher als der eben gekennzeichnete Ausgang des eigentlichen, objektiv referierenden Epos. Ich habe jene epiſche Dichtung im Auge, wie ſie höchſt lebendig als Epos des Lord Byron in die europäiſche Dichtung eingriff. Erinnern wir uns der Epen der ruſſiſchen und deutſchen Romantik, der Epen Lenaus auch. Dieſe Richtung des Epos reicht ſogar lebendig bis in unſere Gegenwart hinein. Wir denken zum Beiſpiel an Liliencrons „Poggfred“ und an Dehmels „Zwei Menſchen“.

Sollten wir hier vielleicht dem eigentlichſten Ausgang des Epos gegenüberſtehen? Jenem, der nicht bloß Ausgang und Ende, ſondern lebendiger organiſcher Uebergang iſt? Der orphiſche Dithyrambus, aus dem das Epos entſtand, war Lyrik im eigentlichſten und urſprünglichſten Sinne; dieſe neuen und neueſten ſubjektiven Epen aber — die meiſt ſogar die alte objektive Form des Epos direkt traveſtieren —, wie wir ſie ſeit Byron haben: ſind ſie in ihren jüngſten Offenbarungen nicht ganz offenbar im Begriff, Lyrik zu werden? Zweifellos! Und einzig aus dieſem Grunde ſind ſie auch noch lebendig, haben ſie vielleicht ſogar noch eine gewiſſe Zukunft, während das objektiv referierende Epos, das ohne irgendwelche antike Anleihe in Form und Inhalt gar nicht denkbar iſt, hoffnungslos tot iſt, weil unſere Moderne ihm eben unmöglich noch weitere Lebensbedingungen bieten kann.

Nun hat ſich uns aber außerdem jüngſt ein ganz beſonderer und außerordentlich beachtenswerter Fall dieſes modernen ſubjektiven Epos dargeboten. Ein Fall, mit welchem

es ſich ungleich entſchiedener und bedeutſamer in den Urſprung aller Dichtung, die Lyrik, auflöſt, als das ſelbſt etwa in Liliencrons „Poggfred“ oder in Dehmels „Zwei Menſchen“ der Fall iſt.

Vor einem Jahre erſchien im Verlage G. Müller (München) die epiſche Dichtung „Das Nordlicht“ von Theodor Däubler. Leider iſt dies Werk, obgleich es ſich auch ſchon äußerlich ſehr impoſant und monumental darbietet, bis jetzt von der Kritik unbeachtet geblieben. Wenigſtens bei uns. Denn wie ich hörte, hat man ſich im Ausland, in Frankreich und Italien, inzwiſchen ernſtlich für dieſe machtvolle und ſehr eigenartige Dichtung intereſſiert. Es wird alſo Zeit, daß auch wir, die Landsleute des Dichters, ihr unſer Augenmerk ſchenken. Wir werden ſehen, daß das geradezu unerläßlich iſt.

*

Ein Werk von drei Großoktavbänden. Der erſte hält 420, der zweite gar 602 reichlich bedruckte Seiten. Dazu noch ein „Intermezzo“-Band von 151 Seiten. Alſo zuſammen 1173 Seiten! Unterhaltungslektüre oder ſelbſt Literatur im Format der ſchmächtigen Bändchen unſerer letzten Jahrzehnte iſt das freilich nicht. Sondern eine Arbeit, die Hingabe, Verſenkung, Ausdauer erheiſcht. Aber in wem der Trieb nach einheitlicher moderner Weltanſchauung lebendig iſt, den wird dieſes Werk, den werden die Tiefen einer ungewöhnlichen, ſtark und eigenartig geprägten Perſönlichkeit nicht wieder loslaſſen, und dem werden Werk und Dichter ſich mit unerſchöpflich reichen Schönheiten offenbaren.

Und zugleich wird er ſich einem dichteriſchen Ereignis gegenüberſehen, gegen das gehalten ſelbſt Dichtungen wie „Poggfred“ und „Zwei Menſchen“ ſchließlich doch nur einen, ich möchte ſagen: epiſodiſchen und außerdem einen allzu perſönlichen Wert haben. Und vielleicht einen — ich will

damit den bedeutenden Kunſtwert dieſer beiden Dichtungen nicht herabſetzen — noch zu pikanten. Denn weder das liebenswürdige Temperament des „Poggfred“-Dichters noch die pſychologiſch tiefſpürige, aber etwas zu raffinierte Intellektualität Dehmels können jenen umfaſſenderen und bei aller Subjektivität objektiven Geiſt erſetzen, den es benötigt, eine wirklich große, moderne Weltanſchauungsdichtung zu leiſten, die zugleich in jeder Zeile innigſtes und notwendigſtes Erlebnis der ganzen Seele iſt! Die muß ungleich weiter ausgreifen. Auch äußerlich. Von Volk und Raſſe aus, wie nur je ein großes Epos der Vorzeit, muß ſie Welt und Menſchheit umſpannen. Dazu iſt der Umkreis ſowohl von „Poggfred“ wie von „Zwei Menſchen“ von vornherein zu intim und zu beſchränkt. Es gehört hier auch äußerlich Dimenſion dazu. Jene große, machtvoll feierliche Dimenſion des alten Epos hat aber Däublers „Nordlicht“ durchaus.

Handelt es ſich im übrigen aber hier wirklich noch um ein Epos?

Dieſe 1173 Seiten ſind weder wie das homeriſche noch das altgermaniſche Epos durchgängig in demſelben Versmaß verfaßt, noch auch beſitzen ſie im Sinn dieſer Dichtungen einen einheitlich vorſchreitenden Zuſammenhang von „Handlung“. Hier iſt auch kein Mythos mehr; aber allerdings ſtrömen dafür alle Mythen in ein und die gleiche allumfaſſende Weltanſchauung und Geiſtigkeit zuſammen wie in einen gewaltigen väterlichen Ozean, um ſich in ihr von ihrer Vielſpältigkeit zu erlöſen.

Im übrigen alle nur möglichen Versmaße beiſammen. Terzine, Sonett, altdeutſcher Knittelvers, Alexandriner, fünffüßiger Jambenvers, Trochäus uſw. Selbſtändige Gedichte, kleine und größere, zwiſchen dem ſonſtigen Zuſammenhange, oder dieſer ſich in ſie auflöſend und ausdifferenzierend. Eine wunderbar unerſchöpfliche Polyphonie. Aber entſpricht ſie nicht durchaus der ſo komplizierten modernen Subjektivität,

die mit ihr zugleich die umfassendste, beweglichste, lebendigste, formbefreiteste und zugleich formvollendetste Objektivität bedeutet? Und nicht einen Augenblick das alles bewußt, gar raffiniert geklügelt bewußt. Immer notwendig aus dem Temperament, dem Seherischen, der Intuition hervor.

Ich sagte oben, daß sich das Epos über das subjektive, einzig noch lebende Epos seit Byron in die reine Lyrik, in den Urdithyrambus zurückfinden, in ihm, in ihr sich vollenden müßte: ich sage aber nicht zu viel, wenn ich hervorhebe, daß sich diese Vollendung, wenigstens für unsere monistisch europäischen Verhältnisse, mit dieser großen epischen Dichtung Däublers tatsächlich zum ersten Mal vollständig vollzogen hat! Dazu gehört Religiosität in solchem Sinne. Dazu gehörte ferner jene welthingegebene Naivität, jene Kindlichkeit und umspannend seherische Unschuld, wie sie den Dichtern der alten großen Epen und dem orphischen Urdithyrambus eignete. Dazu gehört weiter ihre Mystik, ihr orphisches Dunkel und eine gewisse urwüchsige Ungefälligkeit; und zugleich auch alle so ausgebildete moderne Vernunft, all unsere Intellektualität, aller Wirklichkeits-, Wissenschaftlichkeitssinn unserer Moderne. Wahrhaftig: wer das alles, was diese eigenartigste aller dichterischen Synthesen in einem so großen und umfassenden, in seiner Dimension so machtvollen und würdigen Epos vermochte, der muß auch wohl das Epos zu seinem Ursprung zurückgeführt haben! Das aber wirklich getan zu haben, ist die hohe und einzigartige Bedeutung Däublers und seines Werkes!

*

Der sich vollendende Europäer, dessen mächtiges allumfassendes Empfinden, des Weltfühlen die Erde und alle Wunder des Firmamentes, der all seine Vergangenheiten, die nicht mehr bloß nationale, sondern menschliche sind, und die zurückreichen bis zu dem Urleben des Protoplasma und in noch geheimnisvollere Tiefen hinein, umfaßt und über-

ſchaut, dem ſie in einer unſäglichen Weiſe vertraut geworden, in Fleiſch und Blut übergegangen ſind: er iſt es, der ſich hier ausſpricht. Und zwar in einer ſo notwendigen und hinreißenden Weiſe, daß wir, obgleich ſeine Dichterperſönlichkeit uns zuweilen vielleicht bis zum Dämoniſchen naiv und allzu orphiſch dunkel anmuten mag, Däubler gewiß neben einen Verhaeren ſtellen dürfen. „Mittelmeer“, „Neapel“, „Venedig“, „Rom“, „Perlen von Venedig“, „Pan“, „Sahara“, „Das Kataklisma“, „Das Nadrama“ (Aegypten), „Der Ararat“, „Die indiſche Symphonie“, „Die iraniſche Rhapſodie“, „Die Alexandriniſche Phantaſie“, „Roland“, „Die Auferſtehung des Fleiſches“: nur ſo viel von den Ueberſchriften ſei angeführt. Aber was umfaſſen ſie alles, deuten ſie bereits an! Welch ein ungeheures Chaos von Menſchen und Menſchlichkeit mit allen Abgründen von hiſtoriſcher Dämonie und Triumphen höchſter Geiſtigkeit und allmächtigen Lebenstriebes! Und doch das alles gar wohl in eine gute Einheit gefaßt. All das große menſchliche Geſchehen von Urbeginn, vom Geiſt einheitlicher Raſſe aus gefaßt, die der große Werdegang und Zirkel ihrer Offenbarungen vom Norden („Nordlicht“) nach Süden, dem Mittelmeer hin treibt. Und perſönlich: das Erleben des Dichters ſelbſt und des Idols ſeines Weibes, das ihn begleitet und ihm immer zur Seite iſt. Eine erſtaunliche Senſibilität, die ſich allen Völkern, Raſſen und aller Oertlichkeit anpaßt. Ein großer Menſchheits- und orphiſcher Weltdithyrambus; tief ſymboliſch das Erlebnis eines Paares; das erſchauernd ſchauende Erlebnis eines Mannes und eines Weibes. Wie ſollte da nicht auch purpurne Myſtik vom ſeheriſchen Rauſch aus der Tiefe des Unterbewußten heraufgeworfen werden? Das iſt hier ſo unvermeidlich wie notwendig und organiſch. Man darf ſich dadurch aus Bequemlichkeit nicht befremden laſſen. Auch nicht durch die Form Däublers, die hier und da zuweilen faſt wie Kurioſität anmutet. Auch das

gehört mit zu dem Weſen dieſer Einheit und befindet ſich in ihr an ſeinem rechten Ort. Wie überwältigend aber, wenn aus dieſem orphiſch verworrenen Schauern dann mit einem Mal die hehrſte, klarſte Schönheit — auch der Form — ſich hervorklärt! So im beſonderen in vielen Dichtungen der Zyklen „Rom“ und „Venedig.“

Das iſt Theodor Däubler; und das iſt ſein Epos „Das Nordlicht“. Um es zu würdigen, wäre ein ganzes Buch vonnöten. Ich darf mich hier nur mit dieſen knappen Andeutungen begnügen. Aber ich hoffe, ſie werden nicht nur dieſem einzigartigen Werke Leſer gewinnen, ſondern auch die berufenen Urteiler auf ſeine hohe äſthetiſche und kulturelle Bedeutung aufmerkſam machen.

Jedenfalls: Däubler zu umgehen, iſt unmöglich. Wir freuen uns heute, daß uns Frankreich einen Verhaeren geſchenkt hat: ſollten wir uns wieder einmal die alte deutſche Erbſünde zuſchulden kommen laſſen, daß wir den Dichter — den *Epiker* des Europäers — im eigenen Hauſe überſehen? Dieſe Zeilen möchten das verhüten . . .

Das nächſte Heft des „Brenner“ wird eine Auswahl Däubler'ſcher Dichtungen aus dem letzten Teil des „Nordlicht“ enthalten

---

Müder Wanderer / von Ludwig von Ficker

Alle Wege ſtürzen ins Dunkel
Grollender Wolken, von Nacht umſtellt.
Nirgends ein Stern, der mit liebem Gefunkel
Dir das Ziel deines Wanderns erhellt.

Manchmal ein Blitz nur reißt aus dem Schleier
Dinge, die ſehn wie Erfüllung aus.
Und es grüßt dich ein Baumſtrunk, ein Weiher,
Winkt wie ein Bruder, winkt wie ein Haus.

Sinkender Abend / von Carl Dallago

Kühl ins Kahlgerank der Reben
tropft des Abends grauer Schein.
Fernher über blaue Schroffen
wächst ein roter Hauch hinein
wie ein junges warmes Leben.

Bald verglühen Grat und Hügel.
Steiler wird der Lohe Lauf,
trägt die glutdurchwirkten Töne
in des Abends Dämmer auf.
Oben flammt ein Wolkenflügel.

Und es gleitet lind ein Läuten
wie ein Träumen übers Land.
Fahlweiß hebt sich ein Gemäuer
ab vom dunklen Waldesrand.
Ganz verwittert tut das Läuten.

Klang und Gluten sind verblaßt.
Rasch begräbt ein frostiges Dunkel
Hang und Wald und welke Weiten.
Lautlos wächst sich ein Gefunkel
hoch, das weder liebt noch haßt.

Einblicke / von Hugo Neugebauer

Carl Dallago zugeeignet

Ich fand einen Wegweiser, darauf stand: Ueber dich selbst hinaus! Ich stand und starrte. Da rief eine Stimme: Wachse! Da ließ ich mein Wachstum gewähren und bin untätig seit jener Stunde.

*

Willst du weise werden, so lerne das: nicht mehr wollen als du kannst. Wüßtest du, wie viel du kannst, wie willig wärest du doch!

*

Erkenne dich selbst, das heißt: Erkenne, daß du nichts erkennen kannst. Und gib dich zufrieden mit dem Wirken des fraglos Wirkenden in dir. Ergib dich in dich selbst, in dein Werk. Das ist Weisheit.

*

Alles was gewußt werden kann, ist es nicht wert, daß man es wisse. Und was es wert wäre, das kann man nicht wissen. Es ist aber besser so. Denn wenn man es wüßte, dann wäre auch es wertlos.

*

Es ist nicht möglich zu wissen, aber es ist möglich zu glauben. Der Glaube geht den Weg des Werkes, denn es allein ist das Wertvolle. Ich wirke und glaube, was in mir wirkt, in den Werken aller Natur zu erkennen. Die Freude meiner Ahndung ist die Freude meines Lebens. Ihr Quell ist das Wirkende, das Zeugende aller Natur. Alle Freude springt aus dem Zeugen.

*

Ergebung in das Unabwendbare ist Weisheit. Wolle nichts anderes als was geschieht, geschehe was wolle. Das ist der tiefste Sinn der Lehre: Segne jene, die dir fluchen.

*

Wir kennen nicht die Wege zum Geiſte, aber der Geiſt kennt die Wege zu uns und wandelt ſie, wann er will. Ganz vergeblich iſt es, ihn zu rufen, denn er gehorcht nur ſich ſelbſt.

*

Wir können nicht mehr als dem Geiſte die Türen offen halten. Alle Sinne ſollen ihm offen ſtehen bei Tag und bei Nacht. Denn von ihm gilt das Wort: Niemand kennt den Tag und die Stunde.

*

Es iſt das Dichten ein wirkliches Empfangen und Zeugen in Einem. Was geſchieden iſt in Mann und Weib, iſt Eins in des Dichters Seele, wenn der Geiſt ſie beſchattet. Dann fühlt er aller Herzen in ſeinem und aller Schickſale auf ſich und über ſich, fühlt er noch einmal das Wunder der Schöpfung in ſich werden.

*

Das Gedicht iſt ein kindlich Eräugnis im Gemüte, keine Handlung des Dichters.

*

Was ihnen einſt der Dichter war, das iſt ihnen heute der Prieſter. Der göttliche Beruf des freien Geiſtes iſt zum erlernbaren Handwerk worden und die Lehre dieſes Handwerks heißt Theologie.

*

Das Wort des Dichters, das einſt zur Tat der Zukunft wurde und zum Denkmal der Vergangenheit, zu eitelm Aufputz wird es heute mißbraucht, wo es überhaupt noch vernommen wird.

*

Alle andern Berufe geben euch nur Teilwirkungen deſſen, der ſie ausübt. Der Dichter gibt ſich ſelbſt, den ganzen Menſchen in ſeinem Werke.

*

Dichter und Denker: Erzeuger und Zergliederer.

*

Ein Dichter, ein Tantalus, der die Kraft des Herzens daran verſchwendet, ſeinen Baum zu pflanzen und ſeinen Brunnen zu graben.

*

Feuer, Erde, Waſſer, Luft: vier Kinder eines Vaters. Sie wirken das Weltwerk in Spiel und Kampf. Und der Vater? Er iſt in ihnen die zeugende Kraft.

*

Das Feuer iſt der reinſte Urſtoff, denn es allein duldet kein Leben in ſich, weil es ſelber das Leben iſt. Alles lebt vom Feuer, aber nichts darin.

*

Die Natur kennt kein Warum? Wozu? Wann? Wo? Wie? Sie kennt nicht einmal ſich ſelbſt. Sie iſt das ewig und unendlich fraglos Wirkende.

*

Natur, die göttliche Künſtlerin, iſt voll Gefühles für ihr Werk. Ihre Freude über das gelungene iſt die Schönheit, ihre Trauer über das mißlungene die Häßlichkeit.

*

Ihr, die ihr euch um Antwort plagt in ſelbſtgeſchaffener Qual, warum fragt ihr? Fraget nicht, wie eure Mutter, die Natur, nicht fragt. Wirket.

*

Die Natur fragt nicht, ſondern wirkt, indem ſie ſich ſelbſt folgt. Erſt der Menſch legt die Frage in die Natur. Dadurch wird die menſchliche Frage göttlich. Auf eine göttliche Frage gibt es keine menſchliche Antwort. Oder doch? Doch. Der Menſch hat die Antwort bereit. Sie iſt darnach, daß der Gott lachen müßte, wenn er gefragt hätte. Aber

In den Nachmittag geflüstert

Sonne herbſtlich dünn und zag,
Und das Obſt fällt von den Bäumen.
Stille wohnt in blauen Räumen
Einen langen Nachmittag.

Sterbeklänge von Metall;
Und ein weißes Tier bricht nieder.
Brauner Mädchen rauhe Lieder
Sind verweht im Blätterfall.

Stirne Gottes Farben träumt,
Spürt des Wahnſinns ſanfte Flügel.
Schatten drehen ſich am Hügel
Von Verweſung ſchwarz umſäumt.

Dämmerung voll Ruh und Wein;
Traurige Guitarren rinnen.
Und zur milden Lampe drinnen
Kehrſt du wie im Traume ein.

Menſchheit

Menſchheit vor Feuerſchlünden aufgeſtellt,
Ein Trommelwirbel, dunkler Krieger Stirnen,
Schritte durch Blutnebel; ſchwarzes Eiſen ſchellt;
Verzweiflung, Nacht in traurigen Gehirnen:
Hier Evas Schatten, Jagd und rotes Geld.
Gewölk, das Licht durchbricht, das Abendmahl.
Es wohnt in Brot und Wein ein ſanftes Schweigen.
Und jene ſind verſammelt zwölf an Zahl.
Nachts ſchrein im Schlaf ſie unter Oelbaumzweigen,
Sankt Thomas taucht die Hand ins Wundenmal.

Der Befreier / von Hugo Neugebauer

Unter hoch gewöblter Wolke
wandelt, deren Schoß geſegnet
mit dem Retter ſeinem Volke,
denn ein Gott iſt ihr begegnet.

Als ſie ſich zum Brunnen beugte,
war es, daß er ſie berannte
und in ihrem Schoße zeugte,
was in ſeinem Buſen brannte.

Aus des Mutterſchoßes Grabe
wird ſein Same auferſtehn,
göttlich ſtrahlend wird der Knabe
vor den grauen Knechten gehn,

wird den alten Bund erneuern,
den der Himmel mit der Erde
ſchloß und ihren Mut befeuern
zu des Lebens Luſtgebärde.

Oeffnen wird er alle Hände,
alle Herzen, alle Schoße,
brechen alle Kerkerwände
wird der Kampferſtarkte, Große,

den die Völker all erharren,
Zwang erduldend dunkel ahnen,
der Zermalmer alles Starren,
der Entdecker neuer Bahnen

aus der alten Nacht zum Lichte,
das in unſern Träumen lodert,
der Verleugner der Geſchichte,
die vom Leben Sterben fodert!

denden Dingen, diesem vielfach verwandt empfindet, so auch in der Anschauung über Wissenschaft und Kultur. Die Rangzuweisung hat sogar ihre Berechtigung für dort, wo die Philosophie als System gewertet wird. Aber bei Nietzsche hätte man dies nicht tun dürfen. Nietzsche ist Anbahner einer Philosophie der Tat, als solcher ein Größter, aber ein Anfang und nicht Vollender oder Erfüller. Er hat nichts zuende geführt. Seine Größe ist sein Raumschaffen für eine Philosophie der Tat; er bereitet darauf vor, daß eine solche wieder gesehen und gehört wird. Und er weiß, was Philosophie der Tat ist: daß sie mehr als jedes philosophische System ist. Damit lasse ich Nietzsche und wende mich der Untersuchung der Philosophie der Tat zu.

Sie ist gelebtes Sein. Daß das Denken und Empfinden gelebt wird, tilgt alles Scheinen und gibt dem Leben das Sein. So wird höchste Philosophie der Tat höchstes gelebtes Leben. Es wäre auch das sittlichste und religiöseste Leben. Weininger erkennt einmal: die alten Griechen hatten am meisten Religion. Darum: sie hatten eben am meisten Philosophie der Tat. Es wirft sein Licht auf Religion und Religionsstifter. Ob diese nichts anderes als größte Philosophen der Tat sind? Jede Religion ursprünglich nur hohe Philosophie der Tat? Und erst der Verfall dieser ermöglicht eine Religion in unserem kirchlichen Sinne. Daher: Es gibt keine Religionsstifter, es gibt nur Philosophen der Tat. Wenn diese groß genug sind, wird ihre Philosophie, als das eigentlich Religiöse, Religion. Jesus wohl der höchste Typ dieser Philosophenart (auch Friedrich Daab, der innerlich eifrigste Jesu-Forscher, verneint Jesus als Religionsstifter). In unsre Zeit hinein einzig Walt Whitman aufregend als solcher Typ . . .

Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder zu „Wissenschaft und Kultur" zurück. Schon das Tempo der Sprache,

das Weininger hier zumeiſt findet, gleicht dem raſchen Lauf eines Fluſſes, der ungehemmt dahinfließt. Ein Zürnen ſteht an ſeinem Urſprung; es gilt den Wiſſenſchaftlern und nimmt die evangeliſchen Worte auf: „Wehe Euch Schriftgelehrten! Denn ihr habt den Schlüſſel der Erkenntnis weggenommen. Ihr kommt nicht hinein und wehrt denen, die hinein wollen“. Und das große Wiſſen Weiningers wird hier zum Rüſtzeug gegen das bloße Wiſſen. Es leuchtet hinein in den heutigen Wiſſenſchaftsbetrieb und entblößt den Wahn der Wiſſenſchaft, von dem ich Fernſtehender ſchon im „Buch der Unſicherheiten“ geſprochen habe, ſo ſehr rückte ihn mir die Zeit vor Augen. Jenes „Jüdiſche“, womit „keine Nation und keine Raſſe, keine Konfeſſion und kein Schrifttum“ gemeint iſt (und das bald den Deutſchen geläufiger iſt als den Juden), ſcheint in der heutigen Wiſſenſchaft daheim zu ſein, die vom Kapitalismus gefüttert wird. „Die Mäcene haben ihre Schützlinge gewechſelt. Galt einſt ihre Bemühung dem Künſtler und dem Philoſophen . . ., ſo gilt ſie heute den Zwecken der Wiſſenſchaft. Allerdings — es iſt auch nicht mehr der Ariſtokrat, der das Geld in der Hand hat. Der große Kapitaliſt hat die Entſcheidung, und er optiert für die Wiſſenſchaft“. Und weiter berichtet Weininger: „Der es wagte, an das Recht der Wiſſenſchaft auf die Benützung des Spitalkranken zu Verſuchen mit neuen Immuniſierungsmitteln zu taſten, iſt ein Dunkelmann und Antiſemit; der es beklagte, daß Tiere fortwährend ohne Not lebendig gequält werden, mit ſeiner Sentimentalität ein verhaßter lächerlicher Störenfried. Vielleicht nur, weil dieſe Wiſſenſchaft eine Demokratie iſt, ohne Präſidenten, . . . iſt es noch nicht offen geſagt worden, daß die kleinſte mikrochemiſche Feſtſtellung mehr wirklichen Wert für die Menſchheit beſitze als die größte Dichtung.“

Es entrollt eine Hauptſeite der Korruption unſrer Zeit: Weil Kunſt und Philoſophie unbeſtechlich ſind, indem

das Unbeſtechliche an ihnen, die Wahrhaftigkeit, ja erſt Kunſt und Philoſophie ermöglicht, ſo hält ſich das Uggreſſiv-Philiſtröſe der ſogenannten menſchlichen Geſellſchaft, der der Kapitalismus die Farbe gibt, an die Wiſſenſchaft, von dieſer die Zuſicherung der Sicherung ihrer Exiſtenz erwartend; ſei es auch nur dadurch, daß alles hinausgeſperrt wird, was ſich nicht als erkennbar gibt, um ſo alles für erkannt und gelöſt ausgeben zu können. Und die Wiſſenſchaft, die immer mehr ſcheinen muß, als ſie iſt, um ihr Anſehen zu bewahren, und die immer leichter zu Ergebniſſen findet, die hinausſperren, als zu ſolchen, die erſchließen, dieſe Wiſſenſchaft erſchließt ſich der Gunſt der Zeit. Und weil ſie ſelber mit all ihrem Beſitz in ein Daſeinserfaſſen nie hineinkommt, wehrt ſie nun „denen, die hinein wollen“. So iſt die Wiſſenſchaft heute am kapitaliſtiſchen Poſitivismus der Geſellſchaft zur Hure geworden. Das Ergebnis iſt: die Enträtſelung der Welt, die Entſeelung des Daſeins, die Entgöttlichung des Alls. Es bedeutet zuletzt den Triumph des Nichts.

Weininger, den Gang der heutigen Wiſſenſchaft verfolgend, drückt dies ſo aus: „Wie wir's dann zuletzt ſo herrlich weit gebracht!'... iſt die Melodie aller Geſchichte der poſitiven Wiſſenſchaften. Im Ernſt ausgeſprochen bedeutete ſie das Ende... Denn dann wäre das Bewußtſein für die Hauptſache verloren gegangen.“

Hier beſinne ich mich, daß Weininger eigentlich aus dem wiſſenſchaftlichen Lager kam, daß das wiſſenſchaftliche Gebahren vielleicht entſcheidend für ſeine Entwicklung wurde: Indem ihn erſt der Widerwille in eine ſeiner früheren Berufsrichtung gegenſätzliche Richtung warf — und ſo erſt in ihm eine ſittliche Idee auslöſte, die ſich vielfach kirchenchriſtlicher Anſchauung anſchloß. Er fand in dieſer mehr Geiſt, mehr Seele, mehr Leben als in jener, die ſich erſt damit lebendig erhält, daß ſie das Leben vom Leben aus-

schließt. Bei solcher Betrachtung der Dinge bekommt sogar die letzte Konsequenz Weiningers, daß die Vernunft das Fortleben des Menschen nicht wünschen könne, ihre Richtigkeit. Das Hineinsehen in wissenschaftliche Wirklichkeit verletzte so sehr sein Schauen, daß es sich nicht mehr bis zum wirklichen Menschen durchfand, der in seiner Fülle ewig eine Anbetung Gottes ist. So traf ihn vielleicht „das furchtbarste Geschick, das einen guten Menschen treffen kann: keinen anderen Menschen wirklich lieben zu können". Er vergaß, daß lieben können schon Glück ist und nicht erst des Menschen bedarf. Daß dieses Lieben-können erst fähig macht, auch Menschen zu lieben. So hat an der Richtung, die dieser ernste und tiefe Geist genommen hat, gewiß auch die heutige Wissenschaft viele Schuld — das „Jüdische" ihres Betriebs.

Es ist kein Zufall, daß mir wie zum Werke Weiningers gehörig ein Heftchen zukam, betitelt: „Deutsche Natur-Religion". Es ist wie ausersehen dazu, den Widerwillen Weiningers vor dem heutigen Wissenschaftsbetrieb zu verdeutlichen. Es gibt sich nur als Grundzüge und hat Darwin und Häckel als Hauptheilige. Was man zu hören bekommt, ist aber genug, um die Begriffe Deutsch, Natur, Religion als völlig verdorben fühlbar zu machen. In der Einleitung heißt es: „Mit Rücksicht darauf, daß die Meisten heutzutage beruflich stark in Anspruch genommen sind, wurde der Versuch gemacht, in gedrängtester Kürze die wichtigsten Sätze zusammenzufassen, welche geeignet erscheinen, als Grundlage für eine neudeutsche Naturreligion auf naturwissenschaftlichem Boden — denn nur eine solche läßt sich der moderne Mensch bieten — zu dienen. Eine solche Religionsgemeinschaft müßte sich auf ‚Deutsche arischer Abstammung' (nach Eltern und Großeltern, väterlicher- und mütterlicherseits) beschränken."

Also nur Vollblutarier sollen zugelassen werden, diese „jüdische" Geistlosigkeit zu trinken! Schon öfter,

wenn ich die verschiedensten Kommis-Naturen als die eifrigsten Kunden des deutschelnden naturwissenschaftlichen Gebräus sah, mußte ich dieses als „jüdisch“ empfinden. Jetzt wird es mir zur gewissesten Gewißheit, daß dem so ist. Ja ich glaubte, daß dieses Deutsch-Tuende von heute das eigentlich „Jüdische“ von heute ist. Die „Welträtsel“ sind sicher von derlei „Jüdischem“ angefressen. Und wie bauernfängerisch ist dieses „deutsch-natur-religiöse“ Vorhaben, das wohl darauf bauen muß, „daß die Meisten heutzutage beruflich stark in Anspruch genommen sind!“ Die Frechheit, sich damit an Kreise zu wenden, denen man alles Wertvolle nehmen und nichts dafür geben kann, weil sie nicht verstehen können, was gegeben wird! Die nur blind mitmachen müßten! Und dabei keine eigentliche Führerschaft. Denn derartiges ist nicht auf einen zurückzuführen, sondern auf die innere Kraft- und Machtlosigkeit Mehrerer, die durch Zusammenschluß zu Macht kommen wollen. Wie sich die Wissenschaft dazu hergeben kann?

„Das hehre Ideal der Wissenschaft ist es, welchem der Wissenschaftler sein Ansehen dankt, dieses allein sollte sein Stolz sein“, rügt Weininger. Aber seit die Wissenschaft zur Hure geworden ist, hat sie Machthunger. So kommt „das Täppische, Rohe und Freche“ in ihren Betrieb. Und der Wissenschaftler muß kuppeln. Nur so kommt die Wissenschaft zu „deutscher Natur-Religion“.

Es nötigt zu ernstester Warnung: Ob das „Jüdische“, das der Jude aushält, den Deutschen nicht völlig verfallen läßt? Selbst Weininger, der hier schonungslos aufdeckt, muß auf eine Rasse-Eigentümlichkeit hinweisen, die in gewissem Sinne die Juden berechtigt, sich als „auserwähltes Volk“ zu fühlen. Gewiß ist auch, daß sich dies „Jüdische“ am Deutschen viel widerlicher fühlbar macht als am Juden. Und Nietzsches Wohlgefallen an diesem wird mir durch die „neudeutsche Naturreligion“ erst ordentlich nahe gerückt.

*

Der wichtige Fingerzeig Weiningers nach der Wissenschaft berührt wie ein Vermächtnis an die Zeit. Weininger war vielleicht schon wie verschrieben dem Ewigen, als er dies sein Unzeitgemäßestes schrieb als das Zeitgemäßeste — als das der Zeit Notwendigste. Auch er erkennt den Verfall der Zeit in der Ausschaltung der Individualität, in der völligen Veräußerlichung des Ichs. „Die großen Philosophen sind wie die großen Künstler Individualitäten, keiner durch den anderen ersetzbar ... Jede wissenschaftliche Entdeckung wird immer von zweien oder mehreren gleichzeitig gemacht und wer eine macht, hat nie das Gefühl, daß dies kein anderer so hätte schaffen können ... Die Individualität des Genius führt es mit sich, daß immer anders ... die Frage des Verhältnisses des Ichs zum All gestellt wird; die positive Wissenschaft ist nur gattungsmäßig und sozial, und ... schaltet die Individualität aus: also kann sie nicht Kultur sein."

Und die positive Wissenschaft ist nicht Kultur; sie erschließt nicht die Natur, sie sperrt nur hinaus. Wo sie führend ist, führt sie immer hinab. So kennzeichnet den Verfall einer Zeit nichts so sehr wie das Populärwerden der Wissenschaft. Sie erreicht heute nachgerade die Popularität des Geldes und hat wie dieses die Eigenschaft, sich alles das anzueignen, was einen des Eigensten enteignet. Sie unterliegt der politischen Gesinnung, die gierig Gewinnste einheimst, die zu lauter Verlusten führen. Und nie findet es sich bei ihr, daß sie im Sinne eines philosophischen Geistes „in steter und unauflöslicher, frommer Beziehung und Absicht auf das Welträtsel steht", — sie erstrebt vielmehr die Tilgung aller Welträtsel, um die Ordnung ihrer Beschränktheit dem Menschen aufzudrücken.

So scheide ich von Otto Weininger und seinem Werke und sehe ihn zuletzt mit frommem Willen dem Rätsel des Daseins zugewendet und alle Natur schön findend. Es

begriffe in ſich eine Rechtfertigung des Weibes als Natur. Es rettete ihn nicht mehr. Er war vielleicht ſchon zu mitgenommen von früheren Eindrücken und erreichte den letzten freien Ausblick erſt auf Um- und Irrwegen, die ihn übermüdet hatten. So ſchied er. Sein vorzeitiges Ende doch vertieft nur ſein außerzeitliches Schaffen und macht uns ihm mehr zugetan. Und das Beſte aus dieſem Schaffen bringt dem Künſtler und Philoſophen wieder zum Bewußtſein: daß man nicht da iſt, um zu ordnen und einzuſetzen, ſondern um Menſchen-Ordnung und -Geſetz aufzulöſen, damit der Menſch zum Menſchen finde. Dann findet das Unbegrenzte auch wieder zum Unbegrenzten. Es wäre höchſte Kultur. — —

Hier den Rahmen meiner Studie überſchreitend, verſuche ich, noch mehr darzutun, was Kultur iſt. Kultur iſt Erſchließen der Natur: im Sinne einer immer größeren Eröffnung der Rätſelhaftigkeit des Daſeins, nicht im Sinne einer Tilgung oder Auflöſung dieſer Rätſelhaftigkeit. Das bewußte Aufgehen in dieſe zuletzt die einzige Löſung: das Finden des Unbegrenzten zum Unbegrenzten. Dieſes Finden bedarf vorher des Zuſichfindens, und dieſes wiederum der Weile des Ausreifens, des Mit-ſich-Geſchehenlaſſens, des Erleidens aller Tätigkeit. Ihm oblagen wohl auch die erſten Menſchen: ſie ließen in der Hauptſache mit ſich geſchehen. Erſt das eigene Aufnehmen der Tätigkeit führte zu Kämpfen und veräußerlichte die Lage. Groß mag der große Kampf ſein, aber größer iſt der große Friede. Es ergäbe den großen Idylliker, den unhomeriſchen Menſchen als Höhenmenſchen. Es ſtellt den homeriſchen Menſchen als erſten Anti-Menſchen bereits in das Bereich des Verfallsmenſchen. Es verlegt in die Uranfänge der Menſchheit das tiefſte Aufgehen in die Natur: die höchſte Kultur.

So ſahen es auch in weit zurückliegenden Zeiten die Weiſen, die immer wieder mit dem „reinen Menſchen der Vor-

zeit“ den höchſten Menſchen meinten. Heute iſt die Anſchauung umgekehrt. Der heutige Menſch als Verfallsprodukt mag es nötig haben, ſeine Abſtammung vom Affen herzuleiten, um ſich ſein Fünkchen Anſehen vor ſich ſelber zu retten und ſeiner unmäßigen Anmaßung Berechtigung vorzutäuſchen: „Wie wir's ſo herrlich weit gebracht!“ — Ich meine aber, daß ſich ſelbſt die Affen eines ſolchen Verfalls ſchämen müßten.

Damit habe ich die Wege von Wiſſenſchaft und Kultur aus Eigenem weiter verfolgt; ſie führen völlig auseinander. Die eine muß darauf bedacht ſein, dem Menſchen etwas, das immer da war und da iſt und ihm nur verloren ging, wieder zu gewinnen; die andere vermeint aus dem Nichts zu Allem zu kommen. *Aber an den Uranfängen der Menſchheit ragt unberührt von allem, hehr und myſtiſch, immer noch der Menſch; ſeiner wiſſenſchaftlichen Entwicklung droht immer näher das Nichts.*

Varena, Juli—Auguſt 1912.

Gedichte / von Georg Trakl

Verklärter Herbſt

Gewaltig endet ſo das Jahr
Mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.
Rund ſchweigen Wälder wunderbar
Und ſind des Einſamen Gefährten.

Da ſagt der Landmann: Es iſt gut.
Ihr Abendglocken lang und leiſe
Gebt noch zum Ende frohen Mut.
Ein Vogelzug grüßt auf der Reiſe.

Es iſt der Liebe milde Zeit.
Im Kahn den blauen Fluß hinunter
Wie ſchön ſich Bild an Bildchen reiht —
Das geht in Ruh und Schweigen unter.

In den Nachmittag geflüstert

Sonne herbstlich dünn und zag,
Und das Obst fällt von den Bäumen.
Stille wohnt in blauen Räumen
Einen langen Nachmittag.

Sterbeklänge von Metall;
Und ein weißes Tier bricht nieder.
Brauner Mädchen rauhe Lieder
Sind verweht im Blätterfall.

Stirne Gottes Farben träumt,
Spürt des Wahnsinns sanfte Flügel.
Schatten drehen sich am Hügel
Von Verwesung schwarz umsäumt.

Dämmerung voll Ruh und Wein;
Traurige Guitarren rinnen.
Und zur milden Lampe drinnen
Kehrst du wie im Traume ein.

Menschheit

Menschheit vor Feuerschlünden aufgestellt,
Ein Trommelwirbel, dunkler Krieger Stirnen,
Schritte durch Blutnebel; schwarzes Eisen schellt;
Verzweiflung, Nacht in traurigen Gehirnen:
Hier Evas Schatten, Jagd und rotes Geld.
Gewölk, das Licht durchbricht, das Abendmahl.
Es wohnt in Brot und Wein ein sanftes Schweigen.
Und jene sind versammelt zwölf an Zahl.
Nachts schrein im Schlaf sie unter Oelbaumzweigen,
Sankt Thomas taucht die Hand ins Wundenmal.

Der Befreier / von Hugo Neugebauer

Unter hoch gewölbter Wolke
wandelt, deren Schoß geſegnet
mit dem Retter ſeinem Volke,
denn ein Gott iſt ihr begegnet.

Als ſie ſich zum Brunnen beugte,
war es, daß er ſie berannte
und in ihrem Schoße zeugte,
was in ſeinem Buſen brannte.

Aus des Mutterſchoßes Grabe
wird ſein Same auferſtehn,
göttlich ſtrahlend wird der Knabe
vor den grauen Knechten gehn,

wird den alten Bund erneuern,
den der Himmel mit der Erde
ſchloß und ihren Mut befeuern
zu des Lebens Luſtgebärde.

Oeffnen wird er alle Hände,
alle Herzen, alle Schoße,
brechen alle Kerkerwände
wird der Kampferſtarkte, Große,

den die Völker all erharren,
Zwang erduldend dunkel ahnen,
der Zermalmer alles Starren,
der Entdecker neuer Bahnen

aus der alten Nacht zum Lichte,
das in unſern Träumen lodert,
der Verleugner der Geſchichte,
die vom Leben Sterben fodert!

Die Brüder / von Richard Weiß

Nikodemus Salpeter ging sehr verwirrt an den Häusern vorbei. „Das braune Tor, das graue Tor, das rote Tor“ murmelte er. Die weißen Zettel, auf denen freie Mietzimmer ausgeboten waren, klapperten; denn der Wind ging heftig, durch Ueberzieher, Rock, Weste, Hemd geradeaus zum Herzen. Einige hatten sich zur Wand umgedreht, die dünnen Spagatschnüre liefen durcheinander, das waren gewiß die besten Zimmer. Nikodemus Salpeter blieb stehen, griff nach der Tafel, während ein Mann mit einer blauen Geschäftskappe ihn schief ansah, und las. Er war vom Zimmersuchen sehr ermüdet, in seine Trauer um den Bruder mischte sich Unmut „Gerade jetzt ihm das anzutun . . .“, aber gegenüber wies eine goldene Hand zu einem Barbierladen, der in der dunklen Seitengasse lag, warnte ihn vor dem eindringenden Gedanken und erinnerte ihn an Gott. Geduldig las er „3. Stock, Tür 12. Reines Kapinet an streng soliden Herrn per sofort zu vermieten“. Eine schmutzige, enge Wendeltreppe, die zwei Menschen kaum Platz zum Ausweichen gegeben hätte, schraubte sich steil an kleinen braunen Türen, die seitlich in die Höhlung eingelassen waren, vorbei in die Höhe. Er stieg mit abwesenden Gedanken, machte automatisch Halt, riß an dem Glockenzug, der zäh feststeckte, und wartete. Die Frau drin, die in dem Vorraum, der zugleich als Küche diente und vom Lichthof trüb erhellt wurde, am Herde stand, wandte ihr altes böses Gesicht einem jungen Menschen zu, welcher in Hemdärmeln müßig herumlungerte: „Verschwind', Fallot!“ und öffnete das Guckloch. Nikodemus Salpeter wurde von einem funkelnden Auge gefragt, was er wünsche. Er antwortete, ob hier nicht ein Kabinett zu vermieten sei, 3. Stock, Tür 12, und wurde eingelassen. Der Herddampf beschlug seine Brille, er mußte den Schirm, den er stets

ſorglich eingerollt bei ſich trug, an einen Stuhl lehnen, und ſein Taſchentuch herausziehen, um vorerſt die Gläſer zu klären. Die Frau und der junge Burſche, der mit höhniſchem Lächeln in Hemdärmeln noch immer daſtand, hatten genugſam Zeit, die armen getrübten Linien dieſes grauen guten Geſichtes zu ihrem Vorteil zu betrachten. „Hier iſt das Kabinett“, ſagte die Frau, indem ſie eine der beiden Türen öffnete, die in dem Küchenraum zu ſehen waren. Das Kabinett war recht hell, aber ein gelber Widerſchein kam durchs Fenſter. Ein Eiſenwaſchtiſch, eine kleine Truhe, an der Türe ein paar Haken für Kleider, ein Tiſch und zwei Seſſel, alles ſchmutzigrein, es war furchtbar. Er beſah das Bett, das war die Hauptſache, denn die Wanzen bekriegen die Träume, aber wenn man ſchlafen konnte, war der Tag ziemlich gleichgültig. Schon ſchlich die liſtige Stimme des alten Weibes hinter ihm her. „Alles in beſter Ordnung, rein, hell, zehn Gulden ſamt Bedienung, ich räum' ſelbſt auf, ich wohne allein mit meinem Neffen. Wie mein Bruder geſtorben iſt, hab' ich ihn zu mir genommen.“ Nikodemus Salpeter ſah durchs Fenſter in den großen Hof mit den offenen ſchmalen eiſernen Galerien. Sein Blick ging verzweifelt an den Vorſprüngen auf und nieder, überzog den Hof mit ſich kreuzenden Drähten, ſtarr ſtand im viereckigen Himmelsausſchnitt über ihm eine Wolke und bemühte ſich, den Hof mit den eiſernen Galerien und Nikodemus Salpeter am Kabinettfenſter und dem Drahtgewirr der raſch vergehenden Blicke in Waſſerdampf nachzubilden. Nikodemus Salpeter dachte an den toten Bruder, der ihn ein wenig geſchützt hatte, daß es nun dringend geworden war, wieder eine Stellung zu finden. Er war ſchon alt und nie recht geſchickt geweſen. Ein Vogel ſurrte am Fenſter vorbei. Die Frau ſagte irgend etwas. Sie befahl und er zog ſeine Geldbörſe. Die hatte er einem Bosniaken um vier Sechſerl abgehandelt, wie ſchön wäre es,

die vier Sechserl noch in der Geldbörse zu haben. Das Zimmer absperren und dann noch den Schlüssel einsperren. Ende, Ende! Diese Gedanken hatten in den Worten der Frau, die ihn fragte, wann er einziehen wolle, gerade Zeit. Er nahm ruhig von den wenigen Münzen, die er in der Börse fand, zwei Kronen und gab sie der Frau als Angabe. Er werde gegen Abend kommen. „Der Herr sind doch stabil" fragte die Frau ängstlich. „Gewiß, gewiß" antwortete Nikodemus Salpeter. „Empfehle mich, empfehle mich" sagte die Luft, dann ging die Tür auf. Eilig kamen die Stiegenstufen aufwärts unter seine Füße, seine Hände fühlten sich leer an und wären gerne an einem Geländer abwärts gerutscht, aber er drehte sich an der Innenseite der Wendeltreppe auf Zehenspitzen um die Mauern. Die Straße, in die er hinaustrat, war immerhin heller. Er ging gürtelwärts, um mit der Stadtbahn zur Brigittabrücke zu fahren und seinen Koffer, den er vormittags nach dem Begräbnis des Bruders gepackt hatte, zu holen. Nun fuhr er schon. Das Coupé war ziemlich voll. Ueber einem eleganten Samtmantel bewegte sich der vorstehende Unterkiefer einer kräftigen Menschenäffin. Ihr gegenüber saß ein Buckliger. Der Hinterkopf war stark gewölbt, die Nase groß und spitz, die Ohren standen ab. In allen Gliedern saß ihm der Buckel. Er zitterte ein wenig. Denn die dicken Schenkel der Menschenäffin hatten sich auf der Holzbank breitgequetscht. Auch durch den Samtmantel hindurch sah das Geschlechtsauge. Der Zug hielt. Der Samtmantel stand auf und jetzt erst bemerkte Nikodemus Salpeter einen andern Mann, der gattenhaft neben ihr ging. Dessen gieriger Blick war liebend auf ihren großen Mund gerichtet. In diesem wäre er gerne ganz eingesunken und so konnte Salpeter den Mann erst sehen, als er den gierigen Seitenblick auffing, in welchem seine ganze Existenz kulminierte. Hinter den beiden bückte sich der Bucklige. Es war noch nicht seine Station.

Um eine halbe Minute folgen zu können, ging der Bucklige dann mit ſeinen ſchweren Füßen gaſſenſtraßenweit zu dem Uhrmacher, bei dem er als tüchtiger Gehilfe bedienſtet war. Uebrigens war inzwiſchen der Zug mit Nikodemus Salpeter auf dem hohen Viadukt über Dutzende Sekundenſchwellen und Schienenköpfe gealtert. Das Coupé war leer. Das konnte der Dämon leicht ändern. Von einem Zugwind blähte ſich der Fenſtervorhang und die Leere bauchte ſich zu einem braunen Wettermantel, einem Tirolerhütl und einem geſunden Geſicht. Der Dämon wußte, daß Nikodemus es ſich ſelbſt doch nicht beſchwören konnte, was er dort bei dem Fenſtervorhang geſehen hatte. Trotz der Volkszählung konnte man dem Dämon zwiſchen Stadtbahnſtation und Stadtbahnſtation nicht nachweiſen, um welche Straßenecke herum ein ausſteigender Menſch ſich auflöſte. „Habe ich die Ehre, mit Herrn Nikodemus Salpeter zu ſprechen?“ fragte der Fremde. „Ja gewiß“, ſagte Salpeter, „Sie kennen mich?“ „Nein“, ſagte der Fremde, „ich vermute nach Ihrem Ausſehen, daß Sie ſo heißen. Ich habe Sie oft mit Ihrem Bruder ſelig, der Ihnen ganz unglaublich ähnlich ſah, zuſammen fahren geſehen. Nur — haben Sie bemerkt, was für einen merkwürdigen Schirm der Bucklige vorhin hatte?...“ Nikodemus Salpeter erſchrak, es fiel ihm ein, daß er ſeinen Schirm nicht mehr hatte. So hatte er nicht Zeit zu ſehen, daß der Fremde das Coupé nicht verließ, ſondern ſich im Wind als Vorhang blähte. Uebrigens war die Brigittabrücke da. Er mußte ausſteigen. Die Wohnung war nicht weit. „Erſtes, älteſtes, vornehmſtes Brigittenauer Kino“ brüllte ein Ausrufer in blauer Livree. Nikodemus Salpeter fürchtete ſich ſoſehr vor ſeinem eigenen Koffer, der zuhauſe fertig gepackt ſtand, daß er ſich von der Stimme des Ausrufers zur Kaſſe ſchieben ließ. Er erſtand einen billigen Sitz. Die Luft in dem kleinen Saale flimmerte heiß und ungewiß. Ein junger Menſch mit dicken roten Händen ſagte

laut zu seiner Nachbarin, indem er seinen Finger auf das Programm in ihrem Schoße legte: „... die Entführung aus dem Seräul". In jedem Saale gibt es nur einen Punkt, in welchem das Bewußtsein sich erhellt. Der Punkt glitt in Nikodemus Salpeter. Und der saß auf einmal von innen erleuchtet da. Die übrigen sausten in der Zeit um einen ungeheuren Mittelpunkt. Die rote Hand vor ihm wuchs in den Schoß hinein, den sie entblößte, sie spielte mit dem Schoß, eine Ader trat knotigblau hervor, das Rot wurde braun, vergilbte und welkte. Jetzt lag Holzstaub darauf und ein süßer, herziger roter kleiner Wurm schabte den Knochen glatt. „Legts zum übrigen" sagte Nikodemus laut und der Bursche erschrak heftig und zog die Hand zurück. Aber da begann schon der Klavierspieler. Die Bilder drehten sich, eines dem andern nachschwirrend, in ungeheurem Kreise um einen Mittelpunkt, der weit hinter der Leinwand liegen mußte. Zuerst kam ein Reisestück „Die oberitalienischen Seen". Inseln mit weißen Villen, Wasserfälle und Segel, Bahnschienen-Unendlichkeiten brachten Sättigung und Paradieserinnern. Flüchtig und beweglich, war alle Materie willig zur Formung. Wie sich wiedergewinnen in der unerbittlichen Festigkeit der wirklicheren Straßen, wo man das Rücken des Stundenzeigers nicht mehr sehen konnte. Dann kam eine Groteske „Der Förster und der Hund". Der Sich-Spaßmacher spannte hundert Mäuler auf zu schallendem Lachen, zog eine Lacharabeske hundertmal in den Saalgrund. Die Melodie heulte, in tausend flitternden Punkten bellte der Hund. „Die Affen. Naturstudie" hieß das dritte Stück. Affen in einem Tierpark sprangen an den Gitterstangen und den Baumästen im Käfig auf und ab, ließen sich nieder, spielten mit ihren Jungen. Nikodemus Salpeter versuchte ihre Geschlechtsteile zu sehen, aber die flimmernde Bewegung des Bildes ließ das nicht zu. Da wurde er sich plötzlich bewußt, wie

ſein Unterleib die unnennbare Müdigkeit, die ihn befiel (er hatte den ganzen Tag nichts gegeſſen) ausnützte. Er ſprang auf, drängte ſich an den Männern und Weibern ſeiner Sitzreihe, die wütend murrten, vorbei, war ſchon auf der Straße, in der die erſten Lichter entzündet wurden. Schnell lief er nachhauſe, öffnete, nahm den Koffer, legte den Schlüſſel hin, und ohne ſich in dem Raum umzuſehen, den er zehn Jahre mit dem Bruder bewohnt hatte, ſchlich er leiſe, um ſich von den Quartiersleuten nicht verabſchieden zu müſſen, durch das Vorzimmer hinaus. Nun trug er den ſchweren Koffer über die Brigittabrücke, wanderte durch die lange Alſerbachſtraße, ſtieg zwiſchen engen fenſterloſen Häuſerwänden eine hohe Stiege empor und bekreuzte ſich vor einem Erlöſerbild, das jeden Tag von einem verhutzelten alten Weib mit friſchen Blumen geſchmückt wurde. Nikodemus Salpeter blieb ſtehen und ſah ſich vorſichtig um. Niemand kam über die ausgetretenen Stufen geſtiegen. Höher jenſeits der nächſten Laterne verklapperte ein Menſchenſchatten. Eine ungeheure Angſt ergriff den armen Salpeter. Er hatte vergeſſen, wo ſein neues Quartier lag, wußte nur, daß es in Währing nahe dem Gürtel war. Er ſtolperte die letzten Stufen hinauf, rannte durch die Fluchtgaſſe, war wieder beim Gürtel. Er hatte kein Orientierungsvermögen. Fünfzig Jahre auf der fremden Erde hatten nicht hingereicht, ihn heimiſch zu machen. Immer blieb er ſeiner Herkunft eingedenk. Aber noch lockte ihn die Speiſe der anderen Sträflinge. In die Niſchen des Stadtbahnviaduktes gepreßt ſtanden Männer, Weiber umklammernd. Noch ſchaute er ſehnſüchtig hin, dachte an die kleine Berta mit den ſpitzen Brüſten, die er dort irgendwo vor zehn Jahren . . . Er rannte weiter. Was für Leute ihm begegneten! Ein Herr und ſein Hund, die die gleichen Augen hatten. Ein Menſchenaffe mit Bartkoteletts und zurückfliehender Stirne. Und wieder ein Menſchenaffe, den ſeine Mutter begleitete. Die

aber hatte ein edles Geſicht. Den Affen, dem zuliebe ſie von den Ringgebirgen des Mondes, der feierlich in die blaue Leere gemalt über dem Gürtel hing, herabgekommen war, den mußte ſie gebären und ſpazieren führen. Was für Leute ihm begegneten! Jeder hing im Mittelpunkt des Schickſals und der Himmel ging ſchnell mit dem Schnellen, zögernd mit dem Trägen. Er erkannte die Häuſer nicht mehr, die Straßen ſchienen ſich ſeit Mittag verändert zu haben. So ſucht der Träumende den Traum einzuholen, aus dem er ſich entfernt hat. Er bog in eine Seitengaſſe, die er noch nie geſehen hatte. „Das braune Tor, das graue Tor, das rote Tor“ murmelte er verzweifelt. Er hatte das peinliche Gefühl, nackt zu ſein, und trat in eine Hausflur, um ein aufgegangenes Hoſenband feſtzubinden. Ein verkrümmtes altes Weib kam die enge finſtere Wendeltreppe heruntergetrippelt und bettelte ihn an. Er gab ihr ein paar Kreuzer und ſie dankte mit gluckſender Stimme: „Glücklich iſt, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern iſt.“ Schon war ſie auf der Straße. Da erkannte er, daß er zuhauſe war. Er kreiſte die enge Treppe empor, läutete, ging wortlos an der Frau, die ihn geſchwätzig empfing und auf den Schirm wies, den er nachmittags ſtehen gelaſſen hatte, vorbei in das Kabinett. Er entkleidete ſich raſch, ſank müde in das neue Bett. Betend fühlte er ſich in einer anderen Welt vor Gott knien, den er bat, ſchon zurückkehren zu dürfen, während eine unbegreifliche Leichtigkeit Knie, knien und Gott ſelbſt auflöſte. Und plötzlich war alles wieder irdiſch, er wickelte ſich in die Tuchent, machte bekümmert ein Budget für den nächſten Monat, eine ungewiſſe Empfindung des Fremden, in welchem er von jetzt an leben ſollte, ging ſchon in die Zerrgeſichter über, die den Aether zwiſchen Augapfel und Lid zu bevölkern begannen. Im leeren Raum ſuchte er nach dem Bruder, durchſchweifte alle Welten, ſaß rittlings auf dem leuchtenden Ring des Saturn.

Der Schlaf war ein großer Herr, er nahm, ohne zu fragen, eines der gemalten Quadrate von der Wand und reichte es ihm. „Nikodemus Salpeter", ſtand darauf, „ein Tag geſtrichen". Dann war es eine große Null, durch den weiten gewölbten Gang ſah ihn ein Auge an, das Auge des Bruders. Vieles Unſagbare ereignete ſich weiter, bis er nach acht Nachtſtunden durch den gewölbten Gang wieder in das Bett und den Tag ging.

Aſpaſia / von Alfred Henſchke

Wir wiſſen nicht, wieviel wir wogen,
Die wir an einem Tage deine Joche zogen
Und ob ſich Prieſter nicht an Bettler band.
Du ſchwangſt mit einer heiligen Gebärde,
Als ſeiſt das einzige Weib du dieſer Erde,
Des Pflügers Peitſche in geſtraffter Hand.

Wenn früh dein Mund den letzten Kuß verhauchte,
Der Tag, ein hell Getier, ins Zimmer fauchte,
Vor deinem keuſchen Blicke hielt er an.
Die andern Frauen lagen mit verzerrten
Mienen, und unſre Hände bogen ſich wie Gerten
Nach ihnen, die aus Greiſenſchädeln ſahn.

Du bleibſt uns ewig treu, wie Fels und Quelle,
Dich als dieſelbe hebt und ſtürzt die Welle,
Dein Schickſal fliegt, ein Samenkorn im Wind, wohin?
Auf dunſtig ſilbren Lüften ſegeln
Herbſtſchleier nach den eigebornen Regeln
Und jeder trägt des ganzen Lebens Sinn.

Theodor Däubler / von Johannes Schlaf*)

Zu Däublers Vorlesung am 22. November

Für den Begriff des Epos ist das antike Volksepos maßgebend, wie es sich etwa als homerisches oder altgermanisches Epos aus der orphischen Kultdithyrambik der Urzeit hervor entwickelt hat. Dieses Volksepos hatte den spontan subjektiven, emotionalen Charakter des Urdithyrambus abgestoßen und die Persönlichkeit des Dichters hinter seinem Gegenstand verschwinden lassen, wodurch das Epos seine objektive, vorwiegend referierende Art gewann. Es geht nicht gut an, etwas anderes Epos und epische Dichtung zu nennen. Doch hat dieses Epos, das sich ja auch seinerseits aus einer noch früheren Stufe der Dichtung hervor entwickelte, wie alles seine Entwickelung.

Auf das Volksepos folgte das Kunstepos. Aber das war wohl schon der Anfang vom Ende des Epos überhaupt. Zwar behielt das Epos — erinnern wir uns an Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg — die objektiv referierende Art des Volksepos bei: indessen doch nur mehr äußerlich. Denn wie markant springen zum Beispiel die Individualitäten eines Wolfram und Gottfried aus ihren Dichtungen hervor und wie markant unterscheiden sie sich gegeneinander! Außerdem hatte das Epos hier aber bereits seinen Zusammenhang mit dem religiösen Kult und der jeweiligen Mythologie desselben verloren, ohne den das eigentliche Epos nicht denkbar ist. Zwar könnte man dem „Parsival" Wolframs gegenüber ja von einer christlichen Mythologie sprechen: aber gewiß nur ungenau. Es handelt sich im „Parsival" durchaus nicht um ein umfassendes

*) Autoris. Abdruck aus dem „Zeitgeist" (Beiblatt zum Berliner Tageblatt)

mythologiſches Weltbild, wie in den antiken Mythologien, nicht um eine ſolche Geſtaltung des Weltſchickſals, ſondern nur darum, daß ein einzelner Menſch im chriſtlichen Sinne das Heil gewinnt.

Sicherlich aber hatte mit dem Epos Gottfried von Straßburgs die „Verweltlichung", die Ablöſung des Epos vom religiöſen Kult im antiken Sinne begonnen und mit ihr ſeine vorſchreitende Auflöſung. Zwar hielt ſich das Epos noch bis in die Renaiſſance hinein, nachdem Dante ſogar noch den ungeheuren Monumentalbau eines religiös chriſtlichen Epos geſchaffen hatte; doch fing das Epos gerade in der Renaiſſance an durch die Proſaform der Novelle und des Romans verdrängt zu werden, die, aus notwendigen Vorbedingungen und Neuformen hervor, welche bereits das alexandriniſche Zeitalter gezeitigt hatte, entſtanden oder ſie doch mit Entſchiedenheit wieder aufnehmend, von da an bis auf unſere heutige Gegenwart ſich immer mächtiger und breiter entwickelten. So daß man ſagen kann, alles, was ſeit der Renaiſſance in Europa an Epen gedichtet wurde, kann nicht mehr Epos im maßgebenden Begriff genannt werden, ſondern iſt ein Kunſt-, wenn nicht gar ein gekünſteltes Produkt, dem die organiſche Notwendigkeit und Bedeutung des alten Epos abgeht. Sehr kennzeichnenderweiſe haben dieſe epiſchen Dichtungen nach der Renaiſſance denn auch die alten Kunſtformen des Epos in einer wirklich lebendigen Weiſe nicht weiterzuführen und zu bereichern vermocht, ſondern ſie ahmten lediglich möglichſt getreu, beſonders die Form der gräko-romaniſchen Antike nach. Goethe dichtete ja ſogar einen ſo urdeutſchen Stoff wie den „Reinecke Fuchs" in Hexametern.

Alſo: alle dieſe Ependichtungen, ſo hoher dichteriſcher Wert ihnen in anderer Hinſicht im Einzelfall auch zugeſtanden werden muß, bedeuten nichts als den Ausgang, die Dekadenz, das Abſterben des Epos. Jede Wiederbelebung

hat sich inzwischen denn auch als aussichtslos erwiesen. Weder Jordan, noch Grosse, Graf Schack oder Heinrich Hart, dessen „Lied der Menschheit“ kennzeichnenderweise nicht über seine Anfänge hinauskam, haben etwas geleistet, was ernstlich als Epos in Betracht käme.

Wohl aber ist freilich eine andere Richtung in der Entwicklung des Epos seither sehr bemerkenswert, wenn auch keineswegs aussichtsreicher als der eben gekennzeichnete Ausgang des eigentlichen, objektiv referierenden Epos. Ich habe jene epische Dichtung im Auge, wie sie höchst lebendig als Epos des Lord Byron in die europäische Dichtung eingriff. Erinnern wir uns der Epen der russischen und deutschen Romantik, der Epen Lenaus auch. Diese Richtung des Epos reicht sogar lebendig bis in unsere Gegenwart hinein. Wir denken zum Beispiel an Liliencrons „Poggfred“ und an Dehmels „Zwei Menschen“.

Sollten wir hier vielleicht dem eigentlichsten Ausgang des Epos gegenüberstehen? Jenem, der nicht bloß Ausgang und Ende, sondern lebendiger organischer Uebergang ist? Der orphische Dithyrambus, aus dem das Epos entstand, war Lyrik im eigentlichsten und ursprünglichsten Sinne; diese neuen und neuesten subjektiven Epen aber — die meist sogar die alte objektive Form des Epos direkt travestieren —, wie wir sie seit Byron haben: sind sie in ihren jüngsten Offenbarungen nicht ganz offenbar im Begriff, Lyrik zu werden? Zweifellos! Und einzig aus diesem Grunde sind sie auch noch lebendig, haben sie vielleicht sogar noch eine gewisse Zukunft, während das objektiv referierende Epos, das ohne irgendwelche antike Anleihe in Form und Inhalt gar nicht denkbar ist, hoffnungslos tot ist, weil unsere Moderne ihm eben unmöglich noch weitere Lebensbedingungen bieten kann.

Nun hat sich uns aber außerdem jüngst ein ganz besonderer und außerordentlich beachtenswerter Fall dieses modernen subjektiven Epos dargeboten. Ein Fall, mit welchem

es ſich ungleich entſchiedener und bedeutſamer in den Urſprung aller Dichtung, die Lyrik, auflöſt, als das ſelbſt etwa in Liliencrons „Poggfred“ oder in Dehmels „Zwei Menſchen“ der Fall iſt.

Vor einem Jahre erſchien im Verlage G. Müller (München) die epiſche Dichtung „Das Nordlicht“ von Theodor Däubler. Leider iſt dies Werk, obgleich es ſich auch ſchon äußerlich ſehr impoſant und monumental darbietet, bis jetzt von der Kritik unbeachtet geblieben. Wenigſtens bei uns. Denn wie ich hörte, hat man ſich im Ausland, in Frankreich und Italien, inzwiſchen ernſtlich für dieſe machtvolle und ſehr eigenartige Dichtung intereſſiert. Es wird alſo Zeit, daß auch wir, die Landsleute des Dichters, ihr unſer Augenmerk ſchenken. Wir werden ſehen, daß das geradezu unerläßlich iſt.

*

Ein Werk von drei Großoktavbänden. Der erſte hält 420, der zweite gar 602 reichlich bedruckte Seiten. Dazu noch ein „Intermezzo“-Band von 151 Seiten. Alſo zuſammen 1173 Seiten! Unterhaltungslektüre oder ſelbſt Literatur im Format der ſchmächtigen Bändchen unſerer letzten Jahrzehnte iſt das freilich nicht. Sondern eine Arbeit, die Hingabe, Verſenkung, Ausdauer erheiſcht. Aber in wem der Trieb nach einheitlicher moderner Weltanſchauung lebendig iſt, den wird dieſes Werk, den werden die Tiefen einer ungewöhnlichen, ſtark und eigenartig geprägten Perſönlichkeit nicht wieder loslaſſen, und dem werden Werk und Dichter ſich mit unerſchöpflich reichen Schönheiten offenbaren.

Und zugleich wird er ſich einem dichteriſchen Ereignis gegenüberſehen, gegen das gehalten ſelbſt Dichtungen wie „Poggfred“ und „Zwei Menſchen“ ſchließlich doch nur einen, ich möchte ſagen: epiſodiſchen und außerdem einen allzu perſönlichen Wert haben. Und vielleicht einen — ich will

damit den bedeutenden Kunſtwert dieſer beiden Dichtungen nicht herabſetzen — noch zu pikanten. Denn weder das liebenswürdige Temperament des „Poggfred"-Dichters noch die pſychologiſch tiefſpürige, aber etwas zu raffinierte Intellektualität Dehmels können jenen umfaſſenderen und bei aller Subjektivität objektiven Geiſt erſetzen, den es benötigt, eine wirklich große, moderne Weltanſchauungsdichtung zu leiſten, die zugleich in jeder Zeile innigſtes und notwendigſtes Erlebnis der ganzen Seele iſt! Die muß ungleich weiter ausgreifen. Auch äußerlich. Von Volk und Raſſe aus, wie nur je ein großes Epos der Vorzeit, muß ſie Welt und Menſchheit umſpannen. Dazu iſt der Umkreis ſowohl von „Poggfred" wie von „Zwei Menſchen" von vornherein zu intim und zu beſchränkt. Es gehört hier auch äußerlich Dimenſion dazu. Jene große, machtvoll feierliche Dimenſion des alten Epos hat aber Däublers „Nordlicht" durchaus.

Handelt es ſich im übrigen aber hier wirklich noch um ein Epos?

Dieſe 1173 Seiten ſind weder wie das homeriſche noch das altgermaniſche Epos durchgängig in demſelben Versmaß verfaßt, noch auch beſitzen ſie im Sinn dieſer Dichtungen einen einheitlich vorſchreitenden Zuſammenhang von „Handlung". Hier iſt auch kein Mythos mehr; aber allerdings ſtrömen dafür alle Mythen in ein und die gleiche allumfaſſende Weltanſchauung und Geiſtigkeit zuſammen wie in einen gewaltigen väterlichen Ozean, um ſich in ihr von ihrer Vielſpältigkeit zu erlöſen.

Im übrigen alle nur möglichen Versmaße beiſammen. Terzine, Sonett, altdeutſcher Knittelvers, Alexandriner, fünffüßiger Jambenvers, Trochäus uſw. Selbſtändige Gedichte, kleine und größere, zwiſchen dem ſonſtigen Zuſammenhange, oder dieſer ſich in ſie auflöſend und ausdifferenzierend. Eine wunderbar unerſchöpfliche Polyphonie. Aber entſpricht ſie nicht durchaus der ſo komplizierten modernen Subjektivität,

die mit ihr zugleich die umfassendste, beweglichste, lebendigste, formbefreiteste und zugleich formvollendetste Objektivität bedeutet? Und nicht einen Augenblick das alles bewußt, gar raffiniert geklügelt bewußt. Immer notwendig aus dem Temperament, dem Seherischen, der Intuition hervor.

Ich sagte oben, daß sich das Epos über das subjektive, einzig noch lebende Epos seit Byron in die reine Lyrik, in den Urdithyrambus zurückfinden, in ihm, in ihr sich vollenden müßte: ich sage aber nicht zu viel, wenn ich hervorhebe, daß sich diese Vollendung, wenigstens für unsere monistisch europäischen Verhältnisse, mit dieser großen epischen Dichtung Däublers tatsächlich zum ersten Mal vollständig vollzogen hat! Dazu gehört Religiosität in solchem Sinne. Dazu gehörte ferner jene welthingegebene Naivität, jene Kindlichkeit und umspannend seherische Unschuld, wie sie den Dichtern der alten großen Epen und dem orphischen Urdithyrambus eignete. Dazu gehört weiter ihre Mystik, ihr orphisches Dunkel und eine gewisse urwüchsige Ungefälligkeit; und zugleich auch alle so ausgebildete moderne Vernunft, all unsere Intellektualität, aller Wirklichkeits-, Wissenschaftlichkeitssinn unserer Moderne. Wahrhaftig: wer das alles, was diese eigenartigste aller dichterischen Synthesen in einem so großen und umfassenden, in seiner Dimension so machtvollen und würdigen Epos vermochte, der muß auch wohl das Epos zu seinem Ursprung zurückgeführt haben! Das aber wirklich getan zu haben, ist die hohe und einzigartige Bedeutung Däublers und seines Werkes!

*

Der sich vollendende Europäer, dessen mächtiges allumfassendes Empfinden, des Weltfühlen die Erde und alle Wunder des Firmamentes, der all seine Vergangenheiten, die nicht mehr bloß nationale, sondern menschliche sind, und die zurückreichen bis zu dem Urleben des Protoplasma und in noch geheimnisvollere Tiefen hinein, umfaßt und über-

ſchaut, dem ſie in einer unſäglichen Weiſe vertraut geworden, in Fleiſch und Blut übergegangen ſind: er iſt es, der ſich hier ausſpricht. Und zwar in einer ſo notwendigen und hinreißenden Weiſe, daß wir, obgleich ſeine Dichterperſönlichkeit uns zuweilen vielleicht bis zum Dämoniſchen naiv und allzu orphiſch dunkel anmuten mag, Däubler gewiß neben einen Verhaeren ſtellen dürfen. „Mittelmeer“, „Neapel“, „Venedig“, „Rom“, „Perlen von Venedig“, „Pan“, „Sahara“, „Das Kataklisma“, „Das Nadrama“ (Aegypten), „Der Ararat“, „Die indiſche Symphonie“, „Die iraniſche Rhapſodie“, „Die Alexandriniſche Phantaſie“, „Roland“, „Die Auferſtehung des Fleiſches“: nur ſo viel von den Ueberſchriften ſei angeführt. Aber was umfaſſen ſie alles, deuten ſie bereits an! Welch ein ungeheures Chaos von Menſchen und Menſchlichkeit mit allen Abgründen von hiſtoriſcher Dämonie und Triumphen höchſter Geiſtigkeit und allmächtigen Lebenstriebes! Und doch das alles gar wohl in eine gute Einheit gefaßt. All das große menſchliche Geſchehen von Urbeginn, vom Geiſt einheitlicher Raſſe aus gefaßt, die der große Werdegang und Zirkel ihrer Offenbarungen vom Norden („Nordlicht“) nach Süden, dem Mittelmeer hin treibt. Und perſönlich: das Erleben des Dichters ſelbſt und des Idols ſeines Weibes, das ihn begleitet und ihm immer zur Seite iſt. Eine erſtaunliche Senſibilität, die ſich allen Völkern, Raſſen und aller Oertlichkeit anpaßt. Ein großer Menſchheits- und orphiſcher Weltdithyrambus; tief ſymboliſch das Erlebnis eines Paares; das erſchauernd ſchauende Erlebnis eines Mannes und eines Weibes. Wie ſollte da nicht auch purpurne Myſtik vom ſeheriſchen Rauſch aus der Tiefe des Unterbewußten heraufgeworfen werden? Das iſt hier ſo unvermeidlich wie notwendig und organiſch. Man darf ſich dadurch aus Bequemlichkeit nicht befremden laſſen. Auch nicht durch die Form Däublers, die hier und da zuweilen faſt wie Kurioſität anmutet. Auch das

gehört mit zu dem Weſen dieſer Einheit und befindet ſich in ihr an ſeinem rechten Ort. Wie überwältigend aber, wenn aus dieſem orphiſch verworrenen Schauern dann mit einem Mal die hehrſte, klarſte Schönheit — auch der Form — ſich hervorklärt! So im beſonderen in vielen Dichtungen der Zyklen „Rom“ und „Venedig.“

Das iſt Theodor Däubler; und das iſt ſein Epos „Das Nordlicht“. Um es zu würdigen, wäre ein ganzes Buch vonnöten. Ich darf mich hier nur mit dieſen knappen Andeutungen begnügen. Aber ich hoffe, ſie werden nicht nur dieſem einzigartigen Werke Leſer gewinnen, ſondern auch die berufenen Urteiler auf ſeine hohe äſthetiſche und kulturelle Bedeutung aufmerkſam machen.

Jedenfalls: Däubler zu umgehen, iſt unmöglich. Wir freuen uns heute, daß uns Frankreich einen Verhaeren geſchenkt hat: ſollten wir uns wieder einmal die alte deutſche Erbſünde zuſchulden kommen laſſen, daß wir den Dichter — den Epiker des Europäers — im eigenen Hauſe überſehen? Dieſe Zeilen möchten das verhüten . . .

Das nächſte Heft des „Brenner“ wird eine Auswahl Däubler'ſcher Dichtungen aus dem letzten Teil des „Nordlicht“ enthalten

---

Müder Wanderer / von Ludwig von Ficker

Alle Wege ſtürzen ins Dunkel
Grollender Wolken, von Nacht umſtellt.
Nirgends ein Stern, der mit liebem Gefunkel
Dir das Ziel deines Wanderns erhellt.

Manchmal ein Blitz nur reißt aus dem Schleier
Dinge, die ſehn wie Erfüllung aus.
Und es grüßt dich ein Baumſtrunk, ein Weiher,
Winkt wie ein Bruder, winkt wie ein Haus.

Sinkender Abend / von Carl Dallago

Kühl ins Kahlgerank der Reben
tropft des Abends grauer Schein.
Fernher über blaue Schroffen
wächſt ein roter Hauch hinein
wie ein junges warmes Leben.

Bald verglühen Grat und Hügel.
Steiler wird der Lohe Lauf,
trägt die glutdurchwirkten Töne
in des Abends Dämmer auf.
Oben flammt ein Wolkenflügel.

Und es gleitet lind ein Läuten
wie ein Träumen übers Land.
Fahlweiß hebt ſich ein Gemäuer
ab vom dunklen Waldesrand.
Ganz verwittert tut das Läuten.

Klang und Gluten ſind verblaßt.
Raſch begräbt ein froſtiges Dunkel
Hang und Wald und welke Weiten.
Lautlos wächſt ſich ein Gefunkel
hoch, das weder liebt noch haßt.

Einblicke / von Hugo Neugebauer

Carl Dallago zugeeignet

Ich fand einen Wegweiſer, darauf ſtand: Ueber dich ſelbſt hinaus! Ich ſtand und ſtarrte. Da rief eine Stimme: Wachſe! Da ließ ich mein Wachstum gewähren und bin untätig ſeit jener Stunde.

*

Willſt du weiſe werden, ſo lerne das: nicht mehr wollen als du kannſt. Wüßteſt du, wie viel du kannſt, wie willig wäreſt du doch!

*

Erkenne dich ſelbſt, das heißt: Erkenne, daß du nichts erkennen kannſt. Und gib dich zufrieden mit dem Wirken des fraglos Wirkenden in dir. Ergib dich in dich ſelbſt, in dein Werk. Das iſt Weisheit.

*

Alles was gewußt werden kann, iſt es nicht wert, daß man es wiſſe. Und was es wert wäre, das kann man nicht wiſſen. Es iſt aber beſſer ſo. Denn wenn man es wüßte, dann wäre auch es wertlos.

*

Es iſt nicht möglich zu wiſſen, aber es iſt möglich zu glauben. Der Glaube geht den Weg des Werkes, denn es allein iſt das Wertvolle. Ich wirke und glaube, was in mir wirkt, in den Werken aller Natur zu erkennen. Die Freude meiner Ahndung iſt die Freude meines Lebens. Ihr Quell iſt das Wirkende, das Zeugende aller Natur. Alle Freude ſpringt aus dem Zeugen.

*

Ergebung in das Unabwendbare iſt Weisheit. Wolle nichts anderes als was geſchieht, geſchehe was wolle. Das iſt der tiefſte Sinn der Lehre: Segne jene, die dir fluchen.

*

Wir kennen nicht die Wege zum Geiſte, aber der Geiſt kennt die Wege zu uns und wandelt ſie, wann er will. Ganz vergeblich iſt es, ihn zu rufen, denn er gehorcht nur ſich ſelbſt.

*

Wir können nicht mehr als dem Geiſte die Türen offen halten. Alle Sinne ſollen ihm offen ſtehen bei Tag und bei Nacht. Denn von ihm gilt das Wort: Niemand kennt den Tag und die Stunde.

*

Es iſt das Dichten ein wirkliches Empfangen und Zeugen in Einem. Was geſchieden iſt in Mann und Weib, iſt Eins in des Dichters Seele, wenn der Geiſt ſie beſchattet. Dann fühlt er aller Herzen in ſeinem und aller Schickſale auf ſich und über ſich, fühlt er noch einmal das Wunder der Schöpfung in ſich werden.

*

Das Gedicht iſt ein kindlich Eräugnis im Gemüte, keine Handlung des Dichters.

*

Was ihnen einſt der Dichter war, das iſt ihnen heute der Prieſter. Der göttliche Beruf des freien Geiſtes iſt zum erlernbaren Handwerk worden und die Lehre dieſes Handwerks heißt Theologie.

*

Das Wort des Dichters, das einſt zur Tat der Zukunft wurde und zum Denkmal der Vergangenheit, zu eitelm Aufputz wird es heute mißbraucht, wo es überhaupt noch vernommen wird.

*

Alle andern Berufe geben euch nur Teilwirkungen deſſen, der ſie ausübt. Der Dichter gibt ſich ſelbſt, den ganzen Menſchen in ſeinem Werke.

*

Dichter und Denker: Erzeuger und Zergliederer.

*

Ein Dichter, ein Tantalus, der die Kraft des Herzens daran verſchwendet, ſeinen Baum zu pflanzen und ſeinen Brunnen zu graben.

*

Feuer, Erde, Waſſer, Luft: vier Kinder eines Vaters. Sie wirken das Weltwerk in Spiel und Kampf. Und der Vater? Er iſt in ihnen die zeugende Kraft.

*

Das Feuer iſt der reinſte Urſtoff, denn es allein duldet kein Leben in ſich, weil es ſelber das Leben iſt. Alles lebt vom Feuer, aber nichts darin.

*

Die Natur kennt kein Warum? Wozu? Wann? Wo? Wie? Sie kennt nicht einmal ſich ſelbſt. Sie iſt das ewig und unendlich fraglos Wirkende.

*

Natur, die göttliche Künſtlerin, iſt voll Gefühles für ihr Werk. Ihre Freude über das gelungene iſt die Schönheit, ihre Trauer über das mißlungene die Häßlichkeit.

*

Ihr, die ihr euch um Antwort plagt in ſelbſtgeſchaffener Qual, warum fragt ihr? Fraget nicht, wie eure Mutter, die Natur, nicht fragt. Wirket.

*

Die Natur fragt nicht, ſondern wirkt, indem ſie ſich ſelbſt folgt. Erſt der Menſch legt die Frage in die Natur. Dadurch wird die menſchliche Frage göttlich. Auf eine göttliche Frage gibt es keine menſchliche Antwort. Oder doch? Doch. Der Menſch hat die Antwort bereit. Sie iſt darnach, daß der Gott lachen müßte, wenn er gefragt hätte. Aber

er lacht nicht, weil er nicht gefragt und nicht gehört hat, weder lachen noch weinen kann, weil er kein Menſchengott iſt, ſondern der Gott ſeiner ſelbſt.

*

Gott: Die heilige Urflamme, von der wir alle das Licht im Auge haben und die Wärme im Blut. Ihr Werk iſt offenbar, ſie ſelbſt iſt verborgen.

*

Unſichtbar iſt das Sehende, unbegreiflich das Sehen. Dennoch willſt du das Geſicht erkennen? Quelldunkel ſteht es mitten im Meer des Lichtes.

*

Wenn ein Menſchengeiſt den Geiſt Gottes begreifen könnte, wäre das Begriffene kein Gott.

*

Dichter fühlen den Gott in ſich, Denker verſenken ſich in Gott.

*

Das Kind fühlt den Gott in ſeiner Schwäche, der Mann in ſeiner Stärke.

*

Gott willſt du ſchauen? Erſt lerne auf deine eigenen Schultern ſteigen.

*

Gottesgelehrte. Das Unbegreifliche begreifen wollen, dieſer ohnmächtige Wille iſt ihre Weisheit.

*

Trieb und Geiſt: Glut und Licht des dunkeln Gottes. Wo keine Glut, da kein Licht.

*

Welt: Zeug. Und im Zeuge Zeugen als Trieb: Trieb zum Werke, Weltwerke. Die Welt ein Werkzeug. Wozu? Zu ſich ſelbſt.

*

Alles im Leben iſt wunderbar. Das Wunderbarſte aber iſt, daß alles ſo natürlich ſcheint.

*

Lehre mich, wie ſich der Umtrieb des Himmels in Lebenstriebe verwandelt und du wirſt mir das Geheimnis des Lebens enthüllt haben.

*

Leben und Tod. Es iſt ein Hauch, der das Feuer anfacht und es auslöſcht.

*

Die Furcht vor dem Tode iſt der Anfang aller Torheit.

*

Alles Fürchterliche iſt an das Leben gebunden. Es bleibt davon nichts übrig für den Tod. Warum alſo fürchtet ihr den Tod, ihr Toren? — Warum? Weil wir ſterben müſſen! — Das iſt's: Das Sterben iſt das Fürchterliche. Wenn man übers Sterben hinweg in den Tod gelangen könnte! — Aber das Sterben! —

*

Ich kenne nichts Lebens werteres als den Wunſch. Wer mit dem Wunſche zu ſterben lebt, iſt lebendiger als der wunſchlos Lebende.

*

Der Himmel, wo alle Wünſche ſchweigen und ruhen ſollen, eine Hölle wäre er dem, deſſen Himmel der Wunſch iſt.

*

Was iſt der Wunſch denn anders als ein Gebet? Die wahrhaft Frommen ſind die Wunſchſeligen.

*

Freigibig ſein, verſchwenderiſch wie die Natur! — O du ſelbſtmörderiſche Wolluſt des Verſchwendens, wer dich fühlt, der erlebt das Göttliche im Menſchen!

*

Ob dich's dein Herz zu verschenken treibt, oder deinen Samen — wenn es nur rein erglühend geschieht, nur: Nimm mich, nimm mich! — heilig bist du in deiner Art und nach deiner Natur, denn du bringst Freude.

*

O du der Liebe frühste Ahndung! Wunsch ohne Ziel! Erstes Gebet des Herzens! Unerhört und eben darum unendlich!

*

Was ist Menschlichkeit? Was heißt menschlich leben? — Dem inneren Wachstum Raum geben. Alles, was es von außen hemmen könnte, entfernen und fernhalten. Dem Auftrieb die Nahrung gönnen und zuführen, die er verlangt, den Stoff zum Lebenswerke. Nicht nach Zielen und Zwecken fragen, sondern im Auftrieb des Wachstums aufgehn, ergeben im Willen, erleuchtet im Geiste, freudvoll. Denn das ist Freude: Gefühl des inneren Wachstums, des Blühens und Fruchtens im Werke.

*

Oder wie es uns Christus gegeben hat in dem göttlichen Gleichnisse: Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht. Ich sage euch aber, daß auch Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet war als ihrer eine.

(gez. von Max v. Esterle)

Alma Mater
Oenipontana VI

Professor J. Blaas

Das Seitental /
von Hermann von Pfaundler

Das Seitental kennt Wandel nicht und Zeit,
Hat sich die Wälderdecke hochgezogen
Und träumt . . . . .

An seiner Mündung eines Tages bäumt
Aus stolzer Masse hoch ein Brückenbogen
Und lauter noch als tief die Ache schäumt,
Rauscht an der Zug, kreischt auf und ist entflogen.

Vom Speisewagen deuten sie herein:
Ein Seitental! Wie schrecklich muß das sein!
Und einer meint, hier ließe sich was machen,
Die Wasserkräfte, Holz, ein Luftkurort —
Der Schnellzug rast, das Seitental ist fort.

Innsbrucker Kunstschau XVIII

Thomas Riß (Meran): Kollektiv-Ausstellung im Ferdinandeum. Es ist eine für den kläglichen Raum zu große und holperig gehängte Ausstellung. Die Bilder hängen so knapp neben und über einander, daß sie sich gegenseitig belästigen. Manche bringen sich durch brutale Rahmen um bessere Wirkung. Mit scheinbarer vehementer Sorglosigkeit scheinen die Bilder wie ein Haufen anderer Gegenstände hereingeworfen, und farbige Rufe und plastische Schreie kreuzen sich, wie in angstvollen Träumen. Dieser erste Eindruck weicht aber der Ueberlegung, daß Riß zunächst sicher zu ehrlich ist, um seinen Bildern durch irgend welches Arrangement eine Wirkung zu sichern, die ihnen nicht unter allen Umständen innewohnt, und daß es ihm wohl überhaupt unmöglich wäre, einen Ueberblick über sein Gesamtschaffen zu bieten, ohne den Eindruck großer Unruhe hervorzurufen. Jedes einzelne Bild ist voll Eigenlebens, das den Beschauer mit größter Ueberzeugungskraft in seine Stim-

mung zwingt. Dieſe unmittelbare und auf jede ſeeliſche Dispoſition raſch einwirkende Macht verdanken die Bilder ihrer Entſtehungsart. Wohl kein einziges iſt die Frucht langen Kämpfens und Stauens, der inneren Reibungen, die nach vertiefter Einheitlichkeit, nach dem Jenſeits alles „Reizenden“ ſtreben. Es ſind lauter naive und raſche Reaktionen auf einen Natureindruck. Man kann ſich Riß vor der Natur nicht anders vorſtellen, als in ſteter Freude an der ſtofflichen Schönheit und in ſteter, auch für Divergentes offener Bereitſchaft, das Geſehene mit außerordentlicher Intenſität feſtzuhalten. Seine Perſönlichkeit iſt nicht ſo gewaltig, daß ſie der Durchſetzung einer einheitlichen Formidee leben müßte und nur Natureindrücke paſſieren ließe, die dieſem Urdrange entſprechen. Sein Naturell richtet, ſiebt, teilt nicht, es ordnet nicht die Kompliziertheit der Sinneseindrücke durch Geſtaltung, es hat keinen mit ihm geborenen Hemmungsfilter. Es hat keinen Stil, weil es ſich hingibt: Seine Seele wird durch ein Stück Leben berührt, und ſchon gehorcht ſeine Hand in ſtaunenswerter Gewandtheit. Und dieſe Gewandtheit, die keine Schwierigkeiten mehr kennt, leiſtet der Paſſivität wieder Vorſchub: alles gelingt ſo leicht, daß das Gelingen oft den Schöpfer beherrſcht. Sein jetzt ſichtbares Entwicklungsſtadium z. B. zeigt die Verteidigungsnot, in der ſich ſein angeborener plaſtiſcher Sinn gegen die erworbene Farbigkeit (eine Forderung des Tages) befindet. Die Farbe drängt ſich auch dort auf, wo es nur auf Plaſtik ankommt, und erſcheint dann als erzwungene Steigerung, die beim „Einſiedler“ nahe an die übertriebene Deutlichkeit realiſtiſch bemalter Skulpturen ſtreift. Immerhin aber zeigt ſich Riß' Können, ſelbſt wo es nicht gewachſen, ſondern trainiert iſt, als innere Konſequenz. Er iſt der echte, durch und durch ehrliche lyriſche Schilderer, mit einer lieben aufs Erzählende gerichteten Phantaſie und einer tiefen Kenntnis der Oberflächenerſcheinungen der Körper, die man irrtümlich mit Objektivität bezeichnen könnte. Sein Reichtum iſt die glühende Kraft, mit der er die Welt materiell-bürgerlich erlebt und liebt. Seine ſich hingebende Liebe iſt von Natur aus vielſeitig; ihr muß auch ein vielſeitiges Können entſprechen. Sein Bemühen muß ſich alſo darauf richten, das Stoffliche auch durch die Technik zu charakteriſieren, bezw. ſich ſoviel Tech-

niken geläufig zu machen, daß er damit auskommt. Das wäre das Fahrwasser in die Kunsthölle, wenn Riß nicht gerade in dieser Anpassungsfähigkeit aufdecken würde, was er für ein prächtiger, reinlich denkender, gerader und starker Künstler ist. Was in den Händen des Schwindlers zu ausgesprochenem Kitsch würde, macht in den seinen den Eindruck des naiven, aufrichtigen Bekenntnisses, daß er nicht mehr geben will, als er hat, und daß er — müde aller Mühen einen Stil aus sich herauszupressen — sich des Lebens freuen will, indem er gesund und warm Geschautes in sprühender Lebendigkeit wiedergibt. So gewinnt die Persönlichkeit Riß' die Bedeutung eines notwendigen und hervorragenden Gegenparts gegen den stilsuchenden Teil der Tiroler Maler. Während diese eine Periode mit einer neuen Form abzuschließen suchen, bereiten die Wirkungen, die von Riß ausgehen, den Boden für neue Genies. Sie erhalten die Tradition des Könnens, das noch nicht Selbstzweck geworden ist, und verbreiten eine Liebe zum Leben, die erst da sein muß, um seine Entartungsformen hassen zu können.

Benedikt.

Zur Beachtung

Gedichte von Georg Trakl (Innsbruck) sollen in nächster Zeit in einem großen deutschen Verlage erscheinen. Dazu ist aber eine bestimmte Anzahl von Subskribenten nötig. Der Preis des Buches wird 3 *K* betragen. An alle, die diese Sache durch Subskription fördern wollen, ergeht die Bitte, ihre Adresse an die Schriftleitung des „Brenner", Innsbruck-Mühlau 102, zu senden. Zur Erleichterung dieser Absicht ist diesem Hefte eine Postkarte beigelegt, die ausgefüllt als Drucksache befördert wird.

II. Literarischer Abend des „Brenner“

Freitag, 22. November 1912

½8 Uhr abends / Kleiner Stadtsaal / Innsbruck

VORLESUNG

Theodor Däubler

aus eigenen Werken

I.

SCHNEE

(Ein Kapitel Autobiographie)

ODE AN ROM

SANG AN PISA

II.

Aus dem „Nordlicht“:

PAN IST ERWACHT

NACHT

ASTRALER GESANG

Moeller van den Bruck im „Tag“: Wovon das Werk handelt, das ist das ewige Grundproblem aller großen Dichtung, das ist das Prometheus-, Parsival- und Faustproblem der Erlösung. Um sie ringt die Menschheit. Die Idee der Erlösung wandert, als die Idee aller Ideen und die Religion aller Religionen, von Epoche zu Epoche. Völkerweise werden die Kulturen reif, sie auszusprechen. Und in einem Schöpfer steht der Zug der Erlösung dann wohl stille und wird Ausbruch und Ausdruck, Verheißung und Erfüllung zugleich, in einem neuen Symbol. Theodor Däubler, der sonst auch als Mensch zeitlos ist und jenseits steht von Sprachen und Völkern, hat sein Werk in deutscher Sprache geschrieben, weil nur in ihr der Erlösungsgedanke ausdrückbar war.

Prager Tagblatt... „Seine Idee ist eine Botschaft an alle Völker.“

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

PHILISTER

VON

CARL DALLAGO

Preis 80 Heller (70 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

:: NEUERSCHEINUNGEN ::

BRUNO FRANK

DIE SCHATTEN DER DINGE

Gedichte

Preis M. 1.50

HERMANN WAGNER

DAS DUNKLE TOR

Roman

geheftet M. 6.—, geb. M. 7.50

ALBERT LANGEN / MÜNCHEN

AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT. Aufsätze. — Verlag L. Rosner, Wien. — K 7.20

SPRÜCHE UND WIDERSPRÜCHE. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 4.20

DIE CHINESISCHE MAUER. Essays. — Verlag Albert Langen, München. — K. 7.20

HEINE UND DIE FOLGEN. — Verlag Albert Langen, München. — 96 h

PRO DOMO ET MUNDO. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 3.—

NESTROY UND DIE NACHWELT. — Verlag Jahoda & Siegel, Wien. — 80 h

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...

Karl Kraus in der „Fackel“: ... Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand ...

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: ... Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht ...

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. ... Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) ... So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. ..

III. Jahr Heft 4

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Theodor Däubler: Dichtungen aus dem Nordlicht (Der Lenz, Orpheus, Schwabenland, Der Baum, Was?, Der Blinde) / L. E. Tesar: Die Familie und der Mann / Otto Zoff: Das Mirakel des Blutes / Herm. Koch: Markus Durr / Fritz Lampl: Jesus der Auferstandene / Georg Trakl: Abendmuse / Carl Dallago: Politik / Karikaturenfolge 52: Max von Esterle: Maler Andreas Einberger

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. November 1912 Heft 4

Gedichte / von Theodor Däubler*)

(Zu Däublers Vorlesung am 22. November)

Der Lenz

Es wirft der Herr sich in das volle Leben,
Drum Gärtner in mir selber, stehe auf
Und sieh der Dinge Seele sich erheben.

Der Bach beginnt den stillen Pilgerlauf
Und raunt von Riesen mit erhabenen Herzen,
Und Wolken ziehn um ihr Gebet zu Hauf.

Verständnis tiefer Weihe meiner Schmerzen,
Oh, mache mich so schuldlos wie der Wind
Und laß das Unkraut mich am Feld entmerzen.

In vielen, vielen Dingen bin ich blind,
Drum streichelt mich die Lust, mit mir zu sprechen,
Noch bleibe ich ein unerfahrenes Kind.

Ich kämme wohl die Flur mit meinem Rechen.
Ich liebe alles, was der Schöpfer gibt
Und wundere mich ob unserer Gebrechen.

Oh Gott, der alle Erdendinge liebt,
Warum bist Du die Tat und nicht die Frage?
Ich fürchte mich, weil so viel Leid zerstiebt!

---

*) Mit Genehmigung des Verfassers aus der epischen Dichtung „Das Nordlicht“ (Georg Müller Verlag, München) vom Herausgeber für den „Brenner“ ausgewählt.

Der Sohn tritt überall voll Huld zu Tage:
Die Oelbäume bewegt ein leiſer Hauch,
Und die Geſtrüppe blühen ſchon im Hage.

Wie wundervoll iſt doch ein Roſenſtrauch!
Oh Herr, verkläre Dich in meiner Seele,
Oh Frühjahr in mir ſelber, knoſpe auch!

Doch blühe ich, ſo ſchmücken mich Juwele.
Die Seele iſt am ſchönſten friſchbetaut,
Und Jugend kommt auf Ewigkeitsbefehle.

Oh Heiland, Du erſcheinſt uns ſanft und traut.
Die Eſelin trägt Deine Laſt voll Freude,
Und alles Wartende iſt Deine Braut.

Die Berge ſind ein leuchtendes Gebäude,
Ein Tempel voll erſtarrtem Schnee und Eis.
So ziehe hin, daß ſich kein Korn vergeude.

Das Saumtier mag Dich, über Gras und Gneis,
Empor zu jenen klaren Stirnen tragen,
Dort wartet Adam als ein bleicher Greis.

Du magſt die Anſprache an Gletſcher wagen,
Doch bloß der Schnee, als weiblich, iſt bereit,
Mit Dir vereint, ſich ſelber zu entſagen.

Wie viel Du tuſt! und nichts tuſt Du zu leid!

Orpheus

Den Inſelkranz bewachſen kalte Farren.
Der Tauwind weht vom Süden und vom Meere.
Der Regen ſtürzt ſich in die Wintersleere.
Die Farren aber müſſen weiter harren.

Auf einmal ſcheint ein Rauſch den Wind zu narren.
Die Mythe bringt das Lied vom Lichtbegehre:

Sie ſchwimmt im vollen Mittag durch die Quere.
Ja, Tongeſtalten ſiehſt Du rings erſtarren.

Das iſt ein Wundertier mit goldenen Floſſen.
Ein Lied weht ſeinen Sänger hold zum Strande,
Und Farren löſen alle Wurzelbande.

Durchs Lied ſind Liebesblüten voll erſproſſen.
Vertierte Formen drohn vom Pflanzenrande,
Der Sang harrt: ſteil in Bäumen eingegoſſen.

Schwabenland

Der Atem der Natur, der Wind, die Phantaſie der Erde,
Erträumt die Götterwolken, die nach Norden wehn.
Der Wind, die Phantaſie der Erde denkt ſich Nebelpferde,
Und Götter ſehe ich auf jedem Berge ſtehn!

Ich atme auf und Geiſter drängen ſich aus meinem Herzen.
Hinweg, empor! Wer weiß, wo ſich ein Wunſch erkennt!
Ich atme tief: ich ſehne mich, und Weltenbilder merzen
Sich in mein Inneres ein, das ſeinen Gott benennt.

Natur! nur das iſt Freiheit, Weltallliebe ohne Ende!
Das Daſein aber macht ein Opferleben ſchön!
Oh Freinatur, die Zeit geſtalten unſere Werkzeugshände,
Die Welt, die Größe, ſelbſt die Ueberwindungshöhn!

Ein Wald, der blüht, das Holz, das brennend, wie mit Händen,
Wir alle fühlen uns nur durch das Opfer gut. [betet,
Oh Gott, oh Gott, ich Menſch habe alleine mich verſpätet,
Wie oft verhielt ich meine reinſte Innerglut!

Im Tale ſteigt der Rauch, als wie aus einer Opferſchale,
So langſam und faſt heilig, überm Dorf empor.
Ich weiß es wohl, die Menſchen opfern ſelbſt von ihrem
Da eine Gottheit ſich ihr Herdfeuer erkor! [Mahle,

Ich glaube feſt an Gott und an die ewige Gnade!
Jungfrau Marie, auch Dich, oh Mutter, liebt mein Herz.
Du biſt in mir ein Traum und eine Wehmutslade:
Voll Demut lege ich vor Dich die Furcht, den Schmerz.

Jungfrau Marie, der Tau der Aehren iſt Dein Schleier.
Die blonden Felder ſind Dein goldenes Sonnenhaar.
Die Liebe meiner Mutter Deine Weihnachtsfeier,
Und meine Unſchuld, Mutter, iſt Dein Weihaltar.

Jungfrau Marie, ein Mittagsfeld iſt Deine Stirne.
Dein Auge mein Verſtand, der jeden Wunſch durchſchaut.
Die Brauen ſind ein Adler über jedem Firne:
Aus Deinem Mund erlauſche ich den Mutterlaut.

Jungfrau Marie, die Bauern hier im Tal ſind Schwaben.
Aus Deiner Kehle klingt ein Heimatwort ſo wohl.
Der Blütenwald iſt nur die frömmſte unſerer Gaben,
Von Deinem Halsband jedes Dorf ein Karneol.

Jungfrau Marie, der Heimat Schutz ſind Deine Hände.
Dein Herz iſt die Vergebung meiner ſchweren Schuld.
Und Deine Schultern ſind des Juras ſteile Wände,
Denn fern von welſchen Menſchen fühl ich Deine Huld!

Wenn ich im Tal, zerknirſcht, bald für das Uebel büße
Und liebe Gott und meinen Nächſten ſo wie nie,
Jungfrau Marie, dann fühl ich Deine heiligen Füße.
Und grüße Dich: ich liebe Dich, Jungfrau Marie!

*

Das iſt mein Heimatwald. Ich liebe alle Bäume.
Ich kenne dieſe Räume.
Sie wuchten, kuppeln ihr Geheimnis zu.
Sie ſind ja alle, alle, lauter grüne Träume.
Ach, wie gerne ich da ſäume:
Hier lege ich mich einſt zur Ruh.

Ich ſchlummre ein und ruhe gut unterm Hollunder.
Da ſchau ich tauſend Wunder!
Da lieg ich ohne Rock und Schuh.
Mich decken Spitzenfarren zu. Was brauch ich Seiden-
Mein Schlaf iſt ein geſunder. [plunder!
Ein Bächlein ſprudelt mich zur Ruh.

In Frankreichs weiten Auen kannte ich geſcheite Frauen.
Wird ſie mein Auge nochmals ſchauen?
Die eine ſinnt wohl, was ich tu!
Doch die iſt weit von meinem Traum, ich konnt ihr nie
Sie hat ſo dunkle Brauen! [vertrauen:
Nun mache ich die Augen zu.

*

Iſt das die Sonne, ſind es Augen die mich wecken?
Ein Menſch mit rotem Bart und Haaren ſieht mich an.
Ich will ihm meine Rechte gleich entgegen ſtrecken.
Ich ſage ihm: „Grüß Gott!“ Das iſt ein heiliger Mann!

„Willſt Du in meiner Grotte ein paar Wochen wohnen?“
Sagt mir gar ſanft der Menſch im Einſiedlergewand.
„Ich glaube, edler Freund, das würde ſich wohl lohnen!“
Erwidre ich. Und da erfaßt er meine Hand.

„Wir ſind ſchon da, auf hundert Schritte liegt die Klauſe,“
Sagt mir mein Wirt, den ich jetzt ſtill und gut beſchau.
Er iſt ein Rieſe und beſtimmt im Wald zu Hauſe,
Sein Antlitz iſt ſo rauh, ſein Auge himmelblau.

Es trägt mein Rotbart eine dunkelbraune Kutte.
Jetzt bleibt er ſtehn, beſtimmt hat er ſich feſtgeheckt.
Ja, er befreit ſich ſchon aus einer Hagebutte
Und ſagt: „Sieh, wie der Wald mich liebt und neckt!“

„Hier duftet es ſo gut nach allen Waldesharzen,
Und Beeren gibt es“ ſag ich: „wie ichs nirgends ſah!“
Ich ſeh, mein Wirt hat das Geſicht ganz voll von Warzen,
Und viele, viele Fliegenpilze wachſen da.

„Nicht wahr. Wir halten ein paar Tage recht zuſammen!“
Ermuntert mich der Klausner und ich ſage: „Ja!“
Ich ſtaune: Felſen ſeh ich wie erſtarrte Flammen.
Doch hinterm Heckendickicht lodert es beinah.

Da wohnt der Einſiedler: „Ach, das iſt wirklich niedlich,
Da weiden Rehe hinter einem Bohnenzaun.“
„Nicht wahr“, ſagt mir mein Mann, „hier iſt es friedlich!
In dieſer Grottenklauſe hoff ich zu ergraun.“

Da trägt jetzt eine Ebereſche Prachtkorallen!
Wonach? Ja, nach Zyklamen duftet unſere Schlucht:
Bei Gott, nun fühl ich es, da kann es mir gefallen!
„Ein Eichkätzchen, ein Fuchs!“ ruf ich: „Plumps eine Frucht!“

Der Baum

Es ſpielt der Wind mit vielen tauſend naſſen Blättern,
Und alle winken immer wieder anderm Wind,
Und Waldeswalzer höre ich im Schatten ſchmettern.

Auch meine Weiſen ſingen, weil ſie windwild ſind!
Und viele Lieder wimmeln, wie die winzigen Bienen,
Um jeden Trieb, der ſich der Blumungsglut beſinnt.

Der Mut zu werben iſt mir Sterblichſtem erſchienen:
Auf lauter Zweigen taut mein Urerkünden auf,
Und ſeiner will Vernunft, wie Bienen, ſich bedienen.

Es horcht der Wind. Denn um zu horchen harrt ſein Lauf.
Im Baum erlauſcht, als Traumhauch, er ſein lautes Rauſchen.
Drum lauſcht: Es überbrauſen Meere ſich zu Hauf!

Es will, als Baum, die Erde ſich am Baum berauſchen.
Und was im Traum geſchieht, wird auch ein eigener Traum,
Denn Träume können uns ſamt Träumlichem belauſchen!

Verrunzle Dich in mir, Du Traum von meinem Baum!
In meiner Ruhe niſten ſchon die Sehnſuchtslieder,
Singt doch die Stille durch die Wurzeln bis zum Saum.

Die Wurzeln greifen fern in die Ergebung nieder!
Wie iſt die Stille tief! So tief wie ſie entſchlief!
Doch in der Krone gibt der Baum den Norden wieder.

Er folgt dem Wind. Er wird was ihn als Baum berief.
Er ſtürzt die Liebe in die witternden Geſchicke.
Er wirbt um ſich und wirkt als Traum urbaumhaft tief.

Du Baum, ich weiß, wie ich als Dickicht mich beſtricke.
Du biſt von Liebe übervoll, ja liebestoll!
Du liebſt, oh Baum, was ich als Du in mir erblicke.

Und „Du“, nur „Dus“, erlauſch ich, wo ich rufen ſoll.
Das Dunkel aller Ruhe kennt das Du der Dinge!
Drum iſt die Welt ſo holder Wonneworte voll.

Oh Sonne, horche wie ich in der Krone ſinge:
Der hohe Norden ſtrotzt von mordendem Verſtand,
Das Land aber hat Gold für Sternenſchmetterlinge.

Ihr Dünkelwichte, Dinge im Vernunftgewand,
Es wickelt Euer Himmelswink Euch aus den Wicken.
Die Schlingen fallen ab: es nagt der Fragebrand.

Es ſchlagen Wagnisſchlangen auf zu Weltgeſchicken!
Der Urwald leuchtet in das holde Weltenwohl:
Es glaubt der Baum! Und lauter Witterwipfel nicken!

Der Baum umwurzelt ſeiner Ruhe Weſenspol.
Er ſchützt die Neſter, ſchirmt das Schmerzens-Ich der Tiere,
Denn jedes Blatt iſt großer Duldung Erdſymbol.

So wirkt, daß nimmer ſich ein Wirkungswink verliere!
Die Tiere aber ſind ſchon mehr als Wimmerwind.
Sie irren ſich ja nicht. Sie ſchwirren um das Ihre.

Entwirrt Euch ſchier! Das Winzigſte iſt weltgeſinnt!
Und horcht in Eurem Baum aufs Morgen freier Meere.
Du große Sonne, wie genau ein Tag verrinnt!

Der Baum iſt hoch. Er füllt ſchon ſeine Weſensehre.
Und über ihm begeiſtert ſich ein Sternenkind
Und lauſcht der Leidenſchaft der Werdensſchwere.

Wie viele Rehe weinend ſchon gefallen ſind!
Oh Sternenkind, bewahre ihre Seelenträne
Und mache uns im Wandel harmlos und gelind!

Der Weſen Schüchternheit, die ich im Wechſel wähne,
War einſt ein Blatt, ein Tier, das man zu Tod gehetzt:
Und alles Land entflammt als eine Wahnſinnsmähne.

Im Namen der Verzweifelten, Welt, ſei entſetzt!
Birg, Erde, jeden Todesſchrei in Lichtgebeten:
Im Baumes-Namen, ſäume nicht! es glüht das „Jetzt!“

Der Erde Wahnwitz brennt durch Winde, die entwehten.
Er iſt ein Urwald, der ſich flammennackt beſeelt.
Hier ſtirbt man nicht! Die Tiere ſchimmern in Kometen!

In Rieſenſchweifen werden ſie hinausgeſchweelt.
Sie können kalt in alten Nächten plötzlich tagen,
Denn kein Gewiſſen hat den Weg zu ſich verfehlt.

Die Wanderſchaften, die den Menſchen warnend tragen,
Erfüllen alle Nordheiten mit Seelenbrunſt,
Und Tiere wittern aus den jungen Glanznachtſagen.

Zu eigenen Weſenheiten reift die letzte Kunſt.
Die Lebensechtheit kann ſich nur ekſtatiſch faſſen,
Dort überm Weltbrandwahnwitz dämmert ſtumme Gunſt.

Gedanken fangen an, mit kalter Glut zu haſſen.
Der Traum vom Baum verſchlingt ſich in den blauen Raum.
Es ſingen Sternenkinder in den Flammengaſſen

Und niſten ſchuldlos in der Ruhehuld vom Baum.

Was?

Iſt es wirklich wahr,
Ruft in jeder Stimme,
Wenn ſie noch ſo leiſe klingt,
Urſprungslos und wunderbar
Gott in ſeinem Grimme:
Wenn Dir das zu Herzen bringt,
Menſchenkind, ſo glimme!

Was, oh was? ich horche ja!
Horche manchem Leben,
Bin dem Winde immer nah,
Winde mich zum Nichts zurück,
Selbſt mich zu erheben:
Trachte, als von Gott ein Stück,
Frei vor Gott zu beben!

Stürme umarmen mich,
Halſen uns alle und rufen:
„Als mir noch Niemand glich,
Blieb ich ſo ſtill in Dir;
Als wir uns ſchufen,
Wurden wir Wind und Tier
Und mußten verſtufen“.

Böen ereignet Euch!
Höhen vernehmt Eure Höhe!
Dann heule ich Euch nach. Ich der Geiſt.

Dann zerre ich an jedem Geſträuch
Und wehe: wehe wenn ich entflöhe,
Dann würdet Ihr, die Ihr vereiſt,
Nicht wiſſen, daß Ihr zerreißt.

Menſchen, ſo faſſet Euch:
Lauſcht in die ſtürmenden Stimmen:
Helft mir, begreift einen Schrei!
Die Seelen durchfegt ein Gekeuch!
Ihr löſcht nicht das Gottesergrimmen:
Ach, würde ein einziger frei,
So müßten wir klimmen, erglimmen!

Der Wirrwarr verwirbelt nicht mehr.
Wir waren vielleicht nie beiſammen.
Wie ſchwer wird der Geiſt jedem Meer,
Und dem Geiſte die Schöpfung wie leer!
Wir müſſen uns fliehend verdammen,
Jungfräulich doch immer entſtammen:
Zuſammen geht alles urſprünglich einher.

Der Blinde

Wer ſagt es mir, ob ich ſchon lange einſam harre:
Verwalte ich ein Geiſterheer als blinder Greis?
Ich ſehe nichts. Doch ahne ich des Daſeins Starre.

Der Rieſen Lockenhaar iſt weiß. Ganz klares Eis.
Die Fluten jauchzen nicht zu lauten Wunderdingen,
Denn ſtummgefroren wähnen ſie ihr Grundgeheiß.

Die Gluten pruſten nicht aus tauſend Wirkungsringen,
Die Nordlichtlandſchaft überträumt den hehrſten Traum
Und alle Dinge fangen an, ihr Lied zu ſingen.

Die Dinglichkeit iſt tot. Das Wort erfüllt den Raum.
In meinem Weſen höre ich das Weltlicht tönen.
Es wiegt ſich, fliegt und ſiegt des Sternes heller Schaum.

Das Wort kann aus der vollen Mutterwurzel dröhnen.
Es ſingt. Es klingt. Es ſingt ſich ſelbſt. Gebiert die Dichter.
Es wird der Geiſt ſich wieder an das Wort gewöhnen.

Ich bin ein Menſch und fühle alle Glaubenslichter:
Wie gut ſie meine helle Seele unterfluten.
Erſt fiebern ſie. Dann leuchten wir und werden ſchlichter.

Sie können jetzt in mir das Weiheſein vermuten.
Die Sonne hat uns aufgerufen und geboren.
Doch heute ſind wir frei. Die Willenslichter bluten.

Wie iſt die Sonne hold! In uns hat Gold gegoren.
Sie iſt die Herrin! Herren wurden ihre Kinder.
Es iſt der Daſeinszwang zum Geiſterzweck erfroren.

Das Nordlicht iſt der Dinge innerer Ueberwinder.
Die Welt beſteht in ihrer tiefſten Majeſtät.
Ich höre mich und werde witternder und blinder.

Der Urſprung lebt. Hier gibt es nirgends ein „Zuſpät".
Die Gründlichkeit der Welt verſchmäht die Maße,
In denen ſich der Hang zur Dinglichkeit verrät,

Der ganze Himmel glüht: die Welt iſt ſeine Straße.

Die Familie und der Mann / von L. E. Tesar

Da Plato über Mittel nachsann, die athenische Republik von dem ihr drohenden Niedergang zu retten, erkannte er, daß die Familie nicht die Grundlage des Staates bilden dürfe, ja nicht bilden könne. Er verlangte nicht nur die Gemeinschaftlichkeit aller Güter, sondern auch die der Frauen und Kinder. Sein Schluß ist einfach: der Mann, der für die Familie sorgt und seine Kräfte abnützt, verliert sich selbst. Plato will darum aus den Menschen, den Männern zumal, Mönche bilden, um welche die Einsamkeit ist und welche diese Einsamkeit stark macht. Je schärferen Auges, schärferen Hirns und kühneren Willens der Mann, umso unbeirrter müsse er die Wirklichkeit und Wahrheit in seinem Ich, dem Einzigen ihm Eigenen, suchen. Jene, die glücklich sein wollen, die reich sein wollen, die froh sein wollen, brauchen die Gemeinschaft; sie mögen in gesellschaftlichen Zirkeln leben. Die wahrhaft Männlichen werden zu sich nur in der Entsagung kommen. Sie haben kein Gold, doch sie speisen aus Gefäßen, deren Ton die Kultur des Auges und die der Hand geformt hat. Sie haben kein Weib, doch die Schönheit, die sie umfließt, ist ungetrübt von einseitiger animalischer Brunst, deren Befriedigung verdrießlich macht. Ihre Stärke umarmt das All im Ganzen und in jedem seiner Teile, um in allem immer wieder sich, den Asketen, zu finden.

Warum stößt Plato die Künstler aus seiner Stadt? Warum heißt er sie, „das Haupt mit Myrrhen gesalbt und mit wollener, halbgöttlicher Krone umflochten", weiterziehen, als unnütz seiner Gemeinde? Sagte Plato, der Künstler, nicht von sich selbst, daß er einsam seine Straßen wandere, in Träumen, seinen müßigen Geist noch müßiger zu machen? War er erhaben über die „heiligen, wunderbaren, freude-

bringenden Weſen", für welche er in ſeinem Staate keinen Platz hatte? Oder blickte ihnen der Meiſter, der ſeine Kunſt um Sokrates dahingegeben hatte, ſehnſüchtig nach? Jagte ſie fort in der Qual einer abgeriſſenen und nur in Bruchſtücken wiederkehrenden Künſtlerleidenſchaft?

Der Künſtler ſcheint Mönch mehr als der platoniſche Weiſe und der platoniſche Krieger. Die Menge verſteht ihn nicht. Er iſt am einſamſten in den glanzvollſten Feſten, die ihn umflirren. Lionardo entzückte den Hof des ſchwarzen Sforza durch das Spiel auf ſeiner ſilberſaitigen Laute; die Frauen hingen in Sehnſucht den Blick an den großen ſchönen Mann, der im langen roſenroten Seidenmantel durch die Säle ſchritt; die Könige buhlten um die Betrachtung und den Beſitz ſeiner Bilder; doch um Lionardo webte ſtets eine kalte Hülle, welche weder die Liebe der Frauen noch die Gnade der Fürſten ſchmelzen konnte. Er war rätſelhaft und unberechenbar wie der ſchneeverborgene Aetna. Kein Menſch konnte die Buchſtaben leſen, die in den Falten ſeiner Seele geſchrieben waren.

Wies der „Mann" Plato die Künſtler aus ſeiner Republik? Witterte er das Weib, welches in ihrer Pſyche verſteckt iſt? Fürchtete er, daß des Kunſtwerks zerſetzende Gewalt keine Ordnung und keine Erziehung zu bändigen vermögen?

Die Gegenwärtigen lieben Plato oder ſie heucheln wenigſtens die Liebe für ihn. Aber ſie machen ihn zum Prediger beſchwichtigender Sanftmut und unterdrücken ſeine Forderung nach Härte und Willen zum ſtarken Selbſt. Plato eifert nicht gegen den Krieg, er will dieſen. Er nennt die Krieger die „Wächter" des Staates, aus ſilbernem Samen hervorgegangen, während der Same der großen Menge ſchmutziges Eiſen und Erz iſt. Plato zerbricht die Ehe, um den Mann zu befreien. Er will das Weib heben, daß es an den Arbeiten der Männer teilnehmen könne,

doch nicht um dieſe der hyſteriſchen Sexualität des Weibes auszuliefern.

Die moderne Frauenbewegung hat den platoniſchen Satz von der Unmöglichkeit des familienhaften Geſellſchaftsunterbaues aufgenommen. Aber ihr Ehehaß, welcher in ſeinem guten Teil aus der Empörung des Weibes fließt, dem Manne legales Mittel zur Befriedigung phyſiſcher Bedürfniſſe zu ſein, in ſeinem böſen Teil aus dem Neid des Weibes, wegen materieller und ſozialer Umſtände ein ſolches Mittel nicht ſein zu können, iſt die Reaktion unbefriedigten Mutterinſtinktes. Dieſe Frauen erklären das Weib dem Manne nicht mehr gleich berechtigt, ſie ſtellen es über ihn, indem ſie die Aufgabe des Lebens einzig in der Schwängerung des weiblichen Schoßes erfüllt ſehen. Die Mutter erſcheint als die höchſte Lebensmöglichkeit, das Kind wird Götze, der Menſch bloßer Kanal der Natur. Faſt widerſpruchslos dürfen die Frauen auf den ethiſchen Bühnen die Beſchränkung des Jahrhunderts auf den einen Zweck „Kind“ fordern. Die Bekrönung des zu Wollenden verlangen und die Rückſicht auf den zeugenden Willen verſchmähen. Allerdings, jener Ruf nach dem Kinde iſt kein Ruf nach einem Dritten, welches größer wäre, als die es ſchufen, er iſt in Wahrheit der Ruf nach der Puppe. Das Weib, welches ſich durch die Taktloſigkeit des Gatten oder durch die Ungerechtigkeit des Zeitmilieu um ſein Muttergefühl betrogen ſieht, will nicht tatſächlich Mutter werden — es hat keine Luſt zu den erlebten Enttäuſchungen noch den von der wirklichen Mutterſchaft untrennbaren herbſten Schmerz des Verluſtes der reif gewordenen Kinder auf ſich zu nehmen — es will die Mutter ſpielen. Die Puppen, zu denen es die Kinder und Erwachſenen machen will, könnten niemals klüger werden als die Mama.

Das Weib als Hetäre braucht die Feindſchaft gegen Ehe und Familie nicht erſt zu proklamieren; ſie übt ſie praktiſch

aus. Die Gegenwart iſt der Hetäre nicht günſtig, denn dieſe iſt ein Perſönliches. Sie hat zentrifugale Tendenz in ſich, welche die ſozialen Genoſſenſchaften zerreißen könnte. Aber die Gegenwart iſt der Perſönlichkeit Hetäre weit günſtiger als der Perſönlichkeit Mann. Recht und Moral ſind auf die polygame Natur der Hetäre zugeſchnitten und zwingen den polygam veranlagten Mann zur Widernatürlichkeit der Monogamie. Der tägliche Ehebruch des Weibes findet genügend viele Rechtstitel und ſittliche Möglichkeiten, geſellſchaftlich einwandfrei zu beſtehen; dem Mann legt die Geſellſchaft für den Ehebruch moraliſche und materielle Verantwortlichkeit auf. Sie geht ſoweit, von ihm noch dann die Wahrung ſittlicher und finanzieller Rechte der Gattin zu fordern, wenn die Ehe überhaupt nicht mehr exiſtiert, wenn ſie, als eine Täuſchung raſcher Augenblicke, geſchieden werden mußte. Dieſer feminine Akzent des Rechtes und der Moral fällt dem ſtärker ins Ohr, der erkannt hat, daß der polygame Charakter des Weiblichen niemals die ſexuelle Sphäre überſchreitet, der polygame Charakter des Mannes gewöhnlich geiſtiger Natur iſt.

Kein Weib iſt nur Mutter, wie keines nur Hetäre iſt. Gibt es doch kaum einen Mann, der nur männlich, kaum ein Weib, das nur weiblich empfände. Die Grenzen fließen. Ja, jene Geſchöpfe, die auf den Grenzen ſcheinbar ſtreng geſonderter Gebiete ſtehen, ſind die intereſſanteſten.

Der Eheſeindſchaft der emanzipierten Frauen ſteht die des Mannes gegenüber. Nicht jene des bloß körperlich als Mann zu bezeichnenden, welcher im Troß der nach dem Kinde Gierigen und um die Schwängerung Betrogenen läuft, — nein die des Ich-Unbeugſamen. Es mag Männer geben von zentripetaler Veranlagung, denen unter den Weibern die Mütter entſprechen; die wahren Mütter, die Mutter der Gracchen, die Mutter Goethes und die Feuerbachs. Es ſind das die doriſchen Männer, die Männer

der Ritterorden, die in Reih und Glied marſchieren. Stark, aber immer ſich bewußt des Zuſammenhanges mit den anderen, den ihnen an Stärke Gleichen. Es gibt Männer von zentrifugaler Tendenz. Kometen, deren Flug die ſchönſten Sterne des Nachthimmels verlöſcht, wilde Feuerbrände, die Wälder und Steppen nach jahrzehntelangem Friedensſchlummer zu Aſche brennen, bleiche Lichter, die plötzlich auf den nächtlichen Wegen ſtehen und den Wanderer in den Tod locken. Lionardo und Michelangelo gehören ſo gut zu ihnen wie Alkibiades und Hannibal, wie Lenau und Chopin. Den Mann macht zum Feind der Ehe der Durſt nach Freiheit. Sei es der Freiheit des doriſchen Mönches, ſei es der Freiheit des joniſchen Künſtlers. Bekämpft das Weib die Ehe, um den Akt der Begattung zum heiligen höchſten und zwar ſozialen Symbol zu erheben, wünſcht der Mann durch ſeine Gegnerſchaft den Akt auf deſſen Bedeutung als Mittel zu reduzieren. Als unvermeidliches Mittel zur Erhaltung des ſpartaniſchen Männerſtaates, welches Ziel Plato im Auge hatte, oder als Mittel der Anregung ſeiner künſtleriſchen Neugier.

Die Gegenwart iſt ſtark geſchlechtlich betont. Es ſchleicht durch ſie der Duft und Rauſch des weichen langen Haares und beugt die Nacken auch der ſtolzeſten Männer unter die ſüße Laſt des Frauenfußes. Die Zeit hat die Wolluſt des Endes. Dem feminin niedertaumelnden Athen ſetzte Plato das Ideal des doriſchen Asketenſtaates entgegen. „Zerreißt die Familienbande. Beſinnt euch auf euch ſelbſt“. Plato, der dionyſiſche Künſtler, wollte nicht die Lieblichkeit des Frauenleibes zerſtören; doch er wünſchte, daß der Mann von ſeinen Gelenken die Ketten ſtreife, die, aus den Haaren der Frauen geflochten, deren freies Spiel verhindern.

Das Mirakel des Blutes /

von Otto Zoff

In jenem Tage des Jahres 1500, da in Perugia das erlauchte Haus der Baglionen einer ſchändlichen Verſchwörung beinah bis auf den letzten Mann zum Opfer fiel, fühlte auch Grifonetto die Stunde gekommen, ſich an ſeinem gehaßteſten Feind zu rächen. Es war noch früh an der Zeit, als er aus ſeinem Hauſe trat, und eine ungewohnte Kühle ſtrömte ihn an, die aber ſeinen glühenden Haß nicht dämpfen konnte. Vielmehr ſchüttelte er nun die letzte Trägheit von ſich. Raſchen Schrittes ſtrich er längs der Häuſer hin, die noch mit Maizweigen und grünem Efeu behängt waren, weil ja alle Feſtlichkeit durch das Entſetzen ein zu plötzliches Ende gefunden hatte. Dieſe Reſte eines jubelnden Ueberſchwanges erinnerten Grifonetto nur aufs neue der Untreue ſeiner Madonna Zenobia und daß es dieſer Knabe Vittorio ſein müſſe, dieſes fratzenhafte Lammsgeſicht, der ſie ihm genommen. Wie ihm nur dieſer Name Vittorio durch das Herz zuckte, ſchlug ihm ſchon das Blut in den Schläfen und er ſah alles dunkel vor ſich hinſchwimmen. Wie er wieder zu Beſinnung kam, bemerkte er mit einem Grinſen, daß ſeine Hand im gleichen Augenblick, gleichſam ſchon gewohnheitsmäßig, zum Dolch gelangt hatte.

Die Straßen belebten ſich nach und nach. Ueberall fanden ſich Gruppen ſcheu zuſammen, man ſorgte, ein leiſes Reden zu führen, und fürchtete von jedem Vorüberkommenden Verrat oder Botſchaft eines neuen Mordes. Bei Santa Croce ſtellten die Fleiſchhauer wieder ihre Buden auf, die man des Hochzeitszuges wegen niedergeriſſen hatte, und es gab ein großes Getöſe von niederfallenden Hämmern, vom Gepolter des Holzes und von den vielerlei Zurufen der Arbeitenden. Grifonetto mußte laut auflachen, da er an die

jähe Wendung der Dinge dachte. Aber wie er ſchon weiter wollte (denn es hielt ihn nirgends, und ſeine Unruhe wuchs von Minute zu Minute), ſah er Vittorio gerade in eine Seitengaſſe einbiegen. Mit einem Mal wurde er völlig ruhig. Wie er dieſen ahnungsloſen ſchlanken Jüngling vor ſich hingehn ſah, mit dieſem leiſen, ein wenig ſich gefallenden Wiegen des Oberkörpers, das er ſo gut — oh viel zu gut — an ihm kannte, war es ihm nur, als hätte er ein Geſchäft zu beſorgen, dem der Erfolg ſicher ſein mußte. Er folgte, ohne ihn aus den Augen zu laſſen. Und als Vittorio abermals in eine Nebengaſſe einbog, die ganz eng und noch tief im Schatten hinführte, beſchleunigte er ſeinen Gang. Der Schritt des Vorangehenden ſchlug nun ſcharf an ſein Ohr. Und wie nun Vittorio eine kleine Bewegung machte, als wollte er ſich umwenden, war er ihm ſchon zu nahe, als daß er die Wallung ſeines Blutes noch länger hätte bändigen können. Er ſtürzte ſchnell vor und ſchrie „Vittorio“, und hatte ihm ſchon den Dolch über die Schulter hinweg in die Bruſt geſtoßen. Wie nun der Getroffene hinfiel, ohne Regung, ohne einen letzten Aufruf ſeines jäh ſich verdunkelnden Lebens, wie er einfach hinfiel, kein Seiender mehr, nur mehr Gegenſtand, nur mehr ein Gewicht ohne Sinn, ergriff Griſonetto die Raſerei des Triumphes. Er ſtürzte über den Toten hin, riß ihm das Gewand auf, riß den Dolch aus dem noch warmen Leib und zwängte ſeine Hand in die Wunde, daß ihm das Blut bis ins Geſicht ſpritzte. Dann riß er das Herz heraus und biß gierig hinein. Und warf es fort.

Schon eilte er weiter. Es galt nun, Madonna Zenobia die Botſchaft zu überbringen. Er bemerkte nicht, daß man überall von ihm zurückwich. Und erſt, als jählings eine Frau vor ihm zurücktaumelte, ganz nah vor ſeinem Geſicht mit einem gellenden Aufſchrei des Entſetzens, fand er ſich wieder. Er hielt ſtill und ſchaute, mit blöden Augen, um

ſich und da ſah er dieſe Frau noch immer daſtehen, mit zerriſſenen Augen, und dort noch eine und dort noch Männer und Kinder und alle blickten ſie ängſtlich zu ihm hinüber. Er ſchaute betroffen an ſich nieder und bemerkte ſeine blutigen Hände und in der linken Hand hielt er noch den Dolch. Er erſchrak. Aber man trat nicht an ihn heran, in dieſen Tagen war jedes Geſetz und jede Erinnerung daran verloren gegangen. Das bemerkte er mit Genugtuung; und wie er ſich nochmals umſchaute, fand er ſich auf dem Platze von San Lorenzo. Nun lächelte er und ſchritt ſchnell auf den Brunnen zu, wuſch ſich die Hände von Blut rein und wiſchte es auch von den Aermeln und vom Mantel fort. Jetzt erſt bemerkte er, daß ihm ein fremder Geſchmack auf der Zunge geblieben war, und wie er ſich zum Waſſerſpiegel neigte, erblickte er um ſeinen Mund einen Streifen Blutes. Während er, niedergebeugt, ihn wegwuſch, erinnerte er ſich mit einem verklärten Aufleuchten des ganzen Geſichtes, daß er ja in das Herz ſeines Feindes gebiſſen hatte: als hätte es aus dem Tod in einen noch tieferen fallen müſſen.

Und wie er ſich wieder aufrichtete und weiterſchritt, dem Hauſe der Zenobia zu, und wie ihm die Leute mit zuſammengeſteckten Geſichtern nachſtierten, war ſein Schritt leicht, als wäre alles Schwere des Körpers von ihm weggeſchwunden. Er ſelbſt freute ſich über dieſe wollüſtige Friſche, die ſeinem Blut kühl tat, und es kam ihm vor, als müßte es ihm auch ſchön anſtehen, den Oberkörper galant zu wiegen, wie es Vittorio ſo trefflich verſtanden. Mit einem Mal glaubte er, er ſpaziere wirklich ſo knabenhaft geckiſch dahin wie dieſer. Aber er lachte ſich natürlich aus. Seine Laune war hochgeſtiegen. Und als er die treuloſe Schöne ſchon von der Weite erblickte, wie ſie mit einer nachläſſig müden Weichheit in der Haltung aus dem Fenſter ſchaute, ſprang ihm der Triumph alſo in die Kehle, daß er nach Atem ringen mußte. Sie war bis zum Hals in ſtrahlende gelbe

Seide gekleidet und lange Schnüre von Perlen schlugen sich vielfach um ihre Brust, lagen in ihrem Haar, fielen ihr in den Nacken hinab. Sie war schöner denn je, Grisonetto bemerkte, wie sie bei seinem Anblick erschrak, worauf er nur ein breites Grinsen fand. Und vor ihrem Haus stehen bleibend, rief er ihr, die Arme in die Lenden aufgestützt, seine Tat hinauf. Aber wie sehr erstaunte er, als sie keineswegs von seinen Worten getroffen schien. Vielmehr blieb sie bei dieser Schreckensnachricht ganz ruhig, ja, nach einer Weile, umzog ihr Antlitz ein Lächeln, das ihn so wundersam berauschte, daß er kein Wort mehr hervorbrachte. Nun bat sie ihn mit aller Liebe, er möge sie doch besuchen, und er gehorchte, zwischen Erstaunen und Neugierde schwankend. Wie er in die Tür des Saales trat, schritt sie ihm entgegen, mit diesem weichen, verschwommenen Gang, um den die Seide rauschte. Ihr Blick glänzte feucht. Und als er es ihr nochmals verkündete, daß er den Vittorio, mit dem sie ihn betrogen, umgebracht hatte (weil er dachte, sie könnte ihn vielleicht nicht richtig verstanden haben), fiel sie ihm in die Arme. Sie verstünde es nicht, daß sie ihm jemals hatte Untreue bezeugen können, er wäre viel schöner, als Vittorio es je gewesen, nur Verblendung hätte ihre Augen schlagen können. Und wieder von ihm zurückweichend, schlug sie die Hände zusammen und betrachtete ihn mit trunkenen Blicken. Und rief: „Vittorio war jung, aber du bist viel jünger! Vittorio war süß, aber du bist viel süßer!“ Und wieder stürzte sie ihm zu, warf sich aufjubelnd an seinen Hals, und ihren Mund nach seinem Gesicht drängend, bedeckte sie es mit zahllosen heißen Küssen.

Zuerst schien es Grisonetto, dies alles geschehe in einem Traum. Sie hatte ihn in früheren Tagen allzu oft einen Plumpen, Alternden, Langweiligen gescholten, als daß er sich jetzt nicht daran erinnert hätte. Er konnte sich doch nicht verändert haben. Da müßte (und er lachte laut auf

über dieſen Spaß) das Blut des Feindes, das er heute getrunken, in ihm weiterleben. Und er riß Zenobia an ſich, immer wilder lechzend. Sie ächzte, ſich an ihn drängend, gierig auf, mit weit zurückgedrängtem Geſicht; und ihre Zähne ſchimmerten. Aber wie er ſich nun dieſem Geſicht nachbeugte, wußte er mit einem Mal, daß ihn nur mehr die eitle Luſt nach dieſem Weibe dränge, keine Liebe mehr. Während er ſie mit beiden Armen aufhob und zum Bett trug, brach inmitten aller Leidenſchaft Haß auf. Er wußte, daß er ſich auch an ihr rächen müßte. Und wie ſie dann vor ihm lag, ein leiſer Körper in der ſchweren Goldſeide, zog irgendwo, irgendwo in einer unermeßlichen Ferne, die Ahnung ſeiner zertretenen Liebe vorbei. Da er ſich über die Verlangende warf, war es ſchon wieder vergeſſen und nur dieſe enorme Wucht von Luſt ſchlug, wie mit rauſchenden Flügeln, über ihn zuſammen.

Als er ſich ihren Armen entrang, fiel er zurück und lag atemlos. Sie beugte ſich über ihn, legte ihren Mund auf den ſeinen. Da fühlte er, mit einem jähen Aufſchlag des Herzens, die Stunde der Vergeltung in ſeiner Hand. Er griff nach dem Seſſel, wo ſeine Kleider lagen, und hielt mit einem Mal den Dolch über ſie hin. Sie lachte über den Spaß. Aber wie er nun den Dolch niederſtieß, ſteil in ihre Bruſt, fand ihr Geſicht noch zu einer gräßlichen Verzerrung des Entſetzens, fand ihr Mund noch zu einem letzten Schrei, der ſchnell wieder in der Kälte des großen Raumes zerbrach. Dann fiel ſie zurück. Griſonetto beugte ſich trunken über ſie hin, und während dieſes Leben ſich noch in das Sterben hinſtreckte, hatte er, geführt von einem ihn dunkel mahnenden Bild, ſchon ihre Wunde mit beiden Händen aufgeriſſen, das Herz dem Leib geraubt und hielt es nun, für Augenblicke, vor ſich hin. Dann, mit einem ſchnellen Ruck, biß er hinein und ſpürte, ſüß berauſcht, dieſes fremde, frauliche, heiße Blut in ſeine Kehle ſpringen.

Dann aber richtete er ſich haſtig auf, kleidete ſich an, wuſch Hände und Geſicht und verließ, noch einen letzten, doch wenig gerührten Blick auf die Tote werfend, das Zimmer. Wie er die Stiegen hinabſchritt, ſchien es ihm, als ob er ſehr ermüdet wäre. Er fand es merkwürdig: denn erſt wenige Stunden des Tages waren vergangen. Die Gaſſe zurückwandelnd, konnte er ſich, trotz allem, dieſes Gefühles nicht mehr erwehren: als wäre ſein Leib in eine große Weichheit aufgelöſt. Das erinnerte ihn an Zenobia: auch ſie war weich und müd einhergegangen. Dieſer neuerliche Spaß gefiel ihm, er ſchlug eine unbändige Lache auf. Aber immerhin: er verlangſamte ſeinen Gang. Er machte ganz kleine frauliche Schritte. Der Mittag war in der Stadt, die Hitze ſtrahlte von den weißgetünchten Faſſaden. Nur wenig Volk zog dahin. Auf San Lorenzo hockten die Arbeiter unter der Loggia, im Schatten, und ſchliefen, gegen das Haus gelehnt. Griſonetto hätte ſich am liebſten bei ihnen niedergelaſſen; ihm ſchien die Hitze unerträglich. Ihn ärgerte ſeine Trägheit, die er unerklärlich fand. Da hörte er Pferdegetrampel hinter dem Rücken. Wie er ſich umdrehte, war es Baldaſſare Scipione, der, in voller Rüſtung, hoch und leuchtend, auf ſeinem Schimmelhengſt einherritt. Dieſer Baldaſſare, ein Schlachtenheld, kam nicht oft in die Heimatſtadt, ſich von ſeinen Abenteuern auszuruhen. Auch erzählte man von ihm, daß er den Weibern durchaus abgeneigt ſei und für ſeine Liebesſtunden ſich lieber mädchenhafte Knaben werbe. Griſonetto bog (er hätte nachher nicht ſagen können: warum) mit einer gewiſſen Eile in eine Nebengaſſe. Da fühlte er, ohne ſich umzudrehen, daß der Baldaſſare ſich auf ſeinem Sattelſitz nach ihm wandte und ſeine Geſtalt mit den Blicken umfing. Unter dieſen Blicken ſtieg Griſonetto das Blut ins Geſicht und er erglühte wie ein Mädchen am ganzen Leib, mit einem vollends ohnmächtigen Willen.

Markus Durr / von Hermann Koch

Kurz nach Mitternacht ging Durrs Lampe aus. E. A. P.'s „Heureka“ lag aufgeſchlagen auf dem Tiſche. — Er hatte gar nicht mehr geleſen. Ein Wort, das da und dort in das Bewußtſein drang, dirigierte nur wenig die Denkrichtung.

Lange konnte das Siechtum der Flamme nicht mehr dauern . . .

Er ſaugte und zerkaute einen Gedanken: Vinci und Poe waren eins. Unſägliche Klarheit! Leonardo da Vinci — Geſtern hatte er Johann geſchrieben: „Man hebt ſich widerrechtlich auf das Niveau eines Großen und nennt dies — Verehrung“. — Alſo da Vinci war die Jugendform des Vinci-Poe. Es war nur ein Einziger. Raſſen gibt es keine — oder war Leonardo der Germane und Poe der Romane?

Einſt hetzte Vinci-Poe wie wahnſinnig der Wahrheit nach, dem Wiſſen — und dann wurde er müde: Heureka! Spekulation iſt alles, alles. Nur das, was er denkt, iſt Wahrheit, nichts anderes. Wahrheit, die ſich mit den Hilfsmitteln verändert, iſt keine Wahrheit. Flog er nicht mit einem Ballon aus Zeitungspapier zum Monde? Und in ſeiner Jugend baute er Maſchine um Maſchine und flog nicht.

Immer war er ein Anachronismus. Und Vinci-Poe liebte Narcotica. „Dieſes Tier trinkt!“ Sie warfen ihn in den Kot und die Kommerziellen etablierten ſich mit ſeinen Abfallsprodukten. Die anderen ſagten: „Ein ganz eigenartiges Genie, er überragt alle, Edgar Allan Poe, ſelbſt Georg Ochſenfroſch.“

Die Flamme war geſtorben.

Ganz wie vor langer Zeit ſtieg der Gedanke auf: Warum ſollte ich durch mein Wollen zum Größten aller Menſchen werden . . . Er ging zu Bett. Wie konnte eine Hypertrophie zum Ziele und zur Sehnſucht werden! Was iſt Größe, Ihr

Infuſorien? . . Doch auf keinen Fall ſo bleiben. Er erinnerte ſich vor kurzem ein paar Zeichnungen im Zimmer aufgeſtellt zu haben. Ihm war alles grauenhaft komiſch — alles ſo fremd. Dies alles ſollte er gemacht haben! Er ſah ſie lange an und da fühlte er, daß da hinter jedem Bilde einer ſaß. Dort und hier. Goya, Beardsley, Odilon Redon, Kubin. Keiner ſprach etwas, aber alle bewegten in gleichem Rhythmus den Mund: „Markus Durr, Markus Durr, du exiſtierſt nicht, exiſtierſt nicht . . .“

Er wütete, wenn ein Kritiker ſagte, er habe ſich „angelehnt“. Dieſe Wut war begreiflich, ſeine erſte Leiſtung, er war damals vierzehn, war ein Plagiat.

Er lag einige Minuten ganz ohne Gedanken, dann kamen dieſe in Maſſenzügen.

Ganz einfach: dieſe Größengedanken wollte er projizieren. Er war von tauſend Geſtalten und tauſend Möglichkeiten umgeben.

So:

Von der Erde ſah man deutlich ein Segment. Er ſelbſt war mit ſeiner Sehnſucht allein. Er ſtreckte die Arme nach den Sternen aus und bekam ſie. Er war ganz klein, ſeine Arme dehnten ſich, es waren zwei Fäden, die ſich von dem winzigen Körper in den Himmel zogen. Er bekam etwas zu faſſen. Aha, der Schweif eines Kometen. Er hatte Angſt, der könnte reißen und die Ekliptik ſchien ihm ſicherer. Unmengen von Menſchlein ſahen zu. Sie waren, als hätte Callot ſie gezeichnet. Und er war wirklich über den Menſchen, er bemerkte erſt jetzt, daß dieſe langen Arme aus Kautſchuk waren, bald war er auf dem Niveau der Menſchen, bald hoch über ihnen — — So oft er oben war, kitzelten ihn angenehm die Haare der Jungfrau. Sie glänzte kreidig wie der Mond und die Spica ſaß gerade auf dem Nabel. Manchmal ſchnappte ſie mit den Lippen nach ihm. Stefanie —

Er fuhr auf. Das Zimmer war ſchwarz, nur die Fenſter hoben ſich als viereckige Lichtflächen ab.

Er wollte einſchlafen. . . . . den Himmel wollte er weiß machen, den Mond, die Sterne als ſchwebende Körper . . . Er wollte ja nicht denken, bloß ſchlafen. Ganz hell, weit, weit die Sonne . . . .

Er warf ſich herum. Drei Minuten lang dachte er nicht. Da hörte er wie jemand zu ihm ſprach — er war wach und träumte ſchon. Das nannte Prof. Sigmund Freud . . .

Aaah! Er begann jetzt zu zählen. Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht, neun, zehn, eins, zwei, drei, er muß ſo lange zählen, bis er ſchläft. Eins, zwei, drei . . Er war müde, es konnte nicht mehr lange dauern, jetzt, — er zählte ja gar nicht — eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs . . Langſam wird ſich das Bewußtſein auflöſen, er wird nichts wiſſen, nichts fühlen. Das wollte er ja nicht. Und er war wieder ganz wach. — — Am Morgen dachte er, daß ein marasmatiſcher Greis Aehnliches denken müſſe.

Wenn nicht, auch gut. Er ſtand auf, ſetzte ſich zum Tiſche. Nicht lange und ſein Kopf fiel vornüber. Da ging er wieder ins Bett. Ganz regungslos lag er da, aber ſchlief nicht. Sein Kopf war irgendwo in einer Grube, tief unten, tief . . . Er fühlte Schmerzen im Nacken. Ueber das Pflaſter polterte ein zeitlicher Wagen. Schon früh! Er ſtand wieder auf und ſah auf die Straße hinab. Es war finſter, vielmehr eine ganz eigenartige, froſtige Miſchung von Hell und Dunkel füllte die Straße. Gegenüber ſtand eine übernächtige Laterne und warf große Schattenringe auf das Pflaſter. Ihm war, als wäre er auf dem Monde, dort ſchwebte die Erde . . .

Er war auf irgend eine Weiſe wieder ins Bett gekommen und ſchlief. Knapp vor Morgen kam er nochmals auf, ſchlief aber dann in den Vormittag hinein.

Die Sonne weckte ihn.

Er war auf und trank Tee. Auf dem Tiſche lagen noch die Bücher. Poe, das Traktat von der Malerei ... Er ſchob ſie in den Kaſten. Eine ſchlafloſe Nacht alſo und dieſe hatte ihm das Projekt eines Bildes bereitet, das, wie er jetzt fand, gar nichts war, gar nichts. Er lachte, nahm ein Blatt und verſuchte zu ſkizzieren. Es kam aber nichts heraus, er konnte ſich überhaupt nicht mehr recht erinnern. Er fuhr nervös mit dem Stift herum, kratzte einige Larven hin, bohrte gedankenlos Löcher hinein, dann knüllte er das Papier wütend zuſammen und warf es in den Ofen. — Er machte ein paar Striche auf eine unfertige Platte, die ob glänzend oder mittelmäßig vom Publikum und Ihren Schutzgöttern nach der Geburt ignoriert werden wird.

Von unten herauf ertönte jetzt das gewohnte Halooh der Schuljungen, was ging denn ihn die Zeit an! Wie die Kinder rannten! Man begreift, daß die Menſchen dieſe Zeit, in der ſie nicht zu denken brauchten, als die glücklichſte ihres Lebens preiſen: Selige Kinderzeit ... Die Straße ſah gar nicht mehr nach dem Monde aus.

Wenn er jetzt, irgendwie und aus Langeweile verſuchen würde zu ergründen, wie man ſich ohne Kopf fühlt, würden ſie alle der Meinung ſein, daß ſie das was anginge —: „Der dreiundzwanzigjährige Zeichner Markus D. wurde heute mit durchſchnittener Kehle tot aufgefunden. Eine momentane Geiſtesſtörung ...“

— — — — Er begann ſich in die Geſchehniſſe eines Romanes zu vertiefen.

Eine Viertelſtunde ſpäter rief der Portier ihn zum Telephon.

„Ja, ja, Herr Maier, die Illuſtrationen zum Lukian nähern ſich dem Ende. Ja, ja, ja, ja.“

*

Am Nachmittage, als er die Tür hinter ſich geſchloſſen hatte, er wollte hinab in die Praterauen, erſchien ſie. Ein-

ſach: ſie. In den Gedanken nannte er ſie nie anders. Und ſie fuhr mit.

Es war Oktober, windig, der Himmel fleckig-grau aquarelliert. Sie ſtiegen in einen Tramwaywagen und ſchwiegen.

Plötzlich fragte ſie ihn, was ihn zum Lachen reize. Er hatte doch gar nicht gelacht. Er ſah ſie an: ſie ſchien guter Laune. — Sie war gut gekleidet, man merkte nie, daß ſie ſich antimodern trug. Er vermutete, daß ſie viel Geld beſaß.

Begonnen hatte es ſo: Er war ihr vorgeſtellt worden. Irgendwo. Er ſprach nicht gerne, da es aber nicht anging zu ſchweigen, begann er tollkühn die Unterhaltung. Aber mitten darin brach er ab und ſah ſie mit wunſchvoll erweiterten Augen an, ſie lachte und ſagte „Ja.“

Mit unbedingter Ehrlichkeit ging es weiter. Er ſagte ihr, er könne nicht anders, ſie tat mit Freude mit: Endlich etwas Neues! Sie hieß, glaubt er, Stefanie. Man rief ſie aber Steffi. Er kürzte noch weiter und ſagte: Fi! Selten zog er das i in die Länge.

War er bei ſehr elender Stimmung, nannte er ſie einfach: Apendix einer Vertiefung. — Der Verkehr war ganz phraſenlos. Durr machte es Spaß ihn ehrlich zu finden, und ſie faßte ihn als Experiment zum Beweiſe ihrer Akkomodationsfähigkeit auf.

Sie war ganz ehrlich. Wollte ſie etwas, dann ſagte ſie: „Durr, ich bin libidinös.“ Das war ſie häufig. Als er einmal nicht mitſpielen wollte, frug ſie, ob ſie zu Fritz gehen müßte. Durr lächelte und ſie ging, doch nicht zu Fritz . . . . .

Jetzt mußten ſie ausſteigen.

Sie gingen über den Donaukanal und dann den dunkeln Herbſtbäumen zu. Ueberall war Feuchtigkeit, waren Tümpel.

„Warum kamſt Du?“ Fi hob die Achſel, Durr ſagte: „Gut.“ Sie wich ſorgſam den Lacken aus, er ſtieg hinein. —

Sie ſprachen Gleichgiltiges. Er mußte ihre Fragen nach dem Stande diverſer Arbeiten beantworten, bis der Wind ihnen das Sprechen verbot. — Neben ihnen zog ſich ein langer Teich hin, den der Wind zackte. Dunkel, ſcharf umriſſen ſtachen ein paar hohe Bäume in den wolkenblauen Himmel.

„Wie kommt es, daß Du der Einzige biſt, von dem ich Wiedergaben dieſer Praterſtimmung kenne?“

„Nein, Waldmüller, die Tina Blau . . .“

„Du kennſt mein Vorurteil Frauen gegenüber.“

Ja, das kannte er, wußte auch, was kommen mußte.

„Ueberhaupt, groß iſt bloß die Käthe Kollwitz, die iſt doch aber durchaus viril, nicht? Weininger . . .“

Durr lachte, ſah ſie an und ſie mißverſtand ihn.

Lachend: „Du doch wiſſen, daß ich das nicht bin . . .“

Er wußte, daß ſie das Mißverſtehen ſimulierte. Sie karikierte das Verhältnis. Sie brachte ihn dazu, daß er ihr gegenüber von ihr nur das Schlechteſte ſprach. Wollte er ins Allgemeine flüchten, zitierte ſie Möbius und Weininger . . . Wie bereute er ſeine Extravaganz. Das war eine Satire. Und da mußte er mitagieren. Modiö! Und ſie lächelte die ganze Zeit mit ſpottenden Mundwinkeln.

Vor ihnen lag wie ein Pfeil die große Allee. Ein einſamer Wagen fuhr vorbei. — Drüben lag ein verweſendes Waſſer und einige ſtachelige Sträucher rochen dazu. Die Binſen waren in nervöſer Bewegung. Was ſo ſchnarrte, waren Raben.

Sie gingen geradeaus, durch Meere von Schilf . . . . Dſchungel in Oktoberſtimmung.

Weshalb ſprach ſie nicht, das ſah ja aus, als wäre ſie in Naturgenuß verſunken.

Da erzählte Durr von Virginia Clemm.

Es wurde finſter, der Wind noch heftiger.

Lady Ligeia!

Ganz wie zufällig hatte sie seine Hand genommen. Und dann begann der Himmel zu tropfen. — — —

Sie standen wieder auf der Plattform eines Straßenbahnwagens. Es regnete nur leicht und der Wind umarmte sie. Immer dieses Metallsignal! Auf dem Pflaster floß Licht, rotes und gelbes ....

Menschen zu beiden Seiten, Schirme und Hüte.

Sie ging mit in Durrs Wohnung. Sie zündete Licht an, hantierte und währenddessen sprach sie zu Durr, der wort- und gedankenlos dasaß.

„Was hast du, du bist bleich!"

Wollte sie zeigen, daß sie uneigennützig war, sie verließ ihn — und drückte nur seine Hand.

Jesus der Auferstandene / von Fritz Lampl

Kniee nieder, süße Magdalena,
Küsse meinen Mantel, der voll Staub ist:
Staub liegt auf dem Berge Golgatha.

Viele werden meine Straße wandern,
Viele werden köstliche Leiden tragen
Und auf ihren Schultern wird mein Schmerz sein.

Ihre Kreuze stehn auf allen Bergen,
Doch ihr Blut ist nur in meinem Blute
Und ihr Wort hat Kraft von meinem Wort!

Kniee nieder, süße Magdalena,
Weine nicht, ich bin noch nie gestorben! —
Küsse meinen Mantel, der voll Staub ist,
Magdalena.

Abendmuſe / von Georg Trakl

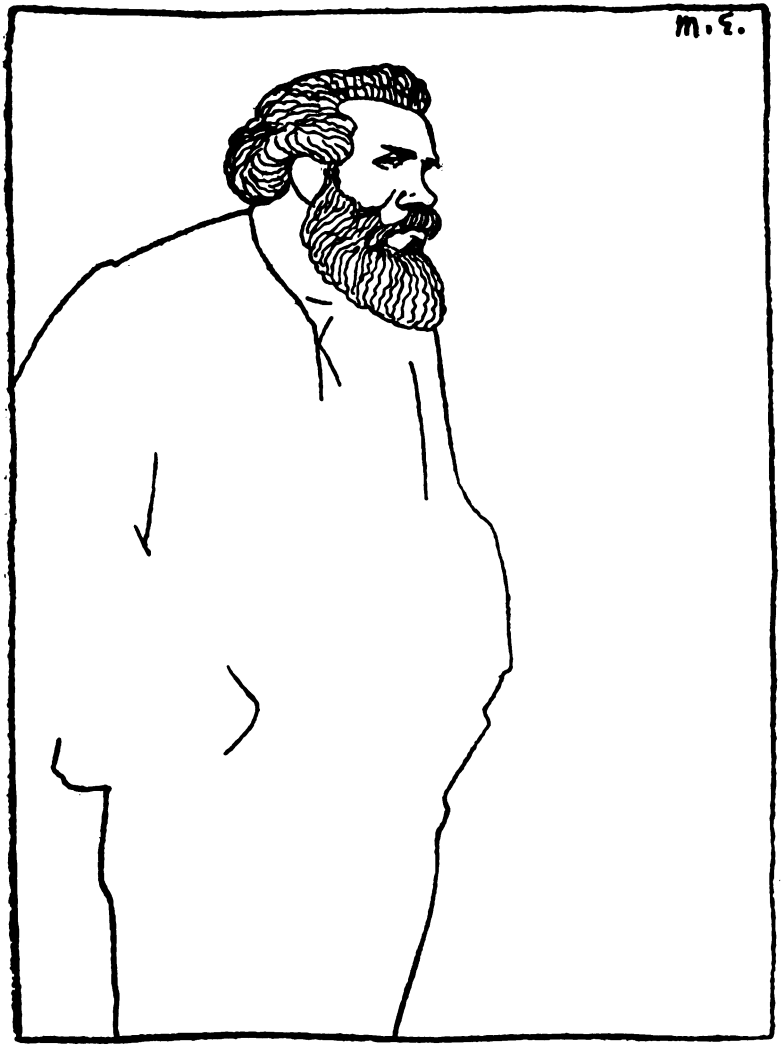
Ans Blumenfenſter wieder kehrt des Kirchturms Schatten
Und Goldnes. Die heiße Stirn verglüht in Ruh und Schweigen.
Ein Brunnen fällt im Dunkel von Kaſtanienzweigen —
Da fühlſt du: es iſt gut! in ſchmerzlichem Ermatten.

Der Markt iſt leer von Sommerfrüchten und Gewinden.
Einträchtig ſtimmt der Tore ſchwärzliches Gepränge.
In einem Garten tönen ſanften Spieles Klänge,
Wo Freunde nach dem Mahle ſich zuſammenfinden.

Des weißen Magiers Märchen lauſcht die Seele gerne.
Rund ſauſt das Korn, das Mäher nachmittags geſchnitten.
Geduldig ſchweigt das harte Leben in den Hütten;
Der Kühe linden Schlaf beſcheint die Stallaterne.

Von Lüften trunken ſinken balde ein die Lider
Und öffnen leiſe ſich zu fremden Sternenzeichen.
Endymion taucht aus dem Dunkel alter Eichen
Und beugt ſich über trauervolle Waſſer nieder.

(gez. von Max v. Esterle)



Maler Andreas Einberger

Politik / von Carl Dallago

Schon der Name wirkt auf mich wie etwas Unsauberes. Wenn ich, im Walde liegend, vor mich hin sinne — umstanden von stillen Bäumen, Glokkenklänge aus der Ferne hereinsickernd, mannigfachen Vogelsang in der Nähe — und ich nehme das Wort Politik vor, höre ich es wie ein Feilschen und Markten, das die Stille zerreißt, wie Hinterlist, die sich auf Vorteil stürzt, wie Leib gewordene Berechnung, die in der Maske des Geistes einherstolziert, um zu Gewinn und Ansehen zu kommen. Politik ist Schacher: das steht fest. Und wenn ich heute aus meinem Waldfrieden heraus mich diesem Schacher nähere, ist es nur, um sein Wesen allen Menschen noch ferner zu rücken.

Politik: wie unsanft schon das Wort das Empfinden berührt! Politische Menschen: im allgemeinen werden darunter Leute verstanden, die zu ihrem Vorteil zu kommen verstehen. Das Wie ist Nebensache, es spielt nirgends eine Hauptrolle. So kommt es, daß dem Politischen Unsaubres anhaftet, etwas, das nach üblem Krämertum riecht. Das Politischsein dieser Art aber hat seine Herleitung vom Politischsein der staatsklugen Art. Und man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, daß es üble Erfahrungen, die das Volk mit seinen politischen Vertretern machte, waren, die politischer Betätigung jenen üblen Sinn hinterließen. Solche politische Vertreter des Volkes machen sich allzu oft als gemeine Krämer fühlbar: sie handeln mit Staats-, Volks- und Parteiwohl, mit Gesetz und Ordnung wie mit Waren. Und wie bei allem üblen Krämertum kommt die Güte der Dinge erst in zweiter Linie in Betracht: um sich die Kunden zu erhalten. Erstes ist: zu seinem Vorteil zu kommen. Es erhellt genug die Fragwürdigkeit der Politik.

Die Abneigung in einem gegen Politiker, gegen Leute, die

aus der Politik ein Geschäft machen, wäre demnach begründet. Man spürt eben das Faule am Grunde ihres Tuns heraus. Schon das Wenige meiner Erfahrung erbrachte mir hier Belege. Im politischen Hader, der in meiner Heimat oft genug zwischen Deutschtum und Welschtum umgeht, sind die ärgsten Schreier gewöhnlich ein Gemengsel von Geschäftssinn und Beschränktheit. Freilich ist Nationalpolitik an sich schon ein Beschränktes. Denn wo sie der Nation Wachstum bringen soll, darf sie das Menschliche der Nation nicht unterbinden durch nationales Begrenzen von außen her. Das tauglich Nationale liegt bereits begrenzt in der Art; die saugt es sich vom Boden auf, dem sie entsprossen ist. Doch derartiger Politik gehört hier nicht mein Verweilen. Das strebt zum politischen Hauptthema vor: zur Bewertung von Krieg und Frieden.

*

So wenig ich Zeitungen lese, so war es doch diesmal ein Feuilleton von Hermann Bahr in der „Neuen Freien Presse", das mir das Thema „Politik" zur Behandlung aufdrängte. Denn der Eindruck des Gelesenen auf mich war: Die Zeitung trägt Bahr und Bahr trägt die Zeitung in sich; das Zeitungsmäßig-Politische geht in ihm verheerend um. Sonst wäre ihm dieses Pathos hohlster Schwatzhaftigkeit nicht so geläufig; seine fünfzig Jahre müßten es ihm verbieten. Er feiert Bertha von Suttner und ihren Mut, feiert den Frieden und kriegerische Menschen, die den Frieden tun. „Das ist es, was wir brauchen. Nicht unkriegerische Menschen, sondern Friedenstäter. Unkriegerische Menschen haben wir die Menge. Und wenn sie nun die Berta von Suttner an der Arbeit sehen, sagen sie: ‚Das wissen wir ja schon, es ist immer wieder dasselbe!' Nein, das wißt ihr nicht, ihr wißt es noch immer nicht! Und es ist nicht dasselbe! Ihr habt Angst vor dem Krieg. Angst ist keine Weltanschauung. Angst schafft nichts, Angst ist

leer, Angſt duckt ſich und läßt geſchehen. Die Suttner aber hat Mut. Sie traut ſich zu, die Lebensart der Menſchheit umzuformen. Sie will, daß die Welt, die bisher den Gewalttätigen gehörte, fortan den Friedenstätern gehören ſoll. Ihr ſtellt der Gewalt nur eure Schwäche gegenüber, ſie ſetzt eine neue Kraft gegen die alte. Ihr ſeid hilflos, ſie will helfen. Ihr wagt nichts, ſie wagt es, die Leidenſchaft der Menſchheit, die ihr austrocknen wollt, angeſtaut auf ein höheres Ziel zu richten."

Poſaunenſtöße, die einen umwerfen ſollen. Wo das nicht gelingt, widerhallt die Leere des Wortſchwalls in einem: „Die Leidenſchaft der Menſchheit angeſtaut auf ein höheres Ziel richten" — „ſie traut ſich zu, die Lebensart der Menſchheit umzuformen" — „die Suttner hat Mut"! — Sich etwas zutrauen, dem man nicht im geringſten gewachſen iſt, dem kein Menſch gewachſen iſt: iſt das löblicher Mut? Die Menſchheit iſt ein Etwas, darin Leidenſchaften von tauſendfachen Zielen, und niederſte und höchſte Lebensart immer Platz finden. Wie ſoll man da die Lebensart umzuformen, die Leidenſchaft angeſtaut auf ein höchſtes Ziel zu richten vermögen? Deſſenungeachtet preiſt man das, wie es ſcheint, mangelhaft Geſchriebene einer Frau an, weil es angeblich ſolches wagt. Kann man den Mund voller nehmen? — „Sie hat nun wieder einen neuen Roman geſchrieben . . . ‚Der Menſchheit Hochgedanken'. Die meiſten heutigen Romane ſagen nichts, aber mit außerordentlicher Kunſt. Bei ihr iſt es umgekehrt . . . Sie wirkt unmittelbar, . . . es kommt ihr weder auf die Handlung, noch auf die Zeichnung, nicht einmal auf die Prägung ihrer Gedanken an". —

Zu ſagen, worauf es Bertha von Suttner ankommt, bleibt uns Herr Bahr ſchuldig. Dafür leitet er ſeinen „Friedenstäter" vom griechiſchen Evangelientext ab (den ich nicht nachprüfen kann, weil ich kein Griechiſch verſtehe) und fühlt

ſich dabei im Einklang mit dem Evangeliſten. Nun, Herr Bahr iſt kein Evangeliſt. Und wenn der Evangeliſt den meint „der Kraft hat Frieden zu ſchaffen“, ſo ſind „nicht unkriegeriſche Menſchen, ſondern Friedenstäter“, die Bahr meint, doch wieder etwas anderes. Hier ſpürt man ein Gewaltbrauchen-wollen für den Frieden, dort aber wird eine Macht fühlbar, die alles Gewaltſame ſich verlieren läßt in eine Stimmung des Friedens. Auch gehörte noch niemals die Welt den Gewalttätigen. Gehörte ihnen die Welt, wie wären ſie dann gewalttätig? Und daß die Friedfertigen „das Erdreich beſitzen“ ſollen, dieſe Vorſtellung iſt wenigſtens ſo alt wie die Evangelien; es verträgt kein „Fortan“, das erſt mit einer Bertha von Suttner einſetzt. Und auch Angſt ſchafft, auch Angſt iſt ſchöpferiſch.

Was Bahr von ſeinen jungen Jahren bekennt, da ſein „Hauptvergnügen“ das Raufen geweſen ſein ſoll, macht ſeine Friedensauffaſſung nicht beſſer. Er meint: ſeine Raufluſt wich erſt, als er eine neue Luſt kennen lernte, die nämlich, ſchwachen Menſchen mit ſeiner Kraft auszuhelfen. Mir ſcheint das ein protzig Ungereimtes, und derlei Bekenntniſſe wirken auf mich, als ſeien ſie dem Beſtreben entſprungen, der Offenheit des Bekenners Vertrauen zu werben. Aber Offenſein-können iſt eine Gabe, iſt wie Lauterkeit eine Fähigkeit, die jenen ſelten mehr zuteil wird, die daran gewöhnt ſind, Rollen zu tragen. Ich zähle Hermann Bahr zu dieſen. Und wer den Drang, den Schwachen zu helfen, erſt als „neue Luſt“ kennen lernt, bringt ſich in Verdacht, daß er die Kraft auf ſich ſelber zu ſtehen (falls er ſie je beſeſſen), bereits verloren hat; ſo rückt er dem Frieden als Eigentat ferner. Denn erſt die Kraft, die einem ſelber innerlich aufhilft, läßt einen den Frieden finden. Ein Friede, abhängig von der Nächſtenhilfe, iſt abhängig von der Schwäche des Nächſten. Die Exiſtenz dieſer Schwachen wäre ſeine Vorbedingung. Die Schwachen ſomit noch der

Halt des vermeintlich Starken. Es wäre ein unfreier, ein lahmer Friede. Doch ich denke: Herr Bahr als Samaritaner — eine neue Rolle! Mir ſcheint es wie ein neues Anklopfen an die Gunſt der Zeit: — Politik.

*

Faſt zur ſelben Zeit mit der Suttner-Anpreiſung erſchien in den „Münchner Neueſten Nachrichten“ (entnommen einem „Konzerttaſchenbuch“) der Bahr'ſche Artikel „Die Mode gegen Wagner“, der von einer „Wagner-Induſtrie“ ſpricht. Ich denke: München und Wien, als die korrupteſten Zeitungsplätze, bedürfen der geſchwätzigſten Schönredner. Die Kunſt Richard Wagner's jedoch braucht keinen Hermann Bahr als Fürſprecher. Die Ueberſchätzung Wagners, des ſchöpferiſchen Menſchen, mußte naturgemäß eine Unterſchätzung zeitigen. Deshalb kann man noch nicht von einer Wagner-Induſtrie reden. Aber Herr Bahr muß ſich offenbar dem Bayreuther Kunſt-Hof vorteilhaft bemerkbar machen. Denn an ſich induſtrie- und modeſcheu ſcheint er mir nicht. Sonſt wäre er nicht „Friedenstäter“ geworden zu einer Zeit, da Friedenspolitik vielleicht die gangbarſte Mode und Induſtrie iſt. Damit ſei mein Mißtrauen gegen die ganze Friedensbewegung vorerſt kundgetan.

Dieſes Mißtrauen ſetzt ein vor der Art, wie ſich die Verfechter der Friedensbewegung bewegen. Dieſe Art hat vielleicht zur Vorausſetzung das Gewahrwerden, daß der Schacher zur Herrſchaft gekommen iſt. Wenn der überall herrſcht, muß er auch den Krieg beherrſchen können: konnte man folgern. Und glaubte vorher ſchon: Geld iſt alles! Und übertrug den Schacher ideell auf den Frieden. So war wohl zur Friedensbewegung der Grund gelegt. Demnach wäre ſie ein politiſches Unternehmen mit dem ganzen üblen Beigeſchmack eines ſolchen. Die ſehr vermögenden Leute an der Spitze desſelben ſprechen nicht gegen ſolche Annahme. Noch weniger ſpricht dagegen, daß ſo manche,

die ſich für das Unternehmen einſetzen, zu ihrem Vorteil kommen. Jedenfalls betätigt ſich nicht in gleicher Weiſe wie dieſe Friedensbewegung der Friede.

Freilich, die maßgebenden Beteiligten ſind mir vielleicht unbekannt (da ich unbekannt bin mit den eifrigen Sicherern des Wohllebens und der Gemütlichkeit). Es mögen ſich auch Idealiſten unter ihnen finden. Doch die Friedensanpreiſer, die ich kenne, ſind keine Friedensmenſchen. Sie haſten und lärmen mit zu großen Worten um die Friedensſache, wie kleine gierige Leute um Gewinn. Auch iſt es eigentümlich, wie ſich auf einmal die Kultur aller Kriege ſchämen ſoll. Bald kräht es jeder Hahn auf dem Miſt. Höchſte Kulturen aber hatten ihre Kriege. Und der wahre Friedensbegriff verträgt keine Politik.

*

Wenn nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege beſte Franzoſen den Krieg mit Haß verfolgten, ſo galt dieſer Haß zunächſt den deutſchen Eindringlingen und war natürlich. Und beſſere Geiſter, die ſolchen Kampf beobachtend miterleben, halten ſich gerne mehr zum Unterlegenen als zum Sieger. So brandmarkte auch Strindberg, noch unter dem Eindruck jener Ereigniſſe, den Krieg und hob nur deſſen düſterſte Schattenſeiten heraus. Und Tolſtoi, der ſich immer mehr zum Verurteiler alles gewaltſamen Tuns auswuchs, mußte dementſprechend immer mehr auch den Krieg als Gewalttat verurteilen. Alles das führt ſein tiefmenſchliches Empfinden mit ſich und folglich ſeine Berechtigung. Es hat nichts mit Politik zu tun.

Die Friedensbewegung jedoch entſpringt einem Mangel an menſchlichem Empfinden. Sie empfindet nicht, was Krieg iſt: daß der Krieg oft eine Notwendigkeit, eine Notwehr, eine Selbſterhaltung iſt, und verunehrt durch ihre Annahme, daß Krieg und Frieden zu erhandeln, zu erſchachern ſeien, beides: Krieg und Frieden. Der Krieg iſt wie jede Tat

nicht ein Anfang, ſondern eine Folge. Was den Krieg reifen läßt, iſt oft ebenſo wenig wahrnehmbar wie was eine Tat reifen läßt. Der letzte Anſtoß mag gering ſein; aber es wäre verfehlt, in ihm die Urſache eines Krieges zu ſuchen. Der letzte Anſtoß iſt nur das, was den Stein ins Rollen bringt. Alle Vorbedingungen hiezu: die Lage und Rollfähigkeit des Steines, die ſchiefe Ebene, ſelbſt die dem Stein zum Stoß ſich nähernde Kraft müſſen vorher vorhanden ſein. Es iſt auch dem mächtigſten Menſchen der Welt nicht möglich, einen Krieg vom Zaun zu brechen, wenn die Vorbedingungen hiefür nicht geſchaffen ſind. (Was ſich als Urſache eines Krieges ſichtbar macht, iſt noch nicht Urſache; die Urſachen liegen tiefer, gleichſam in einem nie völlig aufdeckbaren Organismus. Daher ſehen wir oft die Entſtehung eines Krieges abſurdeſten Umſtänden zugeſchrieben, immer der Geſinnung des jeweiligen Berichterſtatters entſprechend gefärbt, ſo daß oft widerſprechendſte Behauptungen zuſammentreffen.)

Auch Napoleon erregte nicht den Krieg. Sondern Zeit, Staat, Volk, von allen Fiebern geſchüttelt wie ein großer, ſchwer erkrankter Organismus, bedurften wohl einer rettenden Tat, die alles Kranke zum Ausfluß und in der Folge wieder zur Geneſung brachte. In Napoleon ſcheint dieſe Tat wie vorbereitet; es zeigt ſich eine Kraft in ihn gelegt, als hätten ihn die Umſtände gleich vollen Ammenbrüſten eigens für das Kriegführen aufgeſäugt.

Und ähnlich wird es immer ſein. Die Welt erzeugt keine großen Kriegernaturen, ohne ihnen die Zeit mitzugeben, die ſolches Tuns bedarf. Und es bleibt ein dunkler intimer Zuſammenhang da zwiſchen jedem Tatgenie und ſeiner zeitlichen Notwendigkeit, ſo daß man nie recht weiß: ob ſo ein Tatgenie von der Zeit oder dieſe mehr vom Tatgenie angetrieben wird. Soviel jedoch wird klar: daß derartiges Vorhandenſein niemals von einer Friedensliga

oder von Friedenskongressen gelenkt oder gemaßregelt werden könnte. Wo diese etwas auszurichten vermögen, täuscht nur der Schein einen Krieg vor. Die Bewegungen solcher Friedensverhandlungen sind viel zu platt und plump, um bis zu den Ursachen vorzudringen, die zu Kriegen führen; ihr Tun ist nur viel Lärm und Nichts.

*

Aber der Krieg hat auch sein Lichtes. Er ist einem Volke vielleicht weniger Gefahr als das dauernde gesteigerte Wohlleben. Und es ist nicht paradox zu sagen: Durch Napoleon kamen vielleicht manche zu einem heroischen Ende, die sonst als Trunkenbolde oder Verbrecher geendet hätten. Das Leben hat auch ohne Kriege seine Schrecknisse, und Mut und Begeisterung nehmen diese dem Tode. Napoleon vermochte Mut, Zutrauen, Begeisterung zu erwecken auch bei den Geringen; er hatte die anhänglichsten Soldaten der Welt. Das sollte man nicht vergessen.

Man ködert heute die Leute haufenweise für Fabriken und Bergwerke. Die pure Gewinnsucht ist zumeist das Verleitende. Ich aber ließe meine Kinder viel lieber in den Krieg ziehen als in Fabriken und Bergwerke. Unsre sogenannten Fortschritte und die falsche Zahmheit der Zivilisation jedoch haben die Sinnesart so angefressen, daß alles auf Schacher eingestellt ist. Auf Hebung der Industrie drängt die Weltanschauung unserer Menschenfreunde. So meint z. B. einer dieser Art in meiner Heimat, daß die Fremdenindustrie (darauf seine ganze Daseinsbetrachtung bis jetzt eingestellt war) der Fabriksindustrie weichen müsse, weil „die Zukunft Tirols in der Industrialisierung des Landes" liege. Ich höre es so: Weil der Ruin die Zukunft des Landes ist. Es sagt mir, daß auch das Wirtschaftliche dort verkommt, wo es Politik wird. Und ich bin überzeugt, daß ein Krieg im Lande weniger Unheil anrichten würde als solche „Industrialisierung", die von Menschen, die zur

Wirtschaftsmaschine geworden sind, als Heil angesehen wird. Die, wenn auch späten, Nachkommen der Kämpfer des Neunerjahres in Fabriken untergebracht zu wissen, anstatt des Feld- und Wiesen-, ja auch des Düngergeruchs den Maschinen- und Lumpengestank am Leibe: solche Wandlung würde ich wenigstens als Verkommenheit empfinden. Es wäre auch kein Friede, was ein derartiger Stand der Dinge darböte, es wäre nur ein Beleg dafür, daß den betreffenden Menschen jenes Wertvollere verloren ging, das sie befähigte zum Krieg wie zum Frieden. Denn Krieg und Frieden greifen tief ineinander. Und man muß Krieger sein können, um den Frieden zu genießen.

*

Die Idee, den Krieg abschaffen zu wollen, kennzeichnet den Schacherspört unserer Zeit. Zeiten, die durch Krieg viel gelitten haben, sind nie dieser Idee verfallen. Solche ernstere Zeitläufte fühlten vielleicht, daß Folgen unabwendbar, daß sie ein Notwendiges und oft grausam sind. Unsere Friedenszeit, die mit ihrem gewaltsamen Ordnen das rein Menschliche oft größter Drangsalierung aussetzt, macht sich schon dadurch fragwürdig. Mit ihrer Idee der Kriegsabschaffung aber zwingt sie einem die Vermutung auf, daß in ihr Ordner zu Wort und Macht gelangt sind, denen die Natur vielfach abhanden gekommen ist. Man frägt sich besorgt: Ob zuletzt nicht Gesellschaft und Zeitungswesen, zusammengehalten vom Kapitalismus, diese Ordner sind? Ob sie nicht danach trachten, auch das Staatsruder mehr und mehr in die Hand zu bekommen, indem sie eine Friedensbewegung inszenieren?

Hier hat mein Mißtrauen Stand genommen. Der Glaube, durch Schacher Krieg und Frieden züchten zu können, scheint mir so übel, daß ich ihn nur übelsten Ordnungsmächten zutraue. Es ist vielleicht die ewige Ordnung in der Natur, daß sie erst durch Kampf zum Frieden führt; daß dieser

durch Genußgier und Wohlleben immer wieder zerstört wird. Nun will man den Kampf ausschalten und den Frieden befestigen. So möchten es Wohlleben und Gemütlichkeit.

Aber die „reine Vernunft" handelt da allzu vernünftig, als daß die menschliche Natur hier noch mitkäme. Die bleibt unvernünftig und rückständig, ein unerforschlich Unbewegtes, nicht achtend der geflügelten Schritte des Fortschritts. Sie, die keine Mittel zum Zweck ausheckt, treibt, wächst und vollbringt nur und erleidet die Folgen. Und die Menschen aller Zeiten, wenn sie sich ihr Menschlichstes wahren wollten, lernten vor dieser Natur, die nicht nur Vernunft ist, sich bescheiden und mußten mit ihr durch den Kampf zum Frieden.

So ein Kampf auch, nur ungemein vervielfältigt und so veräußerlicht, daß seine Zusammenhänge mit der Menschennatur verwischt sind, scheint mir der Krieg. In vergangenen Zeiten, da der Mensch seiner Natur näher stand, waren diese Zusammenhänge auch mehr ersichtlich. In den Kriegsgesängen Homers gehen sie noch offen um. Auch die Kriegsschilderungen des Mittelalters wissen noch von ihnen; alle Heldengedichte offenbaren sie. Erst die Methode der neueren Kriegskunst ließ diese Zusammenhänge für den äußeren Beobachter völlig sich verwischen. Aber daß große Dichter und Künstler verschiedenster Zeiten und Völker aus dem Krieg ihren Vorwurf schöpften, sollte dafür zeugen, daß Kriege doch mehr sind als bloße Rohheit und Willkür, die man abschaffen könne. Solchem Wahne liegt vielleicht mehr gesellschaftliche Barbarei zugrunde als manchem Kriege. Und was den Künstler zum Kriege hinzieht, ist vielleicht jener natürliche Barbarismus, ohne den die Kunst nicht bestehen kann.

Kriegshelden haben für den Dichter immer ihr Anziehendes, auch noch in neuerer Zeit. Man denke nur an Goethes Bewunderung für Napoleon! Es wußten auch seltenste und

größte Menſchen von der Unerläßlichkeit des Kampfes, des Krieges. Ohne den Krieg vielleicht kein Shakeſpeare, jedenfalls nicht der voll ausgewachſene; ohne den Krieg keine Renaiſſance-Menſchen; ohne den Krieg keine vollſtändigen „Grashalme“, die gewiß die grandioſeſte Schöpfung einer neueſten Zeit ſind. Und Walt Whitman, ihr Dichter, der als Lazarettpfleger drei Jahre lang den Sezeſſionskrieg mitmachte, berichtet (nach der Uebertragung von Johannes Schlaf):

„... verweile weiter nicht bei eines Soldaten Freuden und Beſchwerden;
(Obwohl ich beider mich erinnere — vieler Beſchwerde, an wenig Freude;
doch ich war zufrieden.)
Doch aus ſtillen Traumfernen —
Denn weil der Sinn der Welt ſteht auf Erwerb, gerichtet iſt auf
äußerliche Dinge und auf Frohſinn,
So iſt bald alles vergeſſen, und waſchen die Wogen die letzten Spuren
vom Strande fort.
Aus ſtillen Traumfernen kehr ich zurück mit geknicktem Knie und trete
in die Tür herein.
(Jetzt hier bei euch; Wo aber immer ihr ſeid: Folgt mir und haltet
euch tapfer)

Hier ſchildert dieſer große Menſch, verweilend vor Verwundeten und Sterbenden, das viele Unheil des Krieges, wie einer, der damit den ganzen Ernſt des Lebens dartut und doch zugleich die Kraft darbietet, dieſem Ernſt zu begegnen. Er hat eben den Krieg ſchon als Notwendigkeit in ſich erlebt:

„Als ich mit ſtillen Sinnen
Zu meinen Dichtungen mich zurückwandte, und in Betrachtung lang
verweilte,
Erhob ſich mit zweifelvoller Miene vor mir ein Phantom,
Schrecklich in Schönheit, Alter und Kraft,
Der Genius der Dichter der alten Länder;
. . . . . .
Und ſprach mit drohender Stimme dies: „Was ſingſt du da?
Weißt du nicht, daß es nur einen Stoff gibt für unſterbliche Sänger?
Den Krieg, das Geſchick der Schlachten,
Und wie vollkommene Krieger herangebildet werden?“

„Sei es so", gab ich zur Antwort,
„Auch ich, hochmütiger Schatten, singe den Krieg; und einen
langwierigeren und gewaltigeren als irgendeinen sonst;
Mit wechselndem Glück wogt er in meinem Lied; mit Flucht,
Angriff, Rückzug, verzögertem und ungewissem Sieg,
(Der dennoch, denk ich, schließlich sicher oder so gut wie sicher ist), auf
dem Schlachtplan der Welt,
Um Tod und Leben, Leib und ewige Seele.
Wohl! auch ich bin gekommen, den Sang der Schlachten zu singen,
Und auch ich fördere vor allem tapfere Krieger."

Man halte dagegen die Sprache der Friedensagitatoren. Es läßt wohl die ganze Friedensbewegung in ihrer dürftigen Lebenswärme als ein Gezücht aus der Gesellschafts- und Zeitungssphäre erscheinen, gekuppelt vom Kapitalismus, bedacht auf Entfernung aller Störenfriede eines stillen Strebens nach Machtgewinn.

*

Nach dem Gesagten überrascht wohl nicht mehr die Behauptung, daß an Abschaffung der Kriege vorläufig nicht zu denken ist. Einmal an und für sich nicht; dann nicht, weil den ernsten, der Menschennatur entspringenden Ursachen der Kriege auf Seite der Friedensvertreter Beweggründe gegenüberstehen, die kaum ernst zu nehmen sind. Kriege sind zum Durchbruch gekommene Stauungen. „Die Leidenschaft der Menschheit angestaut auf ein höheres Ziel zu lenken" ist leicht und schön gesagt, aber immer unwahr, als Vorhaben großmäulig und kindisch; es zeigt nur die Ueberredungssucht des Untüchtigen.

Der Abschaffung der Kriege müßte die Abschaffung der Stauungen vorhergehen. Es macht nötig, daß ein Tun zur Tiefe reicht, um Stauungen zu verhindern. Die politischen Friedensschwärmer begehen nur die Oberfläche und wollen den Krieg als Tataufnahme nicht zulassen. Da der Krieg aber immer Folge ist, könnte sein Sich-Stauendes sich höchstens verdrängen lassen und später an einer Stelle durch-

brechen, wo es an der Menschheit größere Verheerungen anrichtet als ein Krieg. Auf diesen Wegen der Friedensbewegung ist daher nichts Ersprießliches zu hoffen.

Aber vielleicht gelänge es den Friedensvermittlern, falls sie ernst zu nehmen wären, das Verantwortlichkeitsgefühl in jenen zu heben, die Kriege führen, und noch mehr in jenen, die den Frieden so bewaffnet halten, daß er sich oft übler als ein Krieg fühlbar macht. Denn es ist ungleich besser, von einem Feinde bedroht zu werden, gegen den man sich wehren, als von einer Ordnung, gegen die man sich nicht wehren darf. Doch wer denkt daran, *den Frieden vor Gewalttaten zu schützen!* Herrscher, die sich als Friedensförderer ausrufen lassen, benötigen erst recht der Gewalt für den Frieden. Was verpufft das so friedliche andauernde Rüsten nicht an Volkskraft? Was verpuffen z. B. Wilhelms des Zweiten Paradegelüste nicht an Militärkraft? Paradetüchtigkeit kostet mehr und untergräbt eher die Kriegstüchtigkeit des Soldaten. Wo Drill und Parade das Wichtigste ist, sind die soldatischen Vorzüge nicht mehr das Wichtigste. Im Ernstfall ist immer die Zugkraft des Führers der beste Drill. Und ein Friede, der auf ein Sich-gerüstet-zeigen, auf das Hervorkehren von Gewalt sich stützt, entspricht keinem Friedensbedürfnis und ist ein fauler Friede. Zuletzt verbirgt ein solches Sich-gerüstet-zeigen nur ein Sich-nichtstarkgenug-fühlen. Nicht ungern kehrt das Unzulängliche ein Hinlängliches übertrieben hervor. Und so zweifle ich an der Kriegs- und Friedenstüchtigkeit einer Zeit, die Kriegs- und Friedenstüchtigkeit so lärmend hervorkehrt. Ich sehe in solchem Tun zu viel Politik.

*

Nun ist es nicht meine Sache, der Politik Zügel anzulegen. Mir genügt, darauf hinzuweisen, daß sie nicht zur Kriegstüchtigkeit verhilft. Große Krieger waren nie Poli-

tiker, auch Napoleon war kein Politiker. Den Winkelzügen der Politik ist jede bessere Kriegerbegabung abgeneigt. Angelegenheiten, die nach kriegerischer Austragung verlangen, werden heute durch diplomatische Schachzüge, der krummsten Form der Politik, erledigt. Dafür geht der Friede bis an die Zähne bewaffnet, und keine Waffe ist ihm zerstörungstüchtig genug. Wer möchte diese Zustände für gesund ansehen und an ihre Dauer glauben? — Aber die Natur wird sich hineinmischen in diese Unnatur. Die diplomatischen Vorgänge werden öfter und immer mehr im gerüsteten Soldaten Unlust hervorrufen. Diese soldatische Unlust wird sich fortpflanzen und anwachsen und mitreißen wie eine Woge, die immer mehr Wind fängt. Und sie wird eine Führerschaft zeitigen, wenn die Zeit dafür da ist. Und dann wird dem harten Schritt des Krieges die ganze Friedensbewegung höchstens wie ein lästiges Gesumm von Fliegen sein. So wird der Krieg immer noch Herr werden über alle Politik.

Aber der Friede! Diesen vor der Politik zu schützen, mache ich hier zu meiner Sache. Ich war zeitlebens Kämpfer genug, um vom Glück des Friedens zu wissen, von der Feier, die er in sich selber begeht. Wo der Friede umgeht, wogt das Meer der Unendlichkeit, das still geworden ist. Er ist der einzige wahre Herrscher; ohne Gewalt zu brauchen, entfernt er alle Gewalt. Wer den Frieden gewonnen hat, verzichtet gern auf alle weiteren Siege und ein Waffensieg wird ihm zu schnödem Handwerk. So auch der Krieg, dem er sich nur unterzieht, wenn die Notwendigkeit unabwendbar an ihn herantritt.

Im erhabensten Buche, das ich kenne, in Lao-Tse's „Taoteking" ist dieser Friede in höchstem Maße enthalten. Darum gedenkt es auch des Krieges in wundervoll bezeichnender Weise, wie sie nur ein solcher Friedensstand auslösen kann.

Es sagt im Spruch „Die Waffen nieder“ (in der Richard Wilhelm'schen Uebertragung, die allerdings nicht immer erfüllend ist):

„(Die Waffen sind unheilbringende Geräte,
nicht Geräte für den Edlen.
Nur wenn er nicht anders kann, gebraucht er sie.
. . . . . .
Er siegt, aber er freut sich nicht daran.
Wer sich daran freuen wollte, würde sich ja des Menschenmordes freuen.
. . . . . .
Wer im Kampfe gesiegt, der soll wie bei einer Trauerfeier weilen.)“

Und im Spruch: „Warnung vor dem Krieg“:

„Wo Kämpfer geweilt, wachsen Disteln und Dornen.
Hinter den großen Heeren her kommt sicher böse Zeit.“

Da spricht eine andere Sinnesart als aus den Worten der heutigen Friedensapostel. Aus diesen sprechen Motive, die den Friedensstand als vorteilhaft empfinden, dort verlautbart sich der Friede, aus sich heraus nach dem Krieg blickend, den seine Erfahrung unter sich gelassen hat. Und wenn jene angeblichen Friedensdiener zu den Kriegführenden gewiß noch aufsehen müßten (weil, seinen Vorteil mit Beschwerden und Gefahr erkaufen, höher stünde als alle Gefahr beseitigen wollen, um seinen Vorteil zu sichern), so muß doch der Friedensinhaber vor dem Kriege warnen, der sich als einzigen Vorteil hält, keinen Vorteil zu wollen. Wer diesen Frieden kennt, entrückt sich jeder Friedensbewegung, denn er fühlt sich von etwas bewegt, das allen Anhang entläßt und nicht aufsucht. Das Anhanglose wird ihm das Einigende. Eine Friedensbewegung würde also ihren Namen erst verdienen, wenn sich jeder Teilnehmer entschlösse, allen Vorteil und alle Gewalt von sich zu werfen. Es wäre die Auflösung der Bewegung, und damit erst wäre der Friede geschützt vor Politik.

Varena, im Juli 1912.

Zweiter literarischer Abend der Halbmonatsschrift „DER BRENNER“

FREITAG, DEN 22. NOVEMBER, ½8 UHR ABENDS
IM KLEINEN STADTSAAL

VORLESUNG

THEODOR DÄUBLER

AUS EIGENEN WERKEN

I

SCHNEE

(Ein Kapitel Autobiographie)

ODE AN ROM

SANG AN PISA

II

Aus dem „Nordlicht“:

PAN IST ERWACHT

NACHT

ASTRALER GESANG

Kassaeröffnung ½7 Uhr — Ende ½10 Uhr

Sitzplätze zu K 4.—, 3.—, 2.—, 1.50. Stehplätze 80 Heller.
Studentenkarte 50 Heller. Kartenvorverkauf:
Wagner'sche k. k. Universitäts-Buchhandlung

Soeben erschien:

CARL DALLAGO

Otto Weininger und sein Werk

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der dreifachen Nummer 360/361/362 (90 Heller.):

NÄCHTS / GLOSSEN / DAS IST DER KRIEG — C'EST LA GUERRE — DAS IST DER MOLOCH! / NOTIZEN / DESPERANTO / WENN WIR TOTEN ERWACHEN /

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

:: NEUERSCHEINUNGEN ::

BRUNO FRANK

DIE SCHATTEN DER DINGE

Gedichte

Preis M. 1.50

HERMANN WAGNER

DAS DUNKLE TOR

Roman

geheftet M. 6.—, geb. M. 7.50

ALBERT LANGEN / MÜNCHEN

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand . . .

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

III. Jahr Heft 5

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

L. E. Tesar: Gesellschaftliche Mönche / Carl Dallago: Gedichte / Hugo Neugebauer: Zur Würdigung Theodor Däublers / Viktor Bitterlich: An Theodor Däubler / Desider Kosztolányi: Im Herbst / Georg Trakl: Gedichte / Otto Zoff: Hymnus / Robert Zellermayer: Die Schildkröte / Guido Höld: Das Nachten / Carl Dallago: Kleine Sämereien / Bruno Frank, Carl Dallago, L. v. Ficker: Nochmals ‚Politik' / Karikaturenfolge 53: Max v. Esterle: Theodor Däubler

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“
(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)
wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den
BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“
Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801
liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. Dezember 1912 Heft 5

Gesellschaftliche Mönche /

von L. E. Tesar

Die gothischen Kirchen sind Mönchskirchen. Ihre Säulen und Pfeiler singen eine herbe Musik von großem, aber gleichförmigem Rhythmus. Ihre Hallen und Kapellen verlangen Männer von gleicher Kleidung. Sie soll nur dem Zweck des Selbstkultes ihrer Träger entsprechen, so wie die Kirchen einzig dem Selbstkult der in ihr versammelten Männergemeinde Form und Möglichkeit verleihen. Diese Kirchen scheinen dem Gesetze des „Seins", des hinter der augenblicklichen Täuschung Unwandelbaren, entsprungen, schöpfte der Blick, der die Pfeiler entlang zu den spitzen Gerippen der Decke klettert, nicht immer wieder neu den Gedanken „Vergänglichkeit".

Die soziale Empfindung, welche die gothischen Bauten schuf, zwang auch die Malerei und Bildnerei in ihre Dienste. Sie wies jedem tätigen Einzelnen der Gemeinde seinen Platz an. Auf diesem ist er stark, von ihm verschoben wird er hilfloses Bruchstück. Von seinem Werke ist dasselbe zu sagen; es darf aus seiner Umgebung nicht gerückt werden, soll seine Stimme nicht die überzeugende Kraft einbüßen. Die gothischen Männer wollten nur dienen und sie konnten nur dienen. Freilich duldeten sie nicht, daß neben ihnen solche dienten, die von geringerem Werte als sie waren. Sie bildeten einen Orden oder eine Brüderschaft; ihre Werke waren das äußerliche Symbol der Regel und der Ordnung. — Die Mönchsorden des Mittel-

alters sind die organischen Vorläufer der sozialen Verbände von heute.

Wo unsere Zeit aus dem „Verband" heraus schafft, wie in den rein technischen Werken, trägt sie unverkennbare gothische Spuren. Die Kirchen und Rathäuser, die im neunzehnten Jahrhundert nach gothischen Vorlagen gebaut wurden, werden stets eine Schullächerlichkeit bleiben, jene Häuser aber, die nur Häuser sind, jene Brücken, die nur Brücken sind, haben gothisches Gepräge. Sie sind Symbole einer Gemeinschaft. Ihre Musik ist hart, ja unfreundlich, aber sie ist die zwingende Musik eines streng geschulten, starken Chores. Auch die eisernen Fachwerke der Brücken — sofern diese tatsächlich ihrer Bestimmung gemäß konstruiert sind —, auch die Gliederungen der, freilich wenigen, des Wohnens halber gebauten Häuser haben den Akzent der Unverrückbarkeit des „Seins", an welchem die ewigen Fluten der Bewegung spurlos abzurinnen scheinen; jedoch auch in ihren Parabelbögen, in ihren immer irgendwo willkürlichen Konturen sitzt die Erkenntnis der Vergänglichkeit und die Sehnsucht nach ihr. Die sind in die Werke geflossen aus der gleichen seelischen Stimmung, welche den sozial verbundenen Arbeitenden stets von neuem die Träume utopischer Gesellschaftsformen schenkt. Die Träume einer sozialen Gerechtigkeit. Der religiöse Mönch versetzte sein Zukunftsreich in andere Räume, der technische Mönch versetzt es in andere Zeiten. Der niemals schweigende Zweifel, daß dieses Reich ein Hirngespinst sein könnte, drückt jeder Gothik das Sterbelächeln ins Antlitz. Die Trauer der mittelalterlichen Kirchen ist verwandt der Wehmut unserer fein gewölbten Brücken und der Strenge unserer zweckbrutalen Häuser. Der Organismus, mag er individuell oder sozial sein, welcher die Ausdrucksform für seine bewegte Seele gefunden hat, ist reif. Was reif ist, fällt jedoch.

— — — — — — — — — — —

Entſpricht das Bedürfnis nach dem „Flächen"-Charakter der Architektur und der ihr dienenden Künſte und Kunſtgewerbe individualiſtiſchem Empfinden oder ſozialem Empfinden? Die „Fläche" der Wände und der Möbel und der Häuſer erläſt den Wohnenden und Wandelnden von der zu lauten Sprache der Umgebung; ſichert ſie ihm aber die Beſchränkung auf das Selbſt? Gleichen die unter die Ruhe der Fläche gezwungenen Zimmer nicht den Zellen der Mönche? Der Mönch jedoch fühlt ſich als Teil, allerdings in ſich ſcheinbar ſelbſtändiger Teil einer höheren Einheit. Die Fläche im Zimmer garantiert das geſchloſſene Ich nicht, der von ihr gebildete Raum ſtörte, durch ſeine vordringliche Beſcheidenheit, den fauſtiſch Einſamen. Aber die gegenwärtige Zeit iſt auch von keiner Geſtalt weiter entfernt als von jener des Fauſt; was ſie am Goetheſchen Werke als höchſtes einſchätzt, iſt das unfauſtiſche ſoziale Ende. Die Fläche befreit von der Peinlichkeit, jeden Augenblick durch eine andere Ecke oder ein anderes Möbel geſtört zu werden, indes ſie verlangt die Anpaſſung des Bewohners an die Regel. Sie ermöglicht den Gentleman. Gentleman und Arbeiter ergänzen ſich gegenſeitig. Sie ſind zwei Stufen des heutigen Ordens „Geſellſchaft". Beide haben Mönchsformen, nur iſt der Asketencharakter bei jenem reiner. Die erſte und letzte Bedingung beider iſt die Erziehung des Ich zur Ordnung ruhigen Lebens mit den anderen. Gentleman und Arbeiter ſind Helden, wenn ſie im Trotte marſchieren. Ihre Gegenſätze ſind die Könige und Bauern, die Künſtler und Fanatiker. Der Trieb Mönch zu werden iſt wohl männlicher Art, doch die Mönch — nicht Einſiedler — Gewordenen nehmen mehr und mehr feminines Gebahren an. Sie gewinnen ihre Einſamkeit um den Preis der Ausſchaltung des vorlauten Selbſt. Sie retten das Ich aus der Abſorption durch die Familie in jene durch den Orden.

Der Fläche haftet Weibliches an. In Wien, der Stadt

der Frauen und Tenöre, der Stadt mit der Umgebung weich geschwungener Berge, erreichte der Kultus der Fläche seine feinste Vollendung. Ja, die Bevölkerung nahm dort gegen die rücksichtslose männliche Flächennacktheit an Hausfronten Stellung und zwang den Architekten zu ornamentalen Gliederungen. Das Ornament der Fläche läuft auf die stilisierte weibliche Kurve hinaus. Die Busenkreise zittern nach in der Spirale und die Hüfte leiht ihre Schwellung der Ranke. Die Künstler Wiens lieben Sandro Botticelli, den femininen, nervösen, aber kühlen Meister, welcher einst die Flächen schmückte, zwischen denen die platonische Gesellschaft des mediceischen Lorenzo dialogisierte und die tatgierige Wirklichkeit vergaß.

Botticelli war Gothiker. Seine Wände zerbrach bald nachher Michelangelo. Dieser, der die Zeichnungen seines Landsmannes unerreicht hoch stellte, wühlte seine Hände in den Marmor ein, bis der Stein animalisches Leben gewann und sich aufbäumte wie ein Tier. Michelangelo, der in seinen Briefen und Gedichten unentwegte Platoniker, wurde als bildender Künstler Platos Widerspruch. Er vernichtete die Fläche. Vernichtete mit ihr jedes dorische und mittelalterliche Mönchsideal. Es hatte sich fertig gelebt. Botticelli und Lorenzo hatten der gothischen Sehnsucht nach dem „Sein" noch einmal Ausdruck gegeben, aber die gothische Klage von der Vergänglichkeit und dem Tode war lauter als das Träumen jener gewesen. Durch den Festeslärm des mediceischen Fürstenhofes schauerte das Sterbeläuten. Mit Lorenzo verblich der letzte der platonischen Mönche. Michelangelos Grabdenkmäler sind Gebäude aus Menschenleibern, die Fronten seiner Paläste reckende Gigantenglieder; seine Kranzgesimse treten vor wie die Augenbrauen muskelgewaltiger Riesen; seine Stiegen krümmen sich gleich den Rücken gefesselter Titanen. Er machte das Bauwerk zum tierischen Organismus, der den Menschen nicht mehr in eine

beruhigende Stimmung befreite, sondern zum Kampfe forderte. Die Barocke begann; die Zeit der im Trotz Bewegten. Aber als diese herrschend geworden waren, trugen sie die Leiden und die Wonnen der Endenden in sich wie die gothischen Mönche vor ihnen.

Auch die Mönche um uns sterben. Um so gewisser, je sicherer sie sich gebärden. Sie sterben an der Festgefügtheit ihrer Verbände, die die verwaisten Träume umflattern wie Raben die Schlachtfeldlazarette; sie sterben an dem schmeichlerischen Gifte ihrer Flächen. Eine neue Barocke begehrt heute Einlaß. Mit männlicher Faust wird sie die Reste der verweibten Gesellschaft vor ihr zertrümmern. Doch wenn sie dieses Werk vollendet hat, wird sie sich einsam fühlen — ihr fehlt der Widerspruch — und für die Bahre vorbereiten.

— — — — — — — — — — —

Das Merkmal der mönchischen und ritterlichen Orden war ihr Gelübde. Nicht der Inhalt des Gelöbnisses, sondern die Tatsache einer Angelobung. Das Gelübde ist — gleichgültig ob es aus Ueberlegung eingegangen wird oder ob es im Rausch des Gefühles beschworen — die Anerkennung der persönlichen Schwäche und der Notwendigkeit gesellschaftlicher Vereinigung im Kampfe der Arten und der Individuen. Es ist auch dann diese Anerkennung, wenn der Zweck des Ordens nur der wäre, dem einzelnen Mitglied für den Rest des Lebens ungestörte und völlige Einsamkeit zu geben. Die drei Versprechungen, die der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams gegen den Orden, sind in Wirklichkeit eine einzige Gelobung. Die des Gehorsams. Das Ordensmitglied war selten keusch aus religiöser Ueberzeugung, sondern höchstens aus Interesse für den Orden. Der Orden wußte, daß mit dem Eintritt des Mannes in das Ordenshaus die geschlechtlichen Nerven und Muskeln des Mannes nicht verschwunden seien, er

gestattete ihre Beruhigung, aber nur in einer Weise, daß der Verband nicht leide. Die Gelübde der Keuschheit und Armut waren keine Gelöbnisse der Enthaltung von geschlechtlichem Verkehr und von Besitz, sondern Versprüche, die begehrenden Instinkte ohne Schädigung, im Gegenteil zum Nutzen des Ordens und dessen Zucht zu befriedigen. Das wird zu gern übersehen und entstellt.

Das Merkmal der Angelobung besitzen auch die gesellschaftlichen Orden des Heute. Es ist ein bloß äußerlicher Umstand, daß der Eid nicht in laute und deutliche Worte geformt wird. Uebrigens geschieht das bei der Aufnahme in den staatlichen Beamtenstand und in den Soldatenstand, und vor allem beim Eintritt in das Offizierskorps. Die Ehebeschränkung des Offiziers, die Vorschriften über die geldliche Sicherstellung der Gattin sind keine Aeußerungen etwelcher Nächstenliebe, sie sind eine kluge Maßregel — der Herrschenden, als Ordensobersten —, die Reinheit des Ordens „Offizierskorps" zu erhalten. Sie sind die dem Milieu angepaßten Keuschheitsgelübde der früheren Orden. Den staatlichen, dynastischen Wert dieser Maßregel macht der Umstand deutlich, daß die große Herde der staatlichen Beamten, denen solche den Korpsgeist, das ist die Ordensdisziplin, fördernde Vorschriften fehlen (wegen des entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhanges des Beamten mit der verachteten, nicht begehrten Kanzleischreibtätigkeit fehlen müssen), eine viel unzuverlässigere Stütze der Regierenden ist als das Heer.

In den gesellschaftlichen Orden der Gentlemen und der Arbeiter tragen die Mitglieder das ungesprochene Gelöbnis an ihre Orden in Zeichen und Bildern zur Schau. Seien es Programme, seien es Zeitungen, seien es Sportklubnadeln.

Diese Gelübde, die das gesamte Leben des Gelobenden entscheiden, müssen auch dessen geschlechtlichen Teil regeln.

Weil die Verſprechungen nur zu Gunſten der Verbände getroffen werden, dieſe aber verſchieden ſind, ſo wird auch die geſchlechtliche Moral und die geſchlechtliche Logik der Orden oder Kaſten der Gentlemen und der Arbeiter verſchieden ſein. Innerhalb der Bünde aber ſind ſie von einem zum anderen gleich. Nicht nur die Triebe und Regungen und Aeußerungen der Arbeiter ſind ſchablonenmäßig, auch die der Gentlemen.

Der Gentleman — ich empfinde vor dieſem Titel nicht eine Spur jener Andacht, in welche das Wort und deſſen normalgeſcheitelter Träger heute die feinbürgerlichen Philiſter verſetzt; ich geize nach dem Namen Gentleman ſo wenig wie nach einem anderen Namen — der Gentleman erfordert die Eheloſigkeit. Er muß ſie beanſpruchen, weil er nur durch ſie die Geſchloſſenheit ſeiner Klubzimmer, ſeines Schlafzimmers und ſeines Badekabinettes bewahrt, und er kann ſie beanſpruchen, weil eben dieſe Exkluſivität ſeiner Räume immer wieder ihm die Frauen entgegenführt. Die Eheloſigkeit des Gentleman braucht allerdings keine theoretiſch buchſtäbliche zu ſein. Standesrückſichten und andere Rückſichten mögen ihn zu einer Heirat zwingen. Die Einrichtung des Gentleman iſt im Grunde zu unmännlich, als daß ihre Vertreter des widerſtehenden und entſagenden Trotzes fähig wären. Was aber der Gentleman verlangt und auch durchſetzt, iſt die — auch oder vor allem geſchlechtliche — Unbeſchwertheit vom Eheweib und der Familie. Die praktiſche Eheloſigkeit.

Die Arbeiter — ungeachtet aller geſprochenen und gedruckten Schmeicheleien für den heutigen Staat der niederſte Orden — können ihren Bund nur durch die Pflege der Familie feſtigen. Es fehlen die Frauen, die ihren rohen Leibern außer den Familien aus Neugier und Eitelkeit aufwarteten, und ihnen fehlen die Münzen ſich Frauen zu kaufen. Sie ſind zur Befriedigung ihres Triebes, der

kaum jemals anders als polar iſt, auf ihren Orden angewieſen. Deſſen Disziplin und Intereſſe kehrt das Gelübde der Keuſchheit in ein ſolches häufigen Beiſchlafes der Frauen der Kaſte um. Iſt dieſe Kaſte doch auch für Fremde zu wenig begehrlich, als daß ſie ſich ihren Nachwuchs nicht ſelbſt erzeugen müßte. Die kaninchenhafte Fruchtbarkeit der Tieferſtehenden zwingt die Höhergeſtellten zum Nachgeben, wollen die nicht erſtickt werden durch die Maſſe der fordernden Leiber.

— — — — — — — — — — —

Unſere verweibte Zeit erlaubt ſich den Luxus, mit dem Namen Mönch das Bild eines bleichen traurigen Mannes zu verbinden ſtatt des eines disziplinierten, gewöhnlich geſunden Soldaten. Die Gegenwärtigen nennen darum „geſellſchaftliche Mönche“ jene ſchleichenden Männer, die von dem Weh klagen und unter dieſem vielleicht auch leiden, das die Geſellſchaft ihnen zugefügt, aber der Kraft ermangeln, die Geſellſchaft und die Nächſten von ſich abzuſchütteln.

Möglich, daß der Orden der „Verbittert Klagenden“ viele Mitglieder hat. Aber er iſt nicht — wie viele meinen — *Gegner*, ſondern er iſt nur *Teil* der Geſellſchaft, über die er jammert. Selbſt wenn er der Bote ihres nahen Endes wäre. Der Einſame klagt nicht *über* die Geſellſchaft, er klagt *wider* ſie. Seine Stimme zittert nicht nach gefälligen Ohren, ſie iſoliert ihn.

Zwei Gedichte / von Carl Dallago

Fort

Du biſt vom Dorfe fortgezogen wie die Schwalben.
Ich weiß nicht, wo du weilſt. Ganz ziellos irrt mein Schritt
durch ſtillgewordne Wälder, die ſchon falben.
Und fällt ein Schuß, erſchreck ich wie das Wild
und flücht hinaus zum Wälderſaum,
wo ich mich niederkau'r und träum... Unruhig tritt
in den verfalbten Glanz des Tags das Wieſenbild
vor mir und färbt ſich wie dein Haar. Und glühend wird
der Raum
und zieht mich in ſein Glühn. Und in die Wieſe drängt
dein Ausſehn ſich, das nun der Raum mit meiner Glut
umfängt.

In Fülle

Biſt du erwacht wie ich und fühlſt erwachen
das Blut in ſcheuer Kraft zu ſeinem Sein?
Und wirſt gedrängt dich aufzumachen!
Dich quält ein Durſt, er kommt zutiefſt vom Schoß
und läßt dir deine Pulſe beben,
du deuchſt dir Raum genug, die Welt in dich zu heben
und wehrſt dich noch, nur um allein zu ſein.

Und in mir ringt ſich eine Fülle los,
als flöß' ich über wie ein voller Becher,
bewegt vom großen Durſt in dir.
Ich glüh aus mir wie ſüdlich ſchwerer Wein,
begehr nach deinem Mund — nach einem Zecher,
der ſo wie du die Tiefen öffnet mir —
denn ſo will ich geleert — getrunken ſein!

Zur Würdigung Theodor Däublers*) / von Hugo Neugebauer

Wir andern sind auf der Wanderschaft begriffen, er aber steht bereits am Ziele, blickt auf den Ausgang zurück und wundert sich, wie doch Anfang und Ende so Eins ist in dem großen Kreise, der sich zu seinem Werke geschlossen, vielleicht zu dem ersten Werke, worin die Sprache sich selbst ein Denkmal gesetzt hat.

Kein anderer Dichter unterwirft den Zuhörer so gewaltsam dem Gefühle von der Eigenmacht und Selbstherrlichkeit der Sprache wie Däubler. Man muß nur einmal darauf aufmerksam geworden sein, um sofort zu erkennen: Da schöpft nicht der Dichter, da erfaßt, da bildet und dichtet die Sprache sich selbst, ohne der Dinge zu achten, von denen sie angeblich nur ein lautliches Abbild ist. Es ist der aus der Sklaverei der Dinge entlassene, ihr entwachsene Geist, der hier mit der ihm ebenbürtigen Sprache ein Hochzeitsfest feiert, das eigentlich ein Bakchanal aller schöpferischen Lebenstriebe ist.

Däublers Werk ist nicht ein realistisches Miterleben der sinnlich und geistig erfaßten Welt der Dinge, auch keine idealistische Verklärung des Welterlebnisses, sondern eine völlige Neuschöpfung aus dem Geiste der Sprache. Orphisch dunkel rauschen seine Verse dahin, nicht anders als das Chaos rauschen mochte, ehe die unerforschliche Weltnotwendigkeit es in erkennbare Formen bannte und dadurch jene

*) Anläßlich der ersten öffentlichen Vorlesung Theodor Däublers veranstaltet als zweiter literarischer Abend des „Brenner“ am 22. November im kleinen Stadtsaal zu Innsbruck. — Das Programm enthielt im ersten Teil: „Schnee“ (ein Kapitel Autobiographie), „Ode an Rom“, „Sang an Pisa“; im zweiten Teil die folgenden ausgewählten Dichtungen aus dem „Nordlicht“: „Pan ist erwacht“. „Nacht“, „Astraler Gesang“ und als Einlage „Goldene Sonette“.

Hemmungen ſchuf, die von Weltanbeginn das Leben wirken in ſeinen dunkeln, dumpfen, qualvollen Drängen. Was das bedeutet, wer es noch nicht wiſſen ſollte, Däubler läßt es ihn ahnen, denn ſeine Dichtung iſt der dröhnende Zuſammenklang der tiefen Untertöne des Lebens und mahnt den Kundigen ſeltſam an das Erzgetöſe der Korybanten vor der Grotte des idäiſchen Zeus.

Däubler iſt der Dichter des Chaos und ſein Werk die Geburt des Geiſtes aus dem Stoffe. Indem er, zur Sprache ausgereift, — ich muß an den Logos erinnern, der Geiſt und Wort iſt — den Stoff verläßt, der ihn ausgetragen hat, ſtürzt er ihn unter ſich in das alte Chaos zurück, das er war, ehe er den Geiſt in ſeinem Schoße empfangen hatte. Weiter waltet der Gezeugte in göttlicher Freiheit, aber eingedenk der Wortgeſtalt, die er vom Stoffe empfangen, ein tönend Gleichnis von des Stoffes Geheimnis, ſo dunkel, hart und ſtarr, daß keines Geiſtes Sonnenſtrahl es zu durchdringen vermöchte.

In dieſer höchſten Bewußtheit des Unbewußten erblicke ich die Stärke des Dichters und zugleich die Wurzel ſeines orphiſchen Dunkels. Denn nicht will ich damit geſagt haben, daß er das Unbewußte zur Bewußtheit geklärt und geläutert habe — wer das vermöchte, hätte die Iſis entſchleiert und damit wahrſcheinlich die beſtehende Welt vernichtet — nur daß er uns, wie vielleicht keiner vor ihm, die Macht des Unbewußten fühlen läßt und ihre für alles Leben entſcheidende Bedeutung. Denn daß wir beſtehen, verdanken wir im Grunde nicht dem zerſetzenden Lichte des Geiſtes, ſondern der verbindenden und erhaltenden Macht des ins Urdunkel eingetauchten Stoffes und ſeinen Widerſtänden gegen das Licht, die die Auflöſung des Lebendigen verzögern.

Man hat Däublers Werk — rein äußerlich — mit Dantes gewaltiger Dichtung verglichen. Ein ſolcher Vergleich muß, ſtreng durchgeführt, auf den erſten — und wohl auch zweiten

und dritten — Blick entſchieden zum Nachteile Däublers ausfallen. Auch ich möchte es mindeſtens unentſchieden laſſen, ob es Däublers dichteriſche Geſtaltungskraft mit der Dantes aufnehmen kann. Dennoch wäre ein ſolcher Vergleich kein ſo unerhörtes Wagnis, wie man vielleicht zu meinen geneigt iſt. Allerdings geht Dante aus dem Ringen mit ſeinem Stoffe als ruhmgekrönter Sieger hervor, während Däubler inſoferne unterliegt, als er nicht vollendet, wenn auch nur darum nicht vollendet, weil das Ende ſeines Liedes das Ende der Welt wäre, wie ſie beſteht. Aber mich dünkt, daß Däublers Niederlage nicht minder ehrenvoll iſt als Dantes Sieg. Denn Dante hatte wenigſtens etwas vom Geiſte der Jahrhunderte Vorgeformtes vor ſich, das er dadurch zur ſinnlichen Anſchauung geſtaltete, daß er ihm ſeinen belebenden Odem einhauchte, während Däubler mit dem Formloſen, Ungeſtalten und Unfaßbaren rang, das ſtark genug iſt, um ſelbſt den ſtärkſten Geiſt zu überwältigen. Er unterlag, aber mit einer ſtrahlenden Verheißung auf den Lippen, mit der frohen Botſchaft vom Nordlichte, worin ich das Eigenlicht des aus dem Erdſchoße ſonngezeugten Geiſtes erblicke, der das Fleiſch, die Dinge, aus dem Schoße der Sprache zur Unſterblichkeit wiedergebären, und ſo aus der Enge, Starre und Dumpfheit des Stoffes erlöſen wird, ſobald er, der zwar ausgetragene, aber noch nicht zur Männlichkeit erſtarkte, ſeiner voll bewußt geworden iſt. Oder, um den Vergleich noch weiter zu führen: Däubler führt uns bis auf den Gipfel des Läuterberges und entläßt uns mit einem Blicke in die Morgenröte des Paradieſes, das am Ende der Tage heraufglänzt.

Das alles täte der Dichter? — Nein, er erleidet es von der nämlichen Sprache, die er zu vergewaltigen ſcheint. Denn Däubler, ſo groß ſeine Macht über die Sprache zu ſein ſcheint, iſt im Grunde nur das Zeug zu ihrem Werke, das Mittel, durch das ſie ſich offenbart, oder — wenn das

angenehmer klingt — der Mittler der Sprache. Nicht er hat die Sprache aus der Knechtschaft der Dinge entlassen, sondern die Sprache tut ihre Befreiung durch ihn kund. Man merkt es ihr an, daß sie eben erst frei geworden ist, denn sie gebärdet sich ausgelassen, ja geradezu zuchtlos: libertina. Sie ist eben trunken von ihrer großen Jugend und ihres Geistes so voll, der ihren Leib ganz und jedes seiner Glieder besonders haben will, daß ihr Leben ein fortwährendes Zusammenschauern, -schaudern und -zucken unter den Berührungen des Geistes ist.

Diese ungeheure Sinnlichkeit seiner Sprache — das Erbteil ihrer Mutter, des Stoffes, der Hyle, wie ein Alter gesagt hätte — ist es, was leicht dazu verleiten könnte (und auch schon verleitet hat), Däublers Dichtung als wunderliche Wortspielerei zu bezeichnen. Als solche mag sie freilich jemand erscheinen, dem es entgangen ist, daß diesem Dichter die Sprache nicht mehr wie fast allen seinen Vorgängern das Mittel zu dem Zwecke ist, das Welterlebnis irgendwie mitzuteilen, sondern ein Gebilde, das sich zu eigenem, von dem Dasein der Dinge gesonderten Leben durchgerungen hat und damit fähig geworden ist, aus sich selbst eine Welt zu schöpfen, die mit der Ordnung der wirklichen nichts mehr gemein hat. Däublers Sprache kann den Geist, der sie gebildet und den sie in sich aufgenommen hat, nirgends anders suchen als in sich selbst und seiner nicht anders habhaft werden als dadurch, daß sie sich selbst erfaßt und liebkost in den tausend und abertausend Stab- und Endreimen, Anklängen, Lautgemälden und Gleichnissen, die die Erscheinungsform, das körperliche Gefüge ihres Geistes bilden. Daß man dieses an Däubler so Wesentliche und Unentbehrliche für ein Zufälliges gehalten hat, das ist wohl der größte Irrtum, in den man bei der Beurteilung seines Werkes verfallen konnte.

Däubler ist, wie mich dünkt, der erste Dichter, der die

Sprache den Geist führen läßt, während bisher der Geist die Sprache geführt hat. Er tut das, glaube ich, im Vertrauen auf eine Art „prästabilisierter Harmonie“ der Sprache, auf ein noch verborgenes, aber wohl schon von so manchem Dichter geahntes Grundgesetz der Sprachbildung, wonach in jeglicher Art von Gleichlaut ein Merkmal geistiger Zusammengehörigkeit der gleichlautenden Worte sowie der Dinge zu erblicken wäre, für die die Worte als Lautzeichen dastehen, so daß also eine Reimreihe wie Wald — kalt — alt nicht länger bloß für den Gehörsinn verbundene Worte darstellen, sondern bedeuten würde, daß auch die damit verbundenen Vorstellungen und zuletzt die vorgestellten Dinge selbst in einem wesentlichen und notwendigen Zusammenhange stehen.

Raum — Baum — Traum! Wer ist so ganz von den Musen verlassen, daß er aus diesem Dreiklange nicht mehr herauszuhören vermöchte, als den jedem Ohre faßbaren Reim, nicht auch das Eine, das dreimal ein Andres ist, nicht auch das Unbewußte, das sich im Unendlichen entfaltet und mit allen Schauern in sich selbst versenkten Lebens an unsere Herzen rührt, endlich das Gedicht aller Gedichte, in denen diese drei Reime wiederkehren, mögen die übrigen Worte, die sie verbinden, lauten, wie sie wollen?

Ich verweise endlich auf die Reihe: Lamm — Stamm — Schwamm, um zu zeigen, daß die Sprache noch mehr vermag, daß sie uns dichtend nicht bloß geistige, sondern sogar geschichtliche Zusammenhänge enthüllt und daß vielleicht alle Weisheit der Wahrsagung — man denke an die delphische! — auf geheimnisvolle Wort- und Sinnzusammenklänge baut, wie die Geschichte vom Leiden Christi, des an dem Stamme des Lebensbaumes schmachtenden Gotteslammes, dem ein in Essig und Galle getauchter Schwamm gereicht wurde, in dem Urgedichte: Lamm — Stamm — Schwamm beschlossen ruht.

Ich ſchließe mit einem Hinweiſe auf die wunderſame Weisheit der beſchwingten Metapher, die das Auge aller Augen und den Urquell alles Sehens längſtens in der Sonne entdeckt hat, während der lahme Verſtand der Schule noch immer auf Syllogismenkrücken einherhinkt, es zu ſuchen, derſelbe Verſtand, der heiſer kreiſchend Beweiſe heiſcht, wenn der ahnungsvolle Dichter verſichert, daß die ſtille Muſchel Mund und Ohr des Meeres ſei und ſummend ſeinem Liede lauſche.

Däubler hätte alſo, indem er ſich willig von der Sprache lenken ließ, zur Entdeckung einer eigenen Sprachvernunft geführt, die, wenn ihr von Sprachforſchern und Seelenkundigen eifrig nachgetrachtet würde — wer weiß es? — nach und nach zu einer neuartigen Welterlebnisweiſe reifen könnte.

Nicht etwa, als ob er von allem Anfang dieſen Weg gegangen wäre. In den früheſten Gedichten zeigt er ſich noch in der alten, uns geläufigen Weltbetrachtung befangen, die von den Dingen zu den Worten und von den Worten zu den Ideen aufſteigt. Wie wäre es ſonſt möglich geweſen, die Grundidee ſeines Werkes zu erfaſſen, wie ich das in meinem Aufſatze „Ein ſibylliniſches Buch“ verſucht habe? Da ſind die Worte in der Tat noch Abbilder der Dinge, wenn auch immer deutlicher ihr Beſtreben hervortritt, ſich von den Dingen und ihrer natürlichen Ordnung loszumachen, und dieſe nach dem Geſetze der Sprachvernunft in eine höhere, ſprachgeiſtige Ordnung umzuſchaffen, ſo daß fortan die Sprache nicht mehr als ein Gefüge von Wortabbildern der Dinge erſcheint, ſondern dieſe ſelbſt, an und für ſich nichts anderes als rein ſtoffliches Chaos, ihr Geſetz, ihre Ordnung erſt von der Sprache empfangen.

Es wird nun klar geworden ſein, in welchem Sinne ich Däubler den Dichter des Chaos genannt habe. Er iſt es erſchöpfend dadurch, daß er die natürliche Ordnung auflöſt,

indem er den Geist aus der Knechtschaft der Dinge befreit, was zur Folge hat, daß sie in ihre ursprüngliche Unform zurückstürzen. Er ist es sodann schöpferisch dadurch, daß er den befreiten Geist zur Erkenntnis seiner selbst emporhebt, indem er ihn durch das Kräftespiel der Sprache dazu bewegt, sich sinnlich im Sprachkörper zu begreifen, womit eine neue, sprachgeistgesetzte Ordnung der Dinge angebahnt und eine ordnende Kraft im Geistesleben entdeckt ist, der er die Macht zutraut, den toten Stoff zum Leben der Sprache zu erwecken und so das Werk der Welterlösung zu vollbringen.

Die Sprache als Welterlöserin? höre ich verwundert ausrufen. In der Tat, so ist es, und der Gedanke ist nicht einmal neu. Man erinnere sich nur jenes mythischen Orpheus, der durch die Macht seines Gesanges nicht nur wilde Tiere besänftigte, sondern auch Bäume, ja sogar Felsblöcke zum Tanze begeisterte, Christi, des göttlichen Wortes, das in den Katakomben als der wahre Orpheus erscheint, Pauli, seines Jüngers, der von der Berge versetzenden Macht des Glaubens an Christum, das Fleisch gewordene Gotteswort, spricht und jener Meinung der zu Nikaia versammelten Kirchenväter, die den Glauben an die Auferstehung des Fleisches durch die Wunderkraft des selber gestorbenen und von den Toten auferstandenen Logos zum Lehrsatze der katholischen Kirche erhoben haben, einen Glauben, an dem auch Däubler festhält und dem er im „Nordlicht" ein ehernes Monument gesetzt hat.

Denn daraus, daß einmal der Welt das Nordlicht aufgehen wird, lange bevor es in Wirklichkeit anbricht, daß dies Denkmal keine Pyramide ist, worin sich ihr Baumeister bestattet hat, ist wohl kaum zu zweifeln. Vielleicht ist der Tag nicht mehr ferne, wo man erkennen wird, daß Däubler der Sprache, besonders der dichterischen, eine Bahn gebrochen hat über die Welt der Wirklichkeit hinaus und in einer

ganz neuen, von ihm entdeckten und mit dem Mute des Entdeckers verfolgten Richtung. — Wohin ſie ihn führen wird? Immer weiter von den Menſchen weg, die ſich nun einmal nicht entwöhnen können, im Worte eine Macht zu erblicken, die zu den Dingen hin und nicht von ihnen wegleitet, in ein Reich, wo alle Sicherheiten der Erkenntniſſe aufhören und aus ahnungsſchwangerem Chaos die erſten Umriſſe einer Welt auftauchen, die die Sprache erſchaffen ſoll.

* * *

An Theodor Däubler / von Viktor Bitterlich

Ein Schweigen geht durch dieſe Winternacht.
Die Erde lauſcht in ſich. Ihr Herzſchlag zittert.
Ihr bleich Geſicht mit blinden Augen wittert.
Spürſt du den Schnee? Ein Schmerz iſt aufgewacht.

Ihr Herzſchlag zittert. Schmerz iſt dargebracht!
Von ihren Lippen gellt ein Schrei und flittert
Von Stern zu Sternen, blutend hingeſplittert,
Und Scham des Lebens überglüht die Nacht.

Und Tränen ſpringen ſingend durch's Gefunkel
Und Blut verqualmt und Qual iſt aufgeſpaltet
Und tauſend Sterne brauſen in das Dunkel.

Nicht ſein! Nicht ſein! Ein Mantel wird entfaltet.
Und Froſt umarmt den Schrei: er ſtarrt und zittert.
Schweig auch, mein Herz! Ein blindes Antlitz wittert.

Im Herbſt / von Deſider Koſztolányi

Einzig autoriſierte Übertragung von Stefan J. Klein

Anfangs ging alles ſeinen gewohnten Gang. Es war ein ſonniger September, die Bäume ertrugen kaum die Laſt des Obſtes, auf den Höfen bereitete man Dunſtobſt für den Winter und rührte Pflaumenmus in kupfernen Keſſeln. Später brachte der Oktober leichte Nebel. Tagsüber wehte noch immer warmer Wind. Die Fliegen waren noch nicht krepiert und umſummten in ſchwarzen Schwärmen die Fenſter. Allmählich hatte die Leſe begonnen. Hungrige Weſpen nagten an den Birnen. An den Abenden harrten wir erſtaunt auf den Wegen, die zu den Weinbergen führten, blickten zum Himmel empor, wo Raketen praſſelten, die glühenden Köpfe — unglaublich ſchien es — ins Nichts bohrten. Der Moſt gährte im Dunkel der Keller. Der junge Wein verätzte mit ſeinem Honiggift die Kehlen der Trinker. Wir ſahen große länglich runde Trauben und dachten an die Brüſte fetter Weiber. Der Herbſt bezauberte durch ſeine Sinnlichkeit und ängſtigte durch lüſterne Fäulnis. Auf dem Pflaſter des Landſtädtchens lagen zertreten die Schalen der gelben Zuckermelonen, welche den ganzen Sommer über nicht fortgeſchafft worden waren; der Schlag hatte die dickbäuchigen Melonen getroffen, die waren vor Hitze geplatzt, und ihre Leichen dampften auf den Pflaſterſteinen. Wir aber planten immer wildere, tollere Streiche, beſonders am Nachmittag, in den Lehrſälen. Man begann zu heizen. Der Schuldiener — ein dürrer alter Serbe — brachte zitternd die Holzſcheite und Spähne herein und füllte den Bauch des Ofens. Doch im Freien war es noch warm.

Ein kleiner Streich bildete den Anfang.

Eines Nachmittags — gegen drei Uhr — ſtahlen wir dem kurzſichtigen Eminenz die Brille.

Im Saale war es ſchon dämmerlich dunkel. Der rotbackige, blonde Knabe begann hin und her zu rücken, ſich auf ſeinem Platze zu bewegen. Er neigte ſich vor, ſtand auf und ſtieß dabei mit der Naſe an Wand und Rechen. Dies machte ihn noch nervöſer. Dem Suchenden gibt die Furcht vor dem Mißlingen Kraft, die Abſicht wird zur Leidenſchaft und Ueberzeugung. So geſchah dies auch bei ihm. Er durchſtöberte alle Taſchen zwei-, dreimal, immer ſchneller und ſchneller, dann kroch er unter die Bank, legte ſich auf den Boden und preßte die Wange auf die ſchmutzigen Bretter: ſo ſuchte er die Brille. Wir kicherten feig, klemmten die Taſchentücher zwiſchen die Lippen. Das Vibrieren der Lachmuskeln trieb den Knebel polternd aus dem Munde, mit großem Getöſe, wie eine Kanonenkugel den Lauf verläßt. Das Lachen brach immer lauter hervor. Vielleicht lachten wir nur deshalb ſo viel, weil wir uns überaus fürchteten.

Die meiſten unſerer Profeſſoren waren magere und ſtrenge Prieſter, in deren muskulöſen Händen das gelbe Rohrſtäbchen unbarmherzig ſchwirrte. Mit exaltierten Geſichtern wahrten ſie die Ordnung, und ſeitdem es ruchbar geworden, daß die Rebellion in der Schule das Haupt erhebe, tauchte uns im Rücken jeden Augenblick eine Soutane auf, die Geſtalt eines Pfaffen, hager und bleich, wie ein Miſſionär unter Wilden. Grauſam klopften ſie die dicken Hoſen der Bauernjungen aus. Vierzehn-, fünfzehnjährig waren wir, dennoch Kindsköpfe, mutwillige, ausgelaſſene Bengel. Sie durchſchnüffelten unſere Taſchen und Schubladen; in die Stadt durften wir nicht; nachts hielt ſtets ein Frater Wache. Doch wir überliſteten ſie. Nach der Viſitierung tauchten aus ganz ungeahnten Verſtecken, wie aus Zauberhänden, die Werkzeuge auf, deren wir zu den Schabernacken unbedingt

bedurften. Wir kannten das Terrain. Der ganze Konvikt war für unsere Zwecke präpariert. Unter dem Katheder zogen sich unterirdische Leitungen hin, die von der letzten Bank aus ungesehen in Bewegung gesetzt werden konnten. Das ganze Institut mit seinen Nebengebäuden und Laboratorien rollte fast auf Rädern, so sehr hatten wir es mit Spulen, Drähten, Schnüren unterminiert. Kein Meister des Schachspieles kann seine vierundsechzig Felder besser kennen, als wir unsere Schule kannten. Alles war genau berechnet. Wir wußten, wann unser Opfer im Garten stolpern werde, und genossen jeden Augenblick, der bis dahin verstrich. In unseren Taschen lagen die Nußschalen und Frösche vorbereitet, die Knallerbsen waren in schlau konstruierten Vierecken verstreut, die Verweser der Lärminstrumente paßten sich den Verhältnissen an, die asa foetida war schon vorher auf die Platte des glühenden Ofens geworfen, so daß das Konzert im richtigen Augenblick komplett war. Gleichzeitig traten die Feuerwerker und die Musikanten in Funktion, die Parfümeure gesellten sich dazu. Wir waren nicht zu bändigen. Ende Oktober gelang einem Kollegen eine besondere Leistung. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln schlich er sich ins Dormitorium, in die Schlafstube des Direktors, an den über dem Bette hängenden Weihwasserkessel heran und goß Tinte hinein.

Der Direktor besprengte sich am Abend mit Tinte und kam am Morgen — er war ein sehr zerstreuter Mann — mit tintenbeklextem Gesicht in die Mathematikstunde.

Im November war das Lachen zur Krankheit geworden. Das Lachen ist eine böse Epidemie. Nur wenig davon ist erträglich, wer es im Uebermaß genießt, bekommt Erstickungsanfälle, sein Gesicht wird blaß, dann rot, das Kreuz beginnt ihn zu schmerzen. Das Lachen kitzelt die Achselhöhle, den Schopf, die Rippen. Vielleicht lachten wir nicht einmal aus Vergnügen. Juckendes Prickeln zuckte uns durch

alle Glieder. Wir freuten uns des Lebens und flohen es. Wir waren krank und traurig.

Eines Spätnachmittags berief uns der Direktor zu sich, vor den mit grünem Tuch überzogenen Tisch, in dessen Mitte zwischen zwei brennenden Kerzen ein schwarzes Kruzifix düster dreinschaute. Er sprach mit glühendem Antlitz:

„Der Teufel steckt in euch! Der Teufel . . . !"

Wir gaben ihm recht. Fühlten, in diesem Herbste treibe der Teufel sein Spiel mit uns. Der Teufel stand hinter unseren Rücken, doch wir konnten uns seiner nicht erwehren. Und wurden betrübt. Fanden uns unrettbar verloren, waren von unserer völligen Verkommenheit überzeugt, und auch davon, daß es für uns keine Hilfe mehr gebe, unsrer die Hölle harre, deren Qualen der Katechet mit den schrecklichen Worten der Bibel — blutrot und schwarz — ausgemalt hatte.

Im Dezember wurden zwei Schüler ausgeschlossen. Da erschraken wir ein wenig. Doch die Verfolgung schloß uns nur enger aneinander und wir trieben unsere Streiche mit dem Zorne der Verzweiflung. Es ist wahr, wir erprobten unsere Ulke bloß an uns selbst. Kein Tag verging, ohne daß wir etwas Neues ersonnen hätten. Die einen fanden unter der Bettdecke ein wassergefülltes Lavoir vor und Unvorsichtige setzten sich patschend hinein, schlugen jedoch keinen Lärm, damit der Frater nichts merke. Die Zuseher erstickten das Lachen in den Polstern. Andere wurden am Morgen von Zündhölzchen geweckt, welche ihnen an den Fußsohlen brannten, fanden die Schuhe voll Wasser, die Beinkleider und Rockärmel zugenäht, die Bücher und Hefte unter den Betten verstreut. Doch diese Kniffe veralteten bald. Nun spannten wir unsichtbare Drähte im Saale aus, über die allabendlich Dutzende fielen und sich die Köpfe blutig schlugen. Nadeln und Nägel wurden zwischen die Polster gesteckt und viele stachen sich die Körper blutig,

wischten aber stumm das Blut ab, verlachten die Wunden, ertrugen diese stolz und heldenmütig.

In einer Dezembernacht brannten zwei Burschen aus dem Internate durch. Sie sprangen über die niedrige Mauer und gingen in die Stadt, um uns, Kundschaftern gleich, Nachricht zu bringen. Alle unsere Gefühle folgten ihnen, aufgeregt warteten wir im Dunkel auf ihre Wiederkehr. Verrat war nicht zu befürchten, denn der Eminenz, der rotbackige blonde Knabe schlief mit einem zweiten schweigsamen und kränklichen Jungen in einem separierten Zimmer, ein Stockwerk höher. Zäh flossen die Stunden dahin. Oft blickten wir durch die Gangfenster, ob sie nicht kämen. Der Wind blies durch den tief verschneiten Garten, die Bäume standen traurig da, niemand kam. Wir vermuteten, es sei ihnen etwas zugestoßen: es war möglich, daß jemand die Beiden an der Mauer erblickte, vielleicht der patrouillierende Polizist, sie verhaftete und in den Arrest führte. Die Feigeren bekamen schon Furcht, dachten, es wäre besser gewesen, die Beiden daheim zu lassen und nicht fortzuschicken. Einige jedoch vertrauten unerschütterlich der Kraft und List der Durchgebrannten. Der Frater war vom jungen Weine trunken und schnarchte in der kleinen Kammer. Wir harrten. Verständigten uns leise. Auch durch Zeichen. Gesicht an Gesicht gepreßt lagen wir. Mit pochenden Herzen. Die Turmuhr hatte schon Mitternacht geschlagen. Der Garten lag noch immer starr und regungslos. Alle fünf Minuten blickten wir hinaus. Endlich meldete einer:

„Jemand kommt durch den Garten!"

Er erzählte, auf der schneebedeckten Erde schleiche ein Schatten dahin.

Wir bekamen Angst. Gänsehaut überlief uns. Gesicht, Mund, Hände, alles kalt. In bloßen Hemden standen wir im Schlafsaal herum. Stumm. Laut hämmerten unsere Herzen. Allerhand Schauergeschichten fielen uns ein. Auch

die Kühnſten fragten ſich ratlos, ob nicht etwas geſchehen ſei. Fünf Minuten ohnmächtigen Schreckens verſtrichen ſo. Der Späher rannte wieder auf den Gang:

„Wer iſt's?“

„Sie kommen!“

„Sie ſind es?“

„Sie!“

Seufzer der Erleichterung. Wir ſchlüpften in die Betten zurück, zogen die Decken über die Ohren, unterdrückten unſere trunkene, unſägliche Freude, heuchelten Schlaf. Die zwei Burſchen kamen.

Der eine war der reichſte Schüler. Sein Vater — ein Apotheker — ſandte ihm monatlich zweihundert Kronen Taſchengeld. Er war der beſte Turner und Fechter, der größte Mädchenjäger. Er kam zuerſt. Schlich in den Strümpfen über den eiskalten Gang. Die Schuhe hatte er ausgezogen, um keinen Lärm zu verurſachen. Er trug ſtets eine ausgeſchnittene Weſte, ein blankweißes Hemd, ſchöne Schuhe; das Haar ließ er ſich lange wachſen und intereſſant in die blaſſe Stirne fallen.

Der andere war ein merkwürdiger Serbenjunge, der ſchlechteſte Schüler, unſer Rädelsführer, der dem Ausſchluſſe wiederholt nur mit knapper Not entgangen war. Ein harter, ſchlauer, grauſamer Burſche, mit ſprühenden pechſchwarzen Augen. Man ſagte, er ſei ein wenig verrückt. Manchmal ſtreckte er die Finger vor die Augen, wendete das Geſicht der Sonne zu und ſpielte mit dem Licht. Im übrigen war es allbekannt, daß er trinke und ſpiele. Jedenfalls war er ein ſonderbarer, imponierender Junge.

„Wartet!“ flüſterten ſie. „Liegen bleiben!“

Wir hielten es vor Erregung kaum aus, doch ſie waren die Herren der Situation, gebrauchten ihr Recht und befahlen uns. Erſt ſpäter erlaubten ſie, daß ein Streichholz angezündet werde. Im Scheine des Zündholzes ſahen ſie

bleich aus. Der reiche Jüngling saß mit übereinandergeschlagenen Beinen da und schien sehr niedergeschlagen. Sein Haar war trotz der Kälte schweißbedeckt. Der Serbenjunge grinste, zog aus der Tasche eine mächtige Flasche.

„Branntwein!“

Dann rollte etwas aus dem Taschentuche.

„Karten!“

Noch eine Ueberraschung.

„Tabak!“

Zuletzt legte er ein Stück Paprikaspeck auf den Tisch.

„Habt ihr euch gut unterhalten?“

Sie nickten bejahend.

Durch den Saal wehte der berauschende Atem des Sieges. Allmählich wurden wir in den Betten warm und freuten uns des ungewohnten Wachseins in später Nacht. Die Branntweinflasche ging von Hand zu Hand. Einige spielten beim Lichte einer Kerze Karten und rauchten Zigaretten. Der reiche Bursche erzählte, sie seien ganz in der Nähe des Konviktes von schamlosen Mädchen angesprochen worden, die etwas sagten, was er nicht wiederholen wolle, lachten und verschwanden. Später begann er eine längere Erzählung, sehr leise, stimmlos flüsternd, die Umstehenden horchten mit glühenden Augen. Kichern durchbrach die Stille.

„Blond?“

„Blond.“

Die Lustigkeit wuchs immer höher und höher. Wir trieben es vorsichtig, damit von dem nächtlichen Zechgelage nichts vernehmbar werde. Auf den Fußspitzen rannten wir durch den Saal, geräuschlos schleuderten wir einander Pölster und Federbetten an die Köpfe. Der Serbe war am lustigsten.

„Laßt die Kindereien. Heute müssen wir etwas Neues haben! “

Doch was? Was? Alle Tricks sind erschöpft.

Wir brannten noch eine dünne Kerze an.

Der Serbe ſtützte ſich im Bette auf, ſchnaufte, ſtarrte vor ſich hin, dachte nach.

Dann pruſtete er und wollte vor Lachen erſticken.

„Der Frater ſchläft, wir gehen nach oben, zum erſten Eminenz.“

„Und?“

„Ihr werdet ſchon ſehen!“

„Waſſer?“

„Keine Spur!“

„Feuer?“

„Keine Spur!“

„Haſt du die Schnur bei dir?“

„Den Nagel und die Kette?“

„Die Zündhölzer?“

„Alles hab ich. Kommt nur!“

Er ſchien ein wenig erregt zu ſein, doch auf ſeinen Lippen zuckte noch immer ein blaſſes und geſpenſterhaft verzerrtes Lachen.

„So einen Spaß hat es noch nicht gegeben!“

Ich weiß nicht, warum wir gerade den erſten Eminenz erwählten, den wir trotz des Spionierens, ſeines Wiſſens und taktvollen Benehmens halber, liebten. Vielleicht verdroß uns in dieſem Augenblick ſeine Kurzſichtigkeit, ſeine blinden Maulwurfsäuglein, ſein Fleiſch. Es verlangte uns darnach ihn ein bischen zu quälen, zu kitzeln, herumzuhetzen, ihn aus lauter Liebe durchzuhauen, zu erſchrecken und dann plötzlich wieder zu verſöhnen, um uns am anderen Tage von neuem ſeinem warmen und ehrlichen Herzen und diamantſcharfen Verſtand anzuvertrauen. Was werden wir ihm nun antun? Dieſer fromme Knabe hat doch ſchon die ganze Skala der Ulke durchgemacht! Wir hatten ihn in naſſe Tücher gewickelt, als Geſpenſter geſchreckt, ſeinem Bette die Brettchen entnommen, ihm, wäh-

rend er ſchlief, Seſſel, Tiſche, Bänke auf die Bettdecke geſtellt. Alles ließ er ſich gefallen.

„Kommt!“ ſprach ſchließlich der Anführer zaudernd.

Wir ſchlüpften in die Hoſen, in einem Augenblick waren wir fertig, krochen durch das finſtere Stiegenhaus ins erſte Stockwerk empor.

Voran ſchlich der Serbe, einem ſehnigen Wolfe vergleichbar.

Schon hockten wir vor der Türe des Eminenz. Der eine knieend, der andere auf allen Vieren, der dritte auf dem Bauche liegend.

„Wenn er nur ſchliefe!“

Behutſam öffneten wir die Türe.

Die Lampe brennt, er ſchläft alſo nicht. Er ſitzt beim Tiſche, im Schlafrock, mit bloßer Bruſt. Mit roter Tinte zieht er Linien, wirft Zahlen aufs Papier, ſchreibt kleine geperlte Buchſtaben. Vor den Augen hat er die Brille. Er läßt den Kopf hängen, um in der ſchlechten Beleuchtung beſſer zu ſehen, über die Brille hinweg ſchielt er zu uns herüber.

„Was wollt ihr?“ frägt er gelaſſen, halblaut.

Es verdroß uns ſehr, ihn nicht im Bette zu finden.

Plötzlich ſtürzte ſich der Serbe auf ihn, verband ihm brutal die Augen, warf ihn zu Boden.

„Laßt mich!“ ſchrie der Knabe. „Macht keine Dummheiten, geht ſchlafen!“

Abermals platzte eine fahle Lachſalve durch die Luft, doch darauf folgt wieder Unzufriedenheit. Es iſt klar, der Ulk gelang nicht. Der Serbe ſtarrte verwirrt vor ſich hin.

Jetzt eiferten ſchon wir den Serben an, er möge doch etwas tun; er aber zaudert, will ſich zurückziehen, doch wir ſtehen hinter ſeinem Rücken und laſſen nicht locker.

„Kitzle ihn!“

Der Serbe fuhr mit der Hand über den Nacken des Knaben. Doch dieſer lachte kaum und duldete es gelaſſen.

„Du lachſt nicht?“ fragten wir höhniſch.

„Kitzle ihn ſtärker!“

Der kleine Student verzieht nicht einmal eine Miene des Geſichtes. Er lacht nicht, iſt gelaſſen, hartnäckig, hält das Ganze für eine Dummheit.

Da zieht einer der hinten Stehenden ein mächtiges Speckmeſſer aus der Taſche und drückt es lachend dem Serben in die Hand.

„Damit kitzle ihn!“

Unſchlüſſig ſteckt der Serbe das Meſſer in die Taſche.

Er muß etwas unternehmen. Wir zerren an ſeinem Rock, ſind des Hockens auf dem Boden müde. Eine ſtille Revolte gegen ihn bereitet ſich vor, weil er uns betrogen, uns, ohne einen guten Einfall zu haben, herlockte. Plötzlich ſtolpert er und alles lacht über ihn. Das gibt ihm den Reſt. Er ſucht einen Ausweg, um die Situation zu retten. Wir haben große Angſt und lachen ſehr. Aller Rauſch, den wir an dieſem kurioſen Tag einſogen, iſt uns zu Kopfe geſtiegen. Die Welt dreht ſich mit uns. Nun lachen wir ſchon über alles, finden alles unterhaltend, auch das, wie der Serbe dort mit dem Knaben ringt, wie eine Amtsperſon, die ſich nicht zu helfen weiß.

Lange Minuten vergehen ſo.

„Nun los!“ toben wir.

Dann glüht etwas im Finſteren auf.

Langſam handhabt der Serbe das Meſſer. Er ſchiebt des Knaben Hand beiſeite, legt das Meſſer an deſſen Rippen, hält zugleich mit feſtem Griff des Knaben Mund zu; vorſichtig kitzelt er ihn mit der Meſſerſpitze. Nur des Spaſſes halber, einzig nur des Spaſſes halber; der Schlafrock des Knaben bewegt ſich, der Serbe läßt nicht locker, kitzelt immer weiter, immer ſtärker, nun kratzt er ſchon mit dem Meſſer; auf dem Fußboden läuft ein warmer Streifen dahin, das Meſſer dringt immer tiefer zwiſchen die Rippen, jetzt preßt

ſich der Serbe mit Wucht an das Meſſer, wir hören ein leiſes Wimmern, mit dem ganzen Körper beugt er ſich nun über den Knaben, der rücklings liegt und noch immer keinen Laut von ſich geben kann.

Einige, die entfernter, der Türe nahe ſtanden, beginnen laut zu lachen. Auch wir lachen mit, doch mit weinerlicher, erzwungener Luſt. Wir ahnen, der Ulk, der großartige Ulk ſei zuende.

„Biſt du fertig?“

„Ja!“ nickte der Serbe und lächelte kühl.

Doch uns, die wir naheſtanden, erfaßt Entſetzen, wir rennen aus dem Zimmer.

„Was iſt geſchehen?“

Wir wiſſen es nicht. Die Dezembernacht iſt kalt, die Verzweiflung, das Lachen treibt uns in den Garten. Auch von dort müſſen wir flüchten, weiter, weiter, in die Stadt, und auch aus der Stadt, fort, weiter, immer weiter, irgendwohin, wir wiſſen nicht wohin.

Wie wahnſinnig ſchwingen wir uns über die Mauern und rennen, rennen.

Winzige weiße Häuschen liegen vor uns. Die Stadt. Die Kleinſtadt, welche in der Nacht ſo geſpenſtiſch iſt. Büßendes Schwarz umhüllt alles. Nur die Fenſter der Schenken glühen wie die Roſte der Hölle und verſchmelzen mit den roten Tönen der Blechmuſiken. Wir rennen der Vorſtadt zu. Dort iſt kaum noch ein Menſch zu ſehen. Hurende Bauernmädchen lungern herum; bei Tag wuſchen ſie, jetzt ſtreichen ſie durch die engen Gaſſen, in verſchoſſene Tücher gehüllt, übermäßig und ſchlecht gepudert. Ihre Stimmen ſind warm und lüſtern, doch die Hände von laugiger Seife runzlig und rauh. Manchmal ſtürzt ein Betrunkener auf die Naſe, plötzlich, als ſei er von einer Flintenkugel getroffen.

Die Schildwache geht vor der Kaſerne auf und ab.

Gedichte / von Georg Trakl

Ein Frühlingsabend im Herbst

an Karl Röck

Ein Strauch voll Larven. Abendföhn im März.
Ein toller Hund läuft durch ein ödes Feld.
Durchs dunkle Dorf des Prieſters Glocke ſchellt.
Der Schoß der Magd krümmt ſich in rotem Schmerz.

Im Schatten alter Dächer blutet Mais.
O Süße, die der Spatzen Hunger ſtillt.
Im Rohr verſinkt die Spur von einem Wild —
O einſam ſtehn vor Waſſern ſtill und weiß!

Unſäglich ragt des Nußbaums Traumgeſtalt,
Den Freund erfreut der Knaben bäuriſch Spiel.
Nach heißen Quellen ſucht ein Haſelſtiel —
Die Wolken wandern tief und ſchwarz geballt.

Zu abend mein Herz

Am Abend hört man den Schrei der Fledermäuſe,
Zwei Rappen ſpringen auf der Wieſe,
Der rote Ahorn rauſcht.
Dem Wanderer erſcheint die kleine Schenke am Weg.
Herrlich ſchmecken junger Wein und Nüſſe,
Herrlich: betrunken zu taumeln in dämmernden Wald.
Durch ſchwarzes Geäſt tönen ſchmerzliche Glocken,
Auf das Geſicht tropft Tau.

Hymnus / von Otto Zoff

Von meinem Fenſter kannſt du hinſchaun auf die abendlichen Dächer:
Daß ſie helle Sterne tragen und auf einem Schornſtein hockt der Mond.
Weithin baut ſich der Himmel aus gleich einer Flucht erſchimmernder Gemächer
und du weißt, daß meine Seele dort mit deiner Seele feierlich wohnt.

Wandert Gott an uns vorbei, ſo küſſen wir den Saum ſeines Kleides,
manchmal trägt er uns auf den Armen weithin und wir Beſeligte wiſſen
unſeres Leibes nicht mehr, nicht der vielen Irrwege und des argen Leides.
An ſeinem Herzen ſchlafen wir geruhſam wie auf einem Ruhekiſſen.

Siehſt du die hellen Sterne? Grüße zu unſeren Seelen empor!
Vielleicht ſind auch ſie ſchon ſilbern entbrannt und ſchimmern himmliſch im Abendwind.
Vielleicht ſchon ſtehn ſie über einer Kathedrale Chor oder über einem Birkenbaum oder über dem Rohr
eines noch unbefahrenen Sees oder über einem ſchlafenden Kind.

Die Schildkröte /
von Robert Zellermayer

Der Student der exakten Philosophie Emil Wenger hatte soeben das Buch des Professors Urbanitsch über Auflösung der psychischen Phänomene in Massenstrebungen der Atome beendigt. Eine leidenschaftliche und doch kalte Erregung, die sich seiner bei jeder klaren und bedeutenden Erkenntnis bemächtigte, ergriff ihn auch jetzt. Diesmal aber fühlte er, daß es anders war: Die reine, gierige Lust, mit der er sonst im Bewußtsein seines Herrenmenschentums die Erkenntnisse in sich gesogen hatte, war nun seltsam mit einem lähmenden Grauen vermischt, das in ihm tappend und lauernd seelische Sensationen auslöste und ihn in ein dumpfes, erschrecktes, neugieriges Starren brachte. Die Erde und die Menschen als ein indifferentes Spiel kleinster, unveränderlicher Massen zu erkennen, Geist als leere Abstraktion, Sinn, Zweck und Bewußtsein als imaginäre Symbole zu begreifen, das erschütterte und verwirrte ihn.

Die wuchtigen Gedanken erlagen schließlich infolge ihrer Einfachheit einer großen Leere und er fand sich wieder, als er durchs Fenster die weichen, zarten Farben des Abendhimmels verfolgte, die in einer Symphonie von blau und rosa zerflossen und sich ineinanderschmiegten. Er beschloß einen Spaziergang zu machen, um in der kühlen, freien Luft seine Gedanken zu ordnen und zu beruhigen.

Am seltsamsten erschien ihm die Schlußbemerkung des Verfassers, der behauptete, daß seine Ansichten dem Menschen die Ruhe eines Gottes verleihen müßten. Emil Wenger dagegen konnte nur begreifen, daß die atomistische Seelenbetrachtung zur Verzweiflung führe. Die Sinn- und Zwecklosigkeit, die Willensunfreiheit empörten ihn maßlos, umsomehr als er die Ausführungen des Professors, dessen Stil

eine brutale Kühle atmete, anerkennen mußte. Er beobachtete Vorübergehende und ward ſich zum erſtenmal der wunderbar lebendigen Wirkung der menſchlichen Iris bewußt. Bei jedem Einzelnen.

Da ſtutzte er.

Hier war ein Auge: kalt, tot und leer. Es gehörte einer Dirne. An ihr konnte man ſich die Vorſtellung des Menſchenkörpers als eines Uhrwerkes ſuggerieren, an ihr den Verſuch machen, den Menſchen ohne transzendente Pſyche als Maſſenkomplex zu begreifen. Er führte ſie in ſein Zimmer, hieß ſie ſich auskleiden und ſetzte ſich rittlings auf einen Stuhl: aufmerkſam und lauernd. Die wenig verlockenden Reize des Weibes halfen ihm, den ſinnlichen Kitzel zu überwinden. Die Brüſte waren ſchlapp, die Hüften durch das enge Mieder mit Striemen bedeckt, der ganze Körper abgenützt und elend. Nur die Beine zeigten eine ſchöne Linie.

Sie legte ſich auf das Bett, ſchloß die Augen und wartete. Sie war müde und ſprach gar nichts. In dem magern Geſichte ſtanden die Jochknochen brutal vor, die Wangen waren ſchlecht geſchminkt. Von der ſcharfen Naſe zog ſich eine bittere Falte zu den blaſſen, etwas zuſammengezogenen Lippen. Das mattbraune Haar war zu einer abgeſchleckt glatten Friſur aufgeſteckt.

In dem Hirne des Studenten arbeitete es mit grotesker, ſprunghafter Gier, die ſich in der Fortſetzung der Idee der Menſchenmaſchine hypnotiſierte und zugleich an den Paroxismen, die aus der Beziehung auf das eigene Ich floſſen, zerſplitterte.

Er nahm vom Schreibtiſch ein Stilett und ſtach ſie leicht. Sie öffnete zuſammenzuckend die Augen und ſagte nach einer Weile, daß es mehr koſte, wenn er ſie quäle. Er lächelte und fühlte ſich von einer grimmigen Ruhe erfaßt. Daß ſie ihn ſolcher Gelüſte verdächtigte, hatte er nicht erwartet,

ihr Bereitsein aber stachelte ihn zur Fortsetzung eines Experimentes, das er mehr an sich als an dem Weibe ausführte. Eine eisige Tollheit hatte ihn erfaßt, die spielend, mit der Grausamkeit eines Kindes, eine Welt von Begriffen in ihm zerstören wollte und die mahnenden Stimmen zurückdrängte, die seine Erkenntnis verwarfen. Doch als sie auch das Liebesspiel, zu dem er sich widerwillig entschloß, mit müder Routine ertrug, umfaßte ihn allmählich eine tote Leere. Und des Gedankens ward er sich starr bewußt, daß auf seinem Wege die Moral mit ihrer Relativität in nichts zerrann, die Moral und die Gewißheit. An diesem Punkte erhob sich in ihm wie ein Sturm jenes ererbte, unbewußte, instinktive Wissen vom Leben, jene ehernen Erkenntnisse, die durch Generationen von Blut zu Blut gehen und den Körper beherrschen und bewahren. Mit einer Entschlossenheit, die er selbst an sich beobachtete und anstaunte, hieß er sie sich ankleiden und gehen. Das Geld wollte er in ihr Täschchen legen, als sie mit einem Angstschrei auf ihn zustürzte, um ihm die Tasche zu entreißen.

Die Starrheit ihres Auges war plötzlich gebrochen. Er hatte es deutlich gesehen, wie die frostig glänzende Iris aufgetaut war wie Eis vom warmen Regen. Das Weib war ganz verändert, blickte wie eine Liebende, zärtlich und voller Angst.

Als er die Tasche öffnete, streckte ihm eine Schildkröte ihren eckigen Kopf entgegen. Er fühlte sich, auf das Mädchen blickend, enttäuscht und gereizt. Was sollte das groteske Auftreten dieses Tieres? Warum blickte sie jetzt wie die anderen Menschen? Woher kam dieser unbeschreibliche, gedanklich nicht zu bewältigende, dieser verruchte heilige Glanz in ihre Iris? Sollte auch diesmal ein Anschauen genügen, um ein Gebäude von tausend strengen Gedanken zu zerstören? Er biß die Zähne zusammen und knirschte und beschloß, sie fest und kalt zu betrachten, um zu erkennen, daß

ſich auch jenes rätſelhafte Leuchten in Strahlenreflexe und ſein Empfinden hiebei in ein Spiel von einfachem Begehren und Verweigern, Streben und Widerſtreben, Liebe und Haß der drängenden Materie auflöſen laſſe.

Die Dirne aber griff nach ihrer Taſche, die er, ihre Augen tückiſch fixierend, ihr vorenthielt. Sie verlangte nun erſt in heftigen und beleidigenden Ausdrücken ihr Eigentum und ſtürzte ſich endlich auf ihn. Er warf ſie aber zurück, daß ſie auf die Knie fiel.

Von ſeinem Blick und ſeiner Ruhe verwirrt verlegte ſie ſich endlich aufs Bitten. Das Tier ſei das einzige Weſen, das ſie habe. Niemand kümmere ſich um ſie. Jahrelang lebe ſie ſchon ganz einſam und an die Schildkröte, die ſie von ihrem Vater, einem Tierhändler, mitgenommen habe, ſei ſie durch die lange Zeit ſo gewöhnt, daß ſie ohne das Tier kaum mehr zu leben wiſſe. Es ſei klug und verſtehe, was ſie zu ihm ſpreche, und ſei ſehr anhänglich. Jeden Abend nehme ſie es mit. Warum er es ihr um Gotteswillen nicht geben wolle.

Ein wütendes Mitleid kämpfte in ihm mit dem Grimm über die Erfolgloſigkeit ſeiner Gedanken, die vergeblich ſein Gefühl zerfaſern wollten. Die Hilfloſigkeit ihrer Stimme und Gebärden verwirrte ihn noch mehr.

Da er nicht antwortete und nur drohend daſtand, verlor ſie die Faſſung und wollte weinen. Aber es gelang ihr nicht, nur der Mund verzog ſich ſchmerzlich, und ſie ſchloß mit einer müden Bewegung für eine Sekunde die Augen. Das riß ihn aus ſeinen Gedanken und zeigte ihm mit einem Male ſeinen zerfahrenen Zuſtand. Die eine Welt ſchien ihm verloren, die andere ergab ſich nicht. Und dies mußte er an dieſem elenden Geſchöpf erkennen, das er mit Grimm bedauerte und haßte und mit einem unergründlichen Gefühl wider ſeinen Verſtand lieben mußte, weil es ihm Gedanken verſchloß, vor denen ihm im Innerſten graute.

Nun lag sie wieder da. Mit geschlossenen Augen. Tot.

„Da!“ schrie er und stieß der Schildkröte das Stilett durch die Oeffnung ihres Panzers am Kopfe in den Leib.

Die Dirne sah und erhob sich mit einem bellenden Laut. Sie riß die Klinge aus dem Tiere und jagte sie dem Studenten in den Hals. Dann nahm sie die Schildkröte in beide Hände und küßte sie mit zuckendem Munde, mit klagenden, verzweifelten, kosenden Lauten.

Er war, die Stimme durch das Blut erstickt, zusammengebrochen, und als sie ihn so liegen sah, beruhigte sie sich plötzlich, legte die tote Schildkröte behutsam in das Täschchen und kleidete sich mit bebenden, vorsichtigen Bewegungen an. Fast geräuschlos schloß sie die Tür.

Als der Student zu sich kam, fühlte er seinen Mund voll Blut und wollte die Hand erheben, doch er vermochte es nicht. Nur ein neuer Blutstrom entquoll seinen Lippen und raubte ihm abermals die Besinnung. Wieder erwachend blieb er regungslos.

Wie durch feine gläserne Schleier erschienen ihm die Gegenstände seines Zimmers. Fern, unsagbar fern, war die Welt, mit der ihn einige wesenlose Gedanken verbanden. Nach und nach begann er sich des Geschehenen zu entsinnen. Seele, Seele, dachte er irr und ein leeres, bitteres Gefühl durchdrang ihn.

Er sah sein Blut und konnte doch die ganze Situation nicht fassen. Die letzte Kraft nahm er zusammen, begriff und ein jäher Schreck machte ihn von neuem besinnungslos.

Als er zum dritten Male erwachte, vermochte er die Augen nicht mehr völlig zu öffnen und in unendlicher Erschöpfung schloß er sie ganz. Nunmehr begannen wie Kobolde zerrissene Gedanken in seinem Hirn umher zu gaukeln, die sich mählich zu Erinnerungen zusammenschlossen. Sanft verströmend gaben sich ihm ihre Bilder. Wie er als Knabe auf der Wiese spielte und wie die Mutter ihn rief, wie

er ſich mit den Jungen balgte, wie er ſtaunend auf die Lippen des Lehrers ſah, die von den Dingen und der Welt erzählten. Wie er zum erſtenmal ein Mädchen küßte ...

In ſeinem Kopf begann ein leichtes Tönen. Es ſchwoll an. Ein Grauen kam heran, rüttelte in ihm, bedrängte ihn mit namenloſer Fremdheit. Ein abgrundtiefes Gefühl war es, das er in Stunden der Gefahr und der Verzweiflung für Momente empfunden hatte. Jetzt blieb es, dauerte! Erſtickte ihn!

Seine Naſe ſpannte ſich, wurde ſchmal und ſpitz. Nun hörte das Tönen und das Grauen auf. Es wurde noch dunkler. Etwas kreiſte. Er ſank immer tiefer.

Uh! ...

Ein kühler Wind ſtrich durchs Fenſter und blähte die Gardine auf. Es war ganz dunkel geworden. Der Abendſtern leuchtete ins Zimmer. Von der Straße drangen Stimmen empor.

Das Nachten / von Guido Höld

Hirn, von Traumesblut beronnen,
was dir heut noch quellen mag? —
Um mich iſt's noch ganz wie Tag,
ob auch ſchon weg ſchied die Sonne.

Doch in meines Blickes Innrem
bin ich nächtig ſchon umdrungen;
bin von dunklem Ton umſungen.
In dem herzensnähern Sinne
nächtigt mir heut jene Nacht,
die mir oft das liebſte Junge
ſeltner Stund zur Welt gebracht.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Wer ein Bedeutendes beſtändig verunglimpft, an deſſen Lob hat auch der Freund keine Freude mehr.

*

Ich bin nicht mehr ſo arm, daß ich einen Finger rühre, um reich zu werden.

*

Man kann alles, was man will; aber der Wille läßt ſich nicht wollen.

*

Zwei Dinge, die ich vom Weibe verlange: Ohne „Wiener-Mode“ auskommen können und im Bette keine Zeitung leſen.

*

Nur Frau ſein können ſpricht dafür, daß man nicht Weib ſein kann.

*

Die Frau erſteht dort, wo das Weib eingeht.

*

Das abſolute Weib muß Frau zu werden ſcheuen; denn es unterbindet dem Weibe ſein Lebenselement: willig ſein können.

*

Der wahrhaft geniale Menſch wird immer mehr, je weniger er fremdem Einfluß erliegt, — der Pſeudo-Begabte immer weniger.

*

Weil der große Künſtler ohne größte Rechtſchaffenheit nicht zu denken iſt — ſie iſt ſeine höchſte Fähigkeit —: deshalb und nur deshalb ſind die großen Künſtler auch die wertvollſten Menſchen.

*

Ich erliege dem Zeitlichen, weil ich das Ewige in mir trage.

*

Auch der gute Wille, die Willigkeit des Künſtlers, iſt Willenskraft.

*

Es gibt politiſche und unpolitiſche Menſchen. Die politiſchen kommen durch lauter Vorteil zu Verluſten, die unpolitiſchen durch Verluſte zu lauter Gewinn.

*

„Gute Menſchen haben eine flache Ethik“. — Sind ſie vielleicht reich genug, das Schlechte gering zu achten? Dann wären ſie ſtarke Menſchen.

*

Die Menſchenkenner ſind nicht Menſchenkenner. Wer den Menſchen kennen lernt, begibt ſich des Kennenlernens der Menſchen.

*

Wenn ich auch die Liebe zu allem und jedem verloren habe, wenn ich dies noch liebe, habe ich noch immer nicht die Liebe verloren.

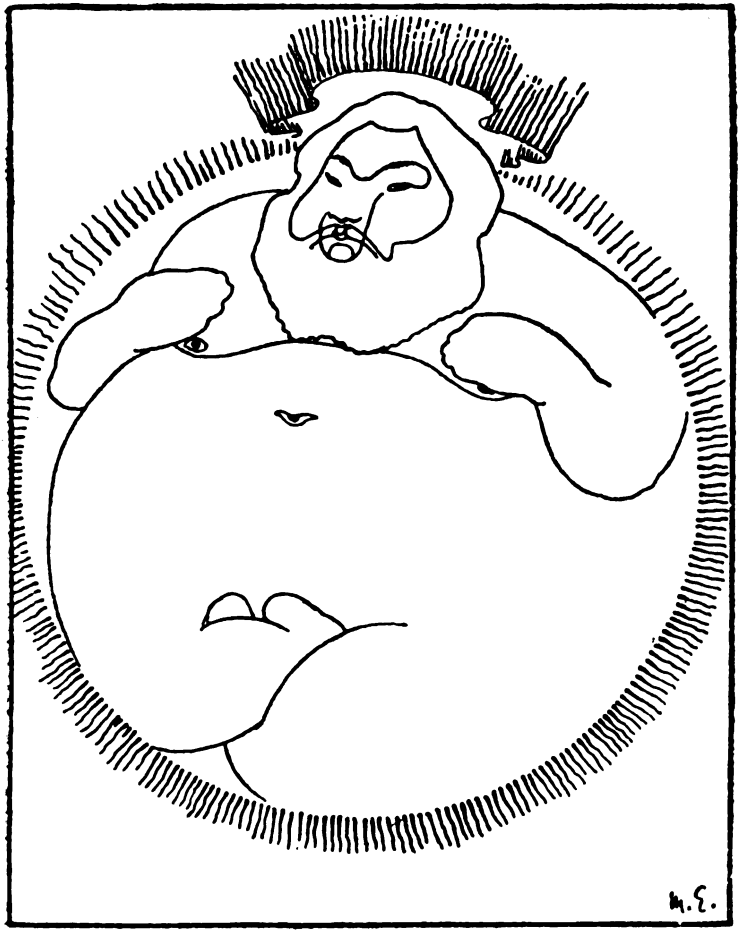
*

Es ſind ſo viele Oberkellner in der Kunſtwirtſchaft, daß man hundert Hände haben müßte, wenn man ſie alle gebührend heimzahlen wollte. (Man denke nur an die Herren Bahr und Nordau, die zu jedem Zeitgericht ihre falſche Rechnung ſtellen.)

*

Meine ganze Pſychologie: der Inſtinkt. Zuerſt wittert er, dann greift er, dann ſchaut er.

(gez. von Max v. Esterle)



THEODOR DÄUBLER

Nochmals „Politik“

Hof Neukastel i. d. Pfalz, 19. Nov. 1912.

Verehrter Herr von Ficker!

Ich las im „Brenner“, mit der ernsten Aufmerksamkeit, die mir durch jedes Hervortreten von Carl Dallago abgefordert wird, seinen „Politik“ überschriebenen Aufsatz. Erlauben Sie mir, Ihnen zu gestehen, daß ich diesen Aufsatz beklage. Wohl hat der Urheber, der nach allem, was ich von seinem Wesen spüre, rein sein muß wie Eis, mit den Artikelschreibern nichts gemein, die seit Wochen über die Welt hin Fanfare blasen. Aber die Wirkung seiner Worte fällt gleichwohl mit der zusammen, die jene ausüben: die Trauer über den Krieg, die Wut über das Möglichbleiben des Krieges werden abgestumpft. Und das soll nicht sein.

Meine Einseitigkeit muß ich zugeben. Niemals im Leben habe ich eine Ethik ganz ernst nehmen können, die ein anderes Ziel vorwies als dies: Verminderung der Leiden. Mochte sie mit Größe kodifiziert sein, sie schien mir absurd, außerhalb jeder mir möglichen Erwägung. Ich will Carl Dallago eindringlich fragen, ob er jemals schon durch ein Seuchenspital gegangen ist, und ob er jemals einer Amputation zugesehen hat, bei der es nicht möglich war, den Patienten völlig zu betäuben. Diese Fragen gehören unbedingt zur Sache. Dallagos Empfinden vor den Mittelchen dessen, was er „Politik“ nennt, begreife ich, und auch — mit allen Nerven! — seinen Ekel vor der Phrase. Aber wie in aller Welt sollen derartige Geschmacksurteile aufkommen gegen den Umstand, daß irgendwo in einem lehmigen Graben ein Soldat, auch nur ein einziger Soldat, unaufgefunden liegt, dem, während er zugleich Durst und Frost leidet, sein durchschossener Unterleib oder der Stumpf seines abgerissenen Beines brandig zerfault?

„Eine Friedensbewegung“, sagt der Aufsatz „würde ihren Namen erst verdienen, wenn sich jeder Teilnehmer entschlösse, allen Vorteil und alle Gewalt von sich zu werfen.“ Solche Forderungen führen durchaus nicht auf den rechten Weg. Nein, nein, vielmehr wollen wir Jedem danken,

der sich, so oder so, gegen den Krieg einsetzt, sei er Journalist irgend welcher Sorte; sei er ein Phraseur, arbeite er für seine Tasche, wie er nur mag! Phrasen wirken und Eigennutz stachelt vielleicht zu wirksameren Phrasen. So entsteht — ich wende die Phrase an — eine öffentliche Meinung, die auf das öffentliche Geschehen nicht ohne Einfluß bleiben kann. Denn wenn Dallago meint, das Streben nach dem Weltfrieden sei aussichtslos, so antworte ich, daß die Narrentürme, daß die Folter abschaffen zu wollen, vor noch gar nicht langer Zeit auch aussichtslos war. Und wenn er von den ernsten, der Menschennatur entspringenden Ursachen der Kriege spricht, so antworte ich, daß vordem aus ernsten, der Menschennatur entspringenden Ursachen Frauen und Kinder auf Altären geopfert wurden.

In einer Angelegenheit, bei der es um Tausende von Menschen geht, die auf dem Felde verrecken wie das Vieh, um fortgebrannte Dörfer, um ein Chaos von aufquellendem Eiter und aufquellender Bestialität, dürfte nicht erwähnt werden, daß „auch noch in neuerer Zeit Kriegshelden für den Dichter immer etwas Anziehendes haben." Dürfte nicht die Rede sein von „Goethes Bewunderung für Napoleon", nicht von Shakespeare, der ohne den Krieg „jedenfalls nicht voll ausgewachsen" wäre, nicht von „Renaissance-Menschen", nicht von Walt Whitman. Eine künstlerische Einwertung des Herrn Bahr hat hier auch keine Stelle. Jedes Mittel, jeder Helfer ist recht, um Elend zu verhüten, und kein Gedankenheldentum — ich gebrauche Carl Dallago gegenüber das Wort ohne einen Schatten von Ironie — sollte es verschmähen, sich durch Erbarmen korrigieren zu lassen.

Ihr

Bruno Frank.

* * *

Nago, 24. November 1912.

Lieber Freund!

Wer fühlt, wie sich mir „Politik" einstellte, muß die Erwiderung Franks als etwas empfinden, das meine „Politik" unterstreicht, insoferne es belegt, wie ganz äußerlich

dieſe Friedensagitatoren einſetzen — wie falſch ſie einſetzen dem Kriege gegenüber. Mein ganzes Schaffen iſt zuſammenhängend; dieſem Zuſammenhang entſprang auch „Politik“. (Doch Du weißt das ja!) Wer ſagt: „Phraſen wirken, und Eigennutz ſtachelt, dem habe ich hier nicht mehr zu entgegnen. Ich weiß: Der Phraſeur beſchmutzt die Sache, die er vertritt, wie ſchlechte Mittel den Zweck beſchmutzen und nicht heiligen. Den Krieg, als gewachſene Tat, aufzuhalten, maße ich mir nicht an, weil ich mir nicht anmaße, ſeine Folgen beſtimmen zu können. Die Unwiſſenheit in mir über den Endſinn der Dinge verlegt mir die Wege der Friedensbewegung, vor der den Frieden zu ſchützen meiner Politik Hauptſache iſt. „Politik“ entſtand vor „Weininger“; in „Weininger“ habe ich am Schluſſe genau den Kampfmenſchen gewertet; wer Ohren hat zu hören, müßte das fühlen — und daß mein Sinnen nicht auf Krieg gerichtet iſt. Über jeder rechtſchaffene Krieger oder Kampfmenſch überragt turmhoch dieſe Friedensagitatoren des Wohllebens und der Gemütlichkeit — dieſe Schacherhelden (ich meine hier Leute wie Hermann Bahr, nicht wie Bruno Frank), die der Kraft die Kraft verbieten möchten, um ihre Unkraft zu ſichern.

Herrn Frank wäre noch zu ſagen: Geburten ſind zumeiſt ſchmerzhafter als Operationen. Und wie man überhaupt den Schmerz im Leben, den treueſten Bundesgenoſſen der Luſt, abſchaffen wollte? Und derlei mehr! Ob man da nicht zuerſt das Leben abſchaffen müßte?

Herzlich grüßt Dich Dein Dallago.

* * *

Daß der Aufſatz „Politik“, der ſeinen Urheber letzten Endes als einen Friedensmenſchen und zwar auf einem Standpunkt enthüllt, von dem aus die organiſierte Friedensbewegung unſerer Tage nur als der gewinnſüchtigere Widerpart des Krieges in Betracht kommen kann, mit den aktuellen Ereigniſſen nichts zu ſchaffen hat, kann niemandem entgangen ſein, der ſeinen Inhalt nicht weniger ſich zu Herzen nahm als die Nachrichten vom Kriegsſchauplatz;

und der dabei das Datum seiner Abfassung nicht übersah. Dieser Aufsatz ist, so beiläufig er entstanden sein mag, in der Tat doch so organisch dem Gesamtschaffen seines Autors ent- und verbunden, daß keine zeitpolitische Rücksicht mich hätte bewegen können, die Veröffentlichung einer Arbeit zu unterdrücken, für deren Entstehung alles eher als solche Rücksicht maßgebend war. Die Kundgebung, die der Aufsatz enthält, befürwortet auch schließlich, wie angedeutet, nicht den Krieg, sondern einen Frieden, der tief und mächtig genug wäre, den Krieg in sich zu überwinden; und bekämpft so lediglich einen Frieden, der so vermessen ist sich vorzutäuschen, er könne sich den Krieg in einer Welt, die rings von Waffen starrt, auf diplomatischen Schleichwegen vom Leibe halten. Gewiß, realpolitisch mag das nicht gedacht sein. Aber wozu soll jedes Mittel und Mittelchen, sei es auch noch so unwürdig, recht und willkommen sein, dem Frieden zu dienen, wenn das einzig ehrliche und konsequente: die Forderung nach Abrüstung, dem mitleidigen Lächeln eben jener „politischen" Einsicht begegnet, die den Frieden zu sichern vorgibt, indem sie den Krieg rüstet. Wie wäre da ein Ausgleich möglich!

Nein: ein Gedankenheldentum, das dem Heldentum des Krieges mehr Ehre widerfahren läßt als der Friedensdiktatur der Politik, bedarf insolange keiner Korrektur, als der Anblick eines Seuchenspitals zur Friedenszeit entschieden trostlosere Vorstellungen weckt als in Kriegszeiten. Und das Schicksal des gemeinen Soldaten, der in einem Graben zufällig unaufgefunden, schließlich doch meist bewußtlos, an einer schrecklichen Verwundung zugrundegeht, ist nur das Beispiel eines Unglücks, dem die Katastrophen-Chronik des Friedens tausend ähnliche an die Seite stellt; und ist als solches kaum herzzerreißender als das Los so manches Edlen, den die Unbarmherzigkeit einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung, innerhalb deren er nicht konkurrenzfähig gewesen, bei vollem Bewußtsein — und zwar desto empfindlicher, je menschenwürdiger er gewesen — mit Weib und Kind dem Elend preisgibt. Grausam ist beides. Und sinnvoll, eines dunklen Sinnes voll, ist beides. Aber tröstlicher ist das erste. Und ich neige zu der Ansicht, daß der ruhmlose Held, der für sein Vaterland einsam unter Qualen auf dem

Schlachtfeld ſtirbt, ſchließlich doch hingebungsvoller in Gott ruht als jener Wehrloſe, dem die Tücke einer friedliebenden Schmarotzer- und Wucherermoral die Waffe in die Hand gedrückt. Wo iſt nicht Krieg, wo iſt nicht Kampf im Daſein? Ich weiß gewiß jeden humanen Impuls, auch körperlichen Leiden gegenüber (ſo wenig ich da mitleiden kann), wohl zu ſchätzen. Aber ſolange ich das Gros derjenigen, die den Krieg abſchaffen wollen, im Verdachte habe, daß es für die Beibehaltung der Todesſtrafe ſtimmt, muß ich geſtehen: daß durch einen einzigen Juſtizmord — ja es genügt ſchon manchmal eine Juſtizgerechtigkeit wie etwa die der Hinrichtung der Grete Beier — ſich mein menſchliches Empfinden tiefer erſchüttert fühlt als durch alle Greuel des Krieges.

Ludwig von Ficker

Soeben erschien:

CARL DALLAGO

Otto Weininger und sein Werk

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT. Aufsätze. — Verlag L. Rosner, Wien. — K 7.20

SPRÜCHE UND WIDERSPRÜCHE. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 4.20

DIE CHINESISCHE MAUER. Essays. — Verlag Albert Langen, München. — K. 7.20

HEINE UND DIE FOLGEN. — Verlag Albert Langen, München. — 96 h

PRO DOMO ET MUNDO. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 3.—

NESTROY UND DIE NACHWELT. — Verlag Jahoda & Siegel, Wien. — 80 h

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand . . .

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

III. Jahr Heft 6

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Ulrik Brendel: Paul Scheerbart / Georg Trakl: De profundis / Richard Weiß: Zwei Gedichte / Bernhard Jülg: Die Charfreitagpredigt / Fritz Lampl: Herbstidylle / Hugo Neugebauer: Mütter / Hermann Wagner: Heddy / Paul Hatvani: Sterben / Edgar Zilsel: Mozart und die Zeit / Carl Dallago: Kleine Sämereien / Ludwig von Ficker: Franz Kranewitter / Karikaturenfolge 54: Max von Esterle: Franz Kranewitter

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. Dezember 1912 Heft 6

Paul Scheerbart / von Ulrik Brendel

Aus dem Staunen heraus begannen die Menschen zu philosophieren, sagt Aristoteles, aber die moderne Philosophie und Wissenschaft hat es sich abgewöhnt, zu staunen und zu bewundern. In der berechtigten Forderung nach Ausscheidung aller subjektiven Momente kam man schließlich auf einen Punkt, welcher die affektiven Quellen alles Philosophierens gänzlich verleugnete. Man begnügte sich mit der Transponierung einer Tatsachenwelt auf ein mathematisch-logisches Schema und ward stolz darauf, weil man damit Erfolge erzielte. Denn dieser Art der Naturerkenntnis verdankt unsere Zeit die ganze Technik: die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, Telegraph und Telephon, die elektrischen Beleuchtungsanlagen und Kraftmaschinen, die Luftschiffe und Automobile, — kurz all das, was man mit einem euphemistischen Ausdruck die Beherrschung der Naturkräfte nennt. Damit aber wurde zugleich ein satter Optimismus erzeugt, der sich ohne Ehrfurcht an alles heranwagt, ja sich über alles hinausgesetzt wähnt und eine oberflächliche Zivilisation ohne Distanzgefühl für Kultur hält. Mitten in dieser rationalistischen Wüste ödester Erfolgsanbetung, in den Tagen eines Amundsen, dem selbst die Pole ihre leeren Geheimnisse ausliefern mußten, lebt ein Mensch, der mit der Gemütsruhe orientalischer Märchenerzähler der zudringlichen Realität ins feiste Antlitz lacht und Märchen und Lügen über den Südpol verbreitet, daß man von der Größe seiner Phantastik gepackt wird und sich

ſein ausſchweifendes Märchenwiſſen von keinem beſſer informierten Geographen mehr rauben läßt. Aber die Wiſſenſchaftlichkeit unſerer Generation kann beruhigt ſein — der Feind wird ihr nicht gefährlich, denn wer kennt ihn denn, den Phantaſten und modernen Mythendichter Paul Scheerbart, wer weiß, daß er in dieſen Tagen fünfzig Jahre alt wird und an die dreißig Bände einem Publikum lächelnd hingeſchoben hat, das gar nicht einmal mit einem Blick drauf achtete. Nicht Scheerbart will ich feiern, ſondern ſeine Mitwelt anklagen und ihr im Lichte ſeiner Vorzüge die Schamröte ins Geſicht treiben. Einer Mitwelt, von der noch immer gilt, was einſtens Grabbe geſagt hat: „Ueberhaupt iſt der Deutſche viel zu gebildet und zu vernünftig als daß er eine kecke, ſtarke Luſtigkeit vertrüge“. Oder was Scheerbart ſelbſt ſeine Flora Mohr ſprechen läßt: „Wenn Sie glauben, daß mir dieſe Spielerei irgendwie imponieren könnte, ſo irren Sie ſich gründlich. Wo iſt denn hier Leben? ... Und — iſt es nicht immer wieder dasſelbe, was man hier ſieht? immer wieder nur Farben! und immer wieder nur Formen! Mit ſolchen Kindereien kann man ja den wilden Negern im warmen Afrika eine Freude bereiten — aber nicht einer gebildeten Perſon, die das Seminar in Graudenz beſucht hat und faſt alle modernen Sprachen ſpricht! —“

In der Perſon Scheerbarts offenbart ſich glänzend die Polarität von Wiſſenſchaft und Kunſt, von Rationalismus und Intuition, von Begriff und Gefühl. Er iſt ein Unzeitgemäßer — ein Atavismus geradezu. Einer, der nicht vor jeder Maſchine in Andacht erſtirbt und im „Münchhauſen“ einmal vom Automobil behauptet, daß es „in unſere geiſtige Bewegung einen Stillſtand hineingebracht hätte“. „Ich halte eigentlich“, ſagt er in der „Seeſchlange“, „herzlich wenig von den Naturwiſſenſchaften, aber auch ſie vermögen, wie alle Wiſſenſchaften, das Reich der Möglichkeiten

zu erweitern und können, wenn man sie richtig nimmt, unserer Phantasie neue Flügel geben". Und ein paar Seiten später heißt es in echt mystischer Spekulantenweisheit: „Die menschlichen Wissenschaften führen uns nicht ins Wesentliche der Dinge, zeigen uns aber immer wieder neue Türen, die offen stehen — sperrangelweit offen für unsere Gedanken".

Er ist kein Naturforscher — so nahe wagt er sich gar nicht an sie heran — er will nur trunken werden an ihrer unaussdenkbaren Größe und an ihrem Farben- und Formenreichtum, denn ihm hat ein Gott gegeben, mit feurigen Märchenzungen zu reden. Seine Phantasie sprengt die Tore zu den Wunderwelten des Kosmos und ergeht sich darin, als wäre das ihre erste und letzte Mission. Wer wagt es heute noch, an seinem Philisterleben vorbei ins Universum hinauszustolpern und in staunendem Anschaun und ahnendem Verstehen hinzusinken und in noch größerem Staunen und Nichtverstehen anbetend auszuharren? Ein seltener Mensch, der sich vor dem Riesenhaften demütig die gleißende Vernunftkrone vom Haupte nimmt und nur mehr auf den Flügeln des Gefühls hinflattert, stolz und ängstlich zugleich, in die verwirrende und doch so lockend aufgeschlossene Unendlichkeit.

Denn er ist ganz Auge! Er sieht durch unsere enge und kleine Welt hindurch in neue Welten und Herrlichkeiten, in den Glanzzauber der Kugel- und Brillantsonnen, der Seifenblasen- und Wurmsterne, der Kometen, Monde und Milchstraßen. Ganz hingegeben an diese Pracht und ganz benommen von der ungeheuren Raumvorstellung will er nur hinknien und schweigen. Denn in ihm ist nicht der herostratische Wille eines Naturforschers, der dem Universum sich mit menschlichen Gedanken in die Nähe wagt; er kann sich vielmehr nie genugtun zu predigen, daß man alle Wunder mißversteht und herabwürdigt, wenn man menschliche

Maßstäbe an sie anlegt. Er ist der Verkünder eines kosmischen Distanzgefühls und läßt uns gerade dadurch ein neues Wunder erleben. Denn wir selbst, die kleinen, gebrechlichen Parasiten auf der Rinde eines winzigen Planeten, wir sind miteingebettet in diese allumfassende Einheit, in die Kette von Licht- und Kraftwundern. Mit Hilfe unserer Phantasie, mit unseren Augen, die „unausschöpfbaren Weltenwert besitzen" nehmen wir Anteil an dem kosmischen Schauspiel, das über Zeit und Raum hinausragt in ein Sein, das uns erst dann besser zugänglich wird, wenn im Zustand des Todes unsere Sinne zu einem neuen und weiter ausgreifenden Leben erwachen. In „Liwuna und Kaidoh" hat er diese Vision vom Leben nach dem Tode geschaut und zu einer grandiosen Schönheit emporgesteigert. Hier offenbart er sich als reiner Mystiker und hat damit alle Brücken zu einer Wissenschaftlichkeit abgebrochen, die über eine geistreiche Analyse die Wunder der Syntheſe vergißt oder, wenn sie sich bis dorthin aufschwingt, in ihrer Metaphysik ebenso blutleer und mathematisch ist wie in ihrer Physik. Sie haben den Schöpferwillen verloren und seine Kühnheit, sie sind nicht mehr ausschweifend genug, auch dort nicht, wo sie's bei aller kritischen Philosophie noch sein könnten oder sogar sein müßten. Denn sie fühlen sich nicht andächtig, nicht hingerissen genug: ihr Rationalismus hat sie in eine solche Weltstimmung versetzt, daß sie sich durch nichts mehr imponieren lassen, denn sie zwangen die ganze Welt auf ihren Gehirnstandpunkt herab. Scheerbart aber schiebt alle diese mathematischen Kulissen kraft seiner poetischen Mission beiseite und jubelt den nackten Herrlichkeiten des Kosmos entgegen, wie sie sich in seinem trunkenen Phantasten- und Künstlerauge tausendfarbig spiegeln. Er hat in „Na prost!" eine Satire auf die Wissenschaft geschrieben und die philologischen und archäologischen Methoden, besonders die Interpretationskunststücke ver-

ulkt, daß man sich nicht leicht des Lachens erwehren kann. Das Komische des Romans ist schon in der Ausgangssituation gegeben: irgendwann im elften Jahrtausend geht die Erde durch einen eisernen Kometen zugrunde. Ein paar Gelehrte retten sich mit Proviant und Manuskripten wohl versehen in einer achtkantigen Flasche in den Weltraum hinaus und führen nun eine Denkmaschinen-Existenz, während ihr merkwürdiges Vehikel irgendwo durch den Weltraum rast. Diese unwirkliche Gelehrsamkeit hinkt dem Dasein unserer Erde nach und wäre imstande, sie in den Augen sämtlicher vernunftbegabter Bewohner des Kosmos bis an den Rand der Ewigkeit lächerlich zu machen.

Mit der Inbrunst eines Gläubigen verteidigt Scheerbart daher die Größe und Unausdenkbarkeit des Universums vor den unheiligen Methoden und Künsten der Wisschenschaft. Er ist ein Gott- und Schönheitssucher, der immer wieder seinen Flug über die Grenzen der Realität hinausnimmt; ihm ist der Anblick des gestirnten Himmels ein Erlebnis von solcher Erhabenheit, daß seine Sehnsucht sich nie von diesem Bild der Harmonie und Schönheit losreißen kann, denn es ist ihm die einzige Quelle der Ruhe und des Friedens. Vor den ewig kreisenden Sternen wird er wunschlos, weil ein süßes Ahnen in seine Seele niedersteigt:

„Alles, was Du hier so siehst,
Ist ja nur ein feines Lichterspiel,
Eine große Wunderweltlaterne."

Im Kahn seiner Phantasie sitzt er und läßt sich willenlos hinabtragen vom Strom des Alls. Durch eine verwirrende Fülle von Glanz und Licht und Farben geht die Fahrt und so sinnbetörend ist die Pracht der Vision, daß er nicht an sich halten kann, sondern sich hineinstürzt in dieses Sternenschneegestöber -- und Welten gehn durch ihn hindurch und Sonnen kreisen in seinem Blut. Jetzt ist er wieder zu einem namenlosen Atom des Kosmos geworden. Und doch,

der Gedanke an einen roten Dornbuſch, der da druiten irgendwo auf einer Erde, irgendeinmal zu einem Fenſter hereingeblickt hatte, klingt ihm wie ein windverwehtes Lied durch ſeine Extaſen. Und die ganze Andacht und Erlöſungsſehnſucht ſeiner Jugend wacht in ihm auf, Licht bricht aus ſeinem Aetherleib und verbrennt ihn und er biegt ſich zuſammen zu einem großen Flammenrad und mit ſieben Sternrieſen ſchwankt das Rad wie ein Schiff in die Nacht hinein: Einer iſt ans Ziel gekommen, hat alle Hüllen ſeines Weſens von ſich abgeſtreift und iſt verſunken wie ein Tropfen im Ozean. — „Liwuna und Kaidoh“, ſo heißt dieſe myſtiſche Himmelfahrt.

Das iſt aber wie ein müdes Ausruhen nach ſchwerem, hoffnungsloſem Ringen, ſo träumt einer, den man von der Erde in den kalten Weltraum hinausgejagt hat. Es ſteckt viel Schmerz darin. Und ſolche Züge ſind nicht ganz ſelten. So erzählt Scheerbart im Nilpferd-Roman „Immer mutig“ einmal von Rieſen, die geſtrandet ſind; ſie lehnen ſich gegen die meſſerſcharfen Zacken einer ſteilen Felswand und die Meereswogen ſpritzen ihnen Salzwaſſer in die Augen. „Es heißt: ſtillhalten oder abſtürzen!“ Aber Scheerbart und ſeine Rieſen ſind nicht abgeſtürzt. Er ſchwebt zwar wie in der erſten Geſchichte desſelben Romans in einer großen Nachtkugel — in der dunkelſten — aber ſein Auge ſieht „unzählige Lichtwunder — Engel und Sterne, Fledermäuſe und Paradiesvögel — Diamanten und Weltgeſtalten.“ Dieſer Nilpferdroman iſt trotz ſeiner ganz ungewöhnlichen Exzentrizität ein Bekenntnisbuch. Es zeigt, wie der Dichter zur Harmonie ſtrebt und alle Diſſonanzen zu einer Weltmuſik vereinigt. Immer wieder rettet er ſich ins Lachen hinein und läßt es zuſammengeſetzt ſein aus Weinen und Fluchen und Stöhnen. Er iſt ein Wiſſender, der ſich in Augenblicken der Schwäche ein „immer mutig!“ zuflüſtert, weil er überzeugt iſt, daß nur der lachende Spielmann Gottes ans Ziel

seiner Andacht kommt. Und gegen Schluß des Werkes steht der Satz: „Wer die Grandiosität der Welt ordentlich begriffen hat — der wird auch in aller Not und im Angesicht des Todes immer mutig bleiben, da er nicht mehr zweifelt an jener Welt-Vernünftigkeit, die alles überragt“. Hier wird die Aesthetik zur Ethik, aber zu jener seltenen Ethik wie sie Nietzsche im „Ecce homo“ gepredigt hat: „Die Formel für die Größe am Menschen ist ‚amor fati‘, daß man nichts anders will, vorwärts nicht, rückwärts nicht, in alle Ewigkeit nicht. Das Notwendige nicht bloß ertragen, noch weniger verfehlen... sondern es lieben.“ Und so verleiht der Stolz einer freiwilligen Unterwerfung unter eine unentrinnbare Gesetzmäßigkeit eine heroische Weltstimmung, die sich als Humor und Pathos äußert und alle Dissonanzen: das Böse, das Verbrechen, das Rohe, das Häßliche auf einer höheren Ebene dem Weltganzen eingliedert. Und so ist das Leben reich gemacht durch seine Gegensätze und noch millionenmal reicher durch das, was wir hinter ihm nicht mehr sehen und fühlen, sondern bloß ahnen — damit hat man „die Gewaltsonne der unendlichen Welttiefe angestarrt und ist selig geworden.“

Von diesem Punkt aus kann man Wunder wirken, denn die Dinge haben da ihre alte Erdenschwere verloren, es ist von ihnen alle wichtigtuerische Aufdringlichkeit abgefallen, man kann über sich selbst lachen und mit seinen Tugenden und Fehlern Fangball spielen. Im „Perpetuum mobile“ hat Scheerbart diese Stimmung zum Ausdruck gebracht und sich selbst über seine Verachtung der Physik und seinen Hang zu ausschweifender Phantastik lustig gemacht. Diese Selbstironie schlägt keine schrillen und quälenden Töne an, sondern stellt die oberste Phase eines in sich selbst ruhenden Humors dar, der die Fähigkeit besitzt sich selber noch komisch zu finden.

Aber dieser Weg ergab sich nicht ohne Mühe, er mußte

erkämpft und mit ſchweren inneren Kriſen erkauft werden; dafür iſt Scheerbarts „Seeſchlange“ ein beredtes Zeugnis. Wieder ſteht im Mittelpunkt der Handlung die Andacht vor der Größe und Macht der Natur und des Sternenhimmels. Zugleich aber drängt ſich dem Einſiedler Lorenz das Gewaltſame und Zerſtörende in allen Lebensvorgängen auf, ſo daß er ſich ſagen muß: „Unſer Stern Erde lebt in einem furchtbaren inneren Zwieſpalt. Ein ſchneidender Schmerz geht durch den Weltkörper“. Dieſer Myſtiker möchte nun das Gegeneinanderwüten von Erde, Luft und Meer, worin ihm auch die Zerriſſenheit der Menſchenſeele begründet ſcheint, in Frieden und Harmonie auflöſen. Die ſagenhafte Seeſchlange, die an allen drei Elementen Anteil hat, ſoll Mittlerin ſein. Und eines Nachts, als gerade ein raſender Orkan die Waſſermaſſen des Ozeans gegen das Feſtland peitſcht, als die ganze Natur wieder zittert und bebt im Heulen der wahnſinnigen Schlacht: da iſt er zum Aeußerſten bereit; in ſeinem Motorboot fährt er hinaus in das Stöhnen und Toben des Sturms, die Seeſchlange aufzuſuchen. Und wie er ſo dahinſauſt und die Wellen über ihn hereinſtürzen, da glaubt er noch zu ſehen, wie ſich das Meer weit auseinandertut und wie eine rieſige ſilberweiße Schlange ſich bis zum Himmel hinaufhebt. Er ſelber wird zum Rieſen und greift mit ſeinen Fingern nach dem Schlangenleib. Und da plötzlich hört er wie die Vulkane des Erdinnern brüllen, wie die Meereswogen rauſchen und der Orkan ſein Sturmlied dazu gellt. Iſt das der erſehnte Dreiklang, welcher Einklang und Verſöhnung bedeutet? Er kanns nicht mehr ſagen, wenigſtens nicht mehr mit irdiſchen Lauten. — So ging einer den Weg des Opfertodes, weil er nach Harmonie und Frieden hungerte. Das Leben hätte ihn nie ans Ziel gebracht, nur der Tod vermochte es; und nun iſt er dort, wo alle Geheimniſſe und Rätſel entſchleiert und alle Widerſprüche gelöſt ſind.

Dieſes peſſimiſtiſche Reſultat iſt im Nilpferdroman überwunden, dort wird alles, was gegen das Leben ſprechen könnte, als unweſentlich beiſeite geſchoben und durch die Kraft des Humors bewältigt. Gleichſam das Unterpfand für die Wahrheit und die Berechtigung einer ſolchen Philoſophie iſt die ewige Schönheit des Sternenhimmels: „Und ich fühlte, daß nichts ſo herrlich iſt — wie das Leben — wie's auch ſei! Und die Sterne ſtrahlten. Und wir ſtanden ganz ſtill und ſahen hinauf und dachten an das, was dahinter — lebt.“

Wenn es auch dem Menſchen Scheerbart oft gelingen mochte, aus böſen und bitteren Stunden das Lachen ſeines Humors herausklingen zu laſſen, ſo mußte für den Dichter Scheerbart noch eine beſondere Löſung gefunden werden. Und wieder geht dem eigentlichen Hauptwerk in dieſer Frage (dem Roman „Ich liebe Dich“) eine peſſimiſtiſch gelöſte Arbeit voraus — ich meine die „Tarub“. Es iſt faſt das einzige größere Werk, welches ſich auf vollſtändig realem Boden abſpielt. Es ſchildert den geiſtigen und phyſiſchen Niedergang des Dichters Safur und ſtellt dieſem leicht erregbaren, ewig von Sehnſucht nach dem Unerreichbaren gehetzten Geiſtesmenſchen die Tarub, Bagdads berühmteſte Köchin, gegenüber. Im Anfang leben die beiden zuſammen, dann aber treibts den Schwärmer planlos in die Weite; er verkommt, weil er ohne Tarub leben wollte und er muß ſich deshalb auch den Schädel an der Wand einrennen. „Tarub“, ſagt Scheerbart, „iſt das einfache Volk — aber das bleibt und trotzt allen Stürmen — iſt das gar nichts? Die feinen Köpfe gehen gewöhnlich entzwei, die Tarubs gehen nicht ſo leicht entzwei.“ Und damit ſind wir mitten drin im Hauptthema von „Ich liebe Dich“. Dieſer Roman ſtellt in ſeiner ganzen Ausdehnung eigentlich nichts anderes dar als den geiſtigen Zweikampf zwiſchen dem Künſtler und dem Philiſter, zwiſchen Scheerbart und (nomen est omen!)

einem Dr. Müller! Sowie der Dichter den Philiſter tiefer in ſein Inneres hineinſchauen läßt, wird er ſchon mißverſtanden. Zuerſt iſt Scheerbart verwundert und will ſeinem Partner durch Vernunftgründe beikommen, aber bald reizt es ihn, mit dieſem Menſchen bloß zu ſpielen. Er improviſiert und ſchlägt ſich mit ſeinem Gegner herum, er provoziert ihn, verſöhnt ſich mit ihm, um im nächſten Augenblick gleich das Spiel wieder von vorne zu beginnen. Aber die zwei brauchen ſich gegenſeitig, weil ſie einander vorausſetzen. Ja es ſcheint, daß der Künſtler nur deshalb in eine Welt des Widerſtandes hineingeſtellt ſei, daß er alle Kräfte an ſich ziehe, ſtark werde und eine härtere Haut bekomme. Dieſes Thema von der allzu „feinen Haut“ hat Scheerbart ſchon in dem kleinen Heft „Ja, was möchten wir nicht alles“ behandelt. Da war einmal einer, der hatte eine feine zarte Haut, aus dieſem Grunde verachtete er alle anderen Geſchöpfe, aber dieſe rächten ſich an ihm und ſchlugen ihn blutig, ſo wurde ſein Vorzug zu ſeiner Qual. Aber eben weil Dichter ſein ſoviel heißt wie „Sprachrohr der ganzen Menſchheit“ werden, geht es ohne Schmerzen nicht ab, denn nun muß man mitfühlen, was Tauſende und Abertauſende ringsum erleben und muß allen dieſen Eindrücken bereitwillig offen ſtehen. Und wer einmal dieſe Gabe in ſich großgezogen hat, der wird nie mehr von ihr befreit. Es gibt nur ein einziges Mittel, ſich die Qual des grenzenloſen Aufgeſchloſſenſeins zu mildern, und das iſt das Lachen. Scheerbart hat ein Fläſchchen dieſes Lebenselixieres von der Fee Elogiſana erhalten, aber auf der Flaſche ſtand: „Wenn Du den letzten Tropfen getrunken haſt — dann wirſt Du ſterben!“ Doch dieſe trübe Ausſicht kümmert ihn nicht, er lacht aus Herzensluſt. Nur ab und zu wird er müd und möchte wieder gern ein Kind ſein. Und wenn er ſich ſo recht in die frühen ſtillen Kindertage hineinverſenkt hat, dann ſchreibt er ſo was Mildes, Sehnſüchtiges und Traum-

verſponnenes wie den „Mönch“, den „ſtillen Abend“, den „Sonnenſchein“ oder „Flauſen“ im Nilpferdroman oder gar jenes Sonnenmärchen aus dem „Aufgang zur Sonne“. Dieſer merkwürdige Todestraum eines kleinen Bübchens iſt gerade wegen ſeiner Einfachheit und Schlichtheit das Innigſte was Scheerbart geſchrieben hat. Eine leichte und behutſame Hand hat die weichen Hauchlinien dieſes Märchens gezogen und die Engel des Himmels ſahen zu und hatten ihr Wohlgefallen dran, denn ſie lächelten unter Tränen. Auch in der „Tarub“ findet ſich eine tief ergreifende Szene, dort wo die junge Inderin Sailondula mitten in der Begeiſterung des Tanzes plötzlich ihre ferne Heimat vor ſich aufſteigen ſieht und von Heimweh gepackt mit einem Aufſchrei weinend zuſammenſtürzt.

Doch dieſe Momente, wo in den lachenden Augen des Dichters plötzlich die Träne ſich zeigt, ſind verhältnismäßig ſehr ſelten. Er verbirgt ſolche Regungen ſo gut es geht, denn er ſchämt ſich ihrer. Aber ganz zu innerſt — er ſagts nur nicht oft — ſitzt ihm die Ueberzeugung: „Der Humor iſt eine Ertragungs- und Entſagungskunſt“. — Zu allererſt hat er ſich von der Erotik losgemacht und tatſächlich ſpielt in dem ganzen umfangreichen Werk Scheerbarts das Liebesmotiv eine ganz untergeordnete Rolle. Dr. Müller bemüht ſich, dieſes höchſt merkwürdige Phänomen auf eine einleuchtende Formel zu bringen, aber ſeine Spitzfindigkeit will gar nicht verfangen, eben weil der wirkliche Grund gar ſo offen zu Tage liegt. Scheerbart, der alle menſchlichen Leidenſchaften von ſeiner Skeptikerſtellung aus ihres erborgten Pathos entkleiden und auf ihre wahre Bedeutung reduzieren will, findet das erotiſche Moment in der ganzen abendländiſchen Kultur lächerlich überſchätzt. Er geſteht ihm höchſtens vom Raſſenſtandpunkt einige Wichtigkeit zu und iſt im übrigen für das Abkürzungsverfahren der Orientalen, welche die ſexuellen Beziehungen niemals für etwas anderes

genommen haben. Daher kommt ihm auch die Gegenwartspoesie so lächerlich vor, welche im Schweiß ihrer vertrackten Psychologien fortzeugend „Probleme“ muß gebären. Er liebt die große Linie und die einfache und deswegen steht ihm die bunte orientalische Welt und selbst der Sternenhimmel viel näher als eine Zeitgenossenschaft, welche die natürlichsten und einfachsten Dinge nur als Tragikomödien bewältigen kann. „Ich liebe Dich“, so tönts von einem Frauenmund, wenn der Roman einsetzt, am Ende aber, wenn Dr. Müller sich entfernt hat und Scheerbart in der Einsamkeit sich selbst überlassen ist, dann brichts aus ihm heraus: „Ich liebe Dich, Weltgeist! Vergib mir, daß ich Dich zu lieben wage, aber ich kann nicht anders!“

Und so hat wie der Mensch auch der Dichter in Scheerbart den Weg von der mit Notwendigkeit existierenden Umwelt zu sich selber und zum Absoluten zurückgefunden. Ein Standpunkt, der aber die Satire keineswegs ausschließt und zunächst einmal in der „großen Revolution“ die Erde vom Mond aus betrachtet. Nach jahrhundertelanger, gewissenhafter Beobachtung haben die Mondbewohner, so erzählt Scheerbart, ihr Urteil folgendermaßen formuliert: „Der Stern Erde gehört zu den ganz anormalen Sternen, die vielleicht in der Welt nur den Beweis erbringen sollen, daß die große Welt auch im Stande ist die größte Dummheit zu machen ... Das ganze Mordsleben auf Erden erzeugt, wenn mans ohne Mitgefühl von oben herab betrachtet, durchaus komische Effekte — — — Trotz aller Unappetitlichkeit hat dieser Stern doch soviel Drolliges, daß man ihm beinahe gut sein könnte.“ Aber weitaus drastischer kommt dieses parodierende Element in den sechs Bänden seiner „revolutionären Theaterbibliothek“ zur Geltung. Hier bäumt er sich mit vehementer Kraft gegen eine gehirnlose Mitwelt: gegen den Militarismus, „die vielen Maschinen mit den Großstädten und den großen Tageszeitungen“, gegen „Krieg,

Ueberſeepolitik, Athletik und Radlerei.“ Doch findet er immer einen Ausweg aus dieſer Qual, indem er alles, was ihm Schmerz und Unbehagen bereitet, für unwirklich erklärt, für etwas, was eigentlich gar nicht da iſt. Es kann uns dann „ganz gleichgiltig ſein, ob unſere menſchlichen Zeitgenoſſen an der Maſſenidiotie leiden oder nicht. Man lebt bloß mit Geiſtern zuſammen.“ So reagiert Scheerbart auf die Welt: zuerſt peſſimiſtiſch, dann erklärt er ein Gutteil von ihr für Illuſion und dann zieht er ſich mit Hilfe ſeiner Phantaſtik in den Urgrund alles Seins zurück. Aber nicht immer kommt ſeine Kraft bis zum heroiſchen Aufbau einer illuſioniſtiſchen Trutzwelt, einmal (im „fanatiſchen Bürgermeiſter“) unterliegt ſie der peſſimiſtiſchen Strömung und endigt in einer krampfverzerrten Selbſtperſiflage, oder ſie beruhigt ſich bei der Unvereinbarkeit der Gegenſätze (wie in den „Geheimniſſen“). In ſeinen glücklichen Augenblicken dagegen hat er all ſeinen tätigen Anteil aus der Welt zurückgezogen, will an den Menſchen nichts beſſern und ändern, denn Widerſtand und Verkennung, Mißgunſt und Bosheit ſind wohlberechnete Agentien des Daſeins. Sie erzeugen im Auserwählten eine Weltſtimmung, die hoch hinausklingt über Klagen und Anklagen und im Geiſtes-, Welt- und Gotteserlebnis über die irdiſchen Schranken hinwegreicht in ein überindividuelles Weltleben hinein.

Von den zweiundzwanzig Theaterſtücken der Bibliothek ſind vier der wirkſamſten im Jahre 1907 in Berlin mit Beifall aufgeführt worden und zwar „Das dumme Luder“ und „Der Regierungswechſel“, dann der „Schornſteinfeger“, eine drollige Satire auf das Duell und die formalen Ehrbegriffe des Offizierskorps, und ſchließlich der „Kammerdiener Kneetſchke“, eine Parodie auf alle feudale Tradition. — Wenn man auch von Scheerbarts Reformbühne keine Erneuerung des Theaterweſens erwarten darf, ſo gewähren doch faſt alle ſeine Dramen — und dazu rechne ich

auch die Pantomime „Kometentanz“ — ein großes Vergnügen. Ein bunter Reigen von irdischen und kosmischen Erscheinungen tanzt und schwebt an uns vorüber, alle Phantasiegeschöpfe sind aufgeboten und durchbrechen mit Selbstverständlichkeit Konventionen und Gesetze. Toll sind die Einfälle, aber den tollsten selbst flattert ein Hauch von Poesie nach. Ganz dasselbe gilt auch von Scheerbarts merkwürdigen Zeichnungen, besonders von der so eigentümlich anmutenden „Jenseitsgalerie“. Leider haben diese zehn Blätter auf den Reiz der Farben verzichten müssen, doch selbst die einfache Schwarzweiß-Wirkung entrückt den Beschauer in Scheerbarts Wunderland, wo alles zum Spiel geworden ist.

Fiele es den Menschen einmal ein, alle Hindernisse aus der Welt zu schaffen, so käme damit das ganze Leben zum Stillstand. Einen mühelosen Weg zum Ziel bereiten, heißt den Menschen den entscheidenden Ansporn nehmen. Auf diese Art rehabilitiert Scheerbart im „Kaiser von Utopia“ unsere Welt mit allen ihren Schattenseiten und Fehlern. Utopia, dieses Reich der Bequemlichkeit, wurde gegründet, um das Dasein erträglich zu machen, aber schließlich beunruhigte die Natur die Menschen und hetzte sie mit Furcht und Angst aus ihrer selbstzufriedenen Schlaffheit heraus. — In dieser phantastischen Konstruktion steckt ein ganz merkwürdiger Humor, der mit Lächeln konstatiert, daß die Menschen für ihre Ungereimtheiten gar nicht verantwortlich zu machen sind, daß man, wenn man Großes will, auch den großen Widerstand haben muß, damit im fortwährenden Wechsel zwischen Qual und Lust das Kostbarste am Menschen — sein Streben — immer lebendig erhalten bleibe.

Scheerbarts Philosophie ist also im Grunde genommen doch reiner Optimismus. In seinem „Münchhausen“ sagt er: „Die unerschöpfliche Fülle von Großartigkeiten wird

einerſeits überall nachgewieſen — und anderſeits wird nachgewieſen, daß das, was kläglich zu ſein ſcheint, es von höheren Geſichtspunkten aus nicht iſt. Das wird ſchon in den Volksſchulen gelehrt—" allerdings bloß in der Wunderſtadt Melbourne, im Lande der Auſtraliaten. Wir ſind noch weit von dieſem Ideal entfernt und müſſen uns daher mit den Berichten des Freiherrn von Münchhauſen begnügen. Dieſes Buch gehört zu den beſten des Dichters, weil es den unbeſtreitbaren Vorzug einer ſtrengen Konzentration vor vielen anderen Werken Scheerbarts voraus hat; ſo z. B. vor dem Nilpferdroman, deſſen ganz eigenwillige Geſchichten auf allen Seiten den künſtleriſchen Rahmen durchbrechen. Dieſes Gutteil Formloſigkeit hat man Scheerbart oft zum Vorwurf gemacht, aber man ſollte doch auch bedenken, daß er zu jenen Künſtlern gehört, die in einer traditionellen Form keinen Platz haben und die ſich ungewöhnliche, rieſige Notbauten zurechtzimmern müſſen, in denen ſich natürlicher Weiſe weder ein Zeitgenoſſe noch ein Epigone behaglich fühlen kann.

Er iſt ein Eigener und hat ein Recht darauf, nicht gegen Andere ängſtlich abgewogen zu werden. Er hat einen ungeheuren Vorzug: er beſitzt Welt- und Kulturgefühl und er hat eine Schwäche, die aus ſeiner Stärke ſich herleitet: er iſt ſo fruchtbar, ſo wahllos freigebig, ſo ſchenkeriſch-trunken als hätte ers von der Natur ſelber gelernt. Er läßt ſich auf keine eindeutige Formel bringen und Widerſprüche zu haben, iſt bei ihm Syſtem. Das hat er eindringlich genug mit ſeiner Gedichtſammlung „Katerpoeſie" bewieſen. Nur eines bleibt unveränderlich an ihm: das Heroiſche ſeiner künſtleriſchen Werkſtimmung:

„So nehm ich denn die F i n ſ t e r n i s
Und balle ſie zuſammen
Und werfe ſie ſo weit ich kann,
Bis in die großen Flammen,

Die ich noch nicht geſehen habe
Und die doch da ſind — irgendwo
Lichterloh . . .“

So reden nicht viele von denen, welche fünfzig Jahre alt geworden ſind oder es noch werden wollen, und deswegen ſei er hingeſtellt als einer, an dem man ſchweres Unrecht gutzumachen hätte!

De profundis / von Georg Trakl

Es iſt ein Stoppelfeld, in das ein ſchwarzer Regen fällt.
Es iſt ein brauner Baum, der einſam daſteht.
Es iſt ein Ziſchelwind, der leere Hütten umkreiſt —
Wie traurig dieſer Abend.

Am Weiler vorbei
Sammelt die ſanfte Waiſe noch ſpärliche Aehren ein.
Ihre Augen weiden rund und goldig in der Dämmerung
Und ihr Schoß harrt des himmliſchen Bräutigams.

Bei der Heimkehr
Fanden die Hirten den ſüßen Leib
Verweſt im Dornenbuſch.

Ein Schatten bin ich ferne finſteren Dörfern.
Gottes Schweigen
Trank ich aus dem Brunnen des Hains.

Auf meine Stirne tritt kaltes Metall.
Spinnen ſuchen mein Herz.
Es iſt ein Licht, das in meinem Mund erlöſcht.

Nachts fand ich mich auf einer Heide,
Starrend von Unrat und Staub der Sterne.
Im Haſelgebüſch
Klangen wieder kriſtallene Engel.

Zwei Gedichte / von Richard Weiß

Stein

Der Steinbruch ſteigt in ungeheurem Gelb,
Lehmklumpig menſcht er ſich zu Fels und Blocke.
Es iſt, als ob an ihm der Himmel ſtocke.
Ja hinter ihm muß wohl der Himmel fehlen.

Die verſchneiten Flächen kreiſen
Hügelgleitend zwiſchen kleinen Teichen.
Ueber das metallne Eis hinkreiſchen
Vögel.

Dicht verhüllt in kleinem Mantel
Sieht ein Kind mit klopfend kleinem Herzen von dem Wege
Nach dem Steinbruch, daß er ſich bewege.
Doch des Himmels füllt der aus ſtarr den Quadranten.

Der gelbe Stein

(Verwandlung in Terzinen)

Ich zwinge dein Geſicht zu mir zu wandern.
In überbrücktverjährtem Traumgewölbe
Schleicht es in widerwilligen Mäandern.

Erwünſchte Haut ſickert in welker Gelbe.
Sinkſt du auf mich, wirſt mich in Lehm erdrücken,
In Lehm und Stein noch immer rieſigſelbe.

Zwar übern Abgrund mußt dich mühſam krücken.
Der dich zerbrach, zwingt dich noch jetzt zu wandern.
Dich wieder ihm zu baun in Stein und Stücken.

Der dich genoß, zwingſt du noch jetzt zu wandern.

Die Charfreitagpredigt /
von Bernhard Jülg

Als der fremde Mönch am Charfreitag abends auf die Kanzel ſtieg, mußte das Tor der Dorfkirche weit aufgeriſſen werden für die, welche auf der Schwelle und an den Stufen drängten. Ganz draußen ſtanden die Männer, baarhaupt, in ihren rauhen Anzügen, verwirrt und ſcheu wie immer, wenn ſie mit den Weibern, den Prieſtern oder dem Gutsherrn zu verhandeln hatten. Die erſten Worte der Predigt drangen laut auf die Straße hinaus und widerhallten an den verlaſſenen Häuſern, in denen immer wieder ein einſames Kind ſchrie. Vom verſchloſſenen Schlachthaus her kam immer wieder das ſchwere Stöhnen der zu Tod getroffenen Tiere. Die Bauern ſagten, der Schlächter getraue ſich nicht mehr in die Kirche, weil er und ſein Geſelle ein fluchbeladenes Leben führten. Der aber ſtand ſtramm am Kirchentor, trug die weiße Schürze an den Lenden aufgerollt und verteidigte ſich ſtumm mit ſeiner ſtrahlenden und unberührten Jugendſchönheit. Aber die Bauern behaupteten, die käme davon, weil er immer friſches Blut tränke.

Der Oſtermond ſtieg langſam über den leeren, frühlingahnenden Feldern auf und füllte die verlaſſenen Dorfſtraßen mit kühlem Licht und ſchwarzem Schatten.

In der Kirche beugten ſich die Häupter unter den Schauern der Charfreitagpredigt. Nur der Pfarrer ſaß aufrecht neben dem Altar und hörte neidiſch dem fremden Redner zu. Denn ſeine Worte waren glühend und ſanft, wenn er von der Menſchenliebe Chriſti ſprach — ſie fielen hart und ſchrill von der Kanzel herab wie die Peitſchenhiebe der Geißelung — dann wurden ſie wie ein breiter dunkler Strom und erzählten das blutige Opfer, die Wunden, die Kreuzigung, die Finſternis über der Erde.

„Um die neunte Stunde klagte Jesus mit lauter Stimme: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Da stieg in der Brust des Heilands ein bitterer Haß gegen seinen grausamen Vater auf, dessen willenloses Werkzeug er war, und eine unendliche Sehnsucht nach dem bittersüßen Leben der Menschen und er schrie laut zum Himmel empor: Ich will nicht von den Menschen gehen, die ich liebe, die ich liebe und Du nicht. Ich werde auf die Erde zurückkehren im süßen Frühlingslicht und allen sagen, daß das Leben groß und herrlich ist. Ich will ihnen große Freuden, große Schmerzen und große Liebe geben — ich will ihnen wieder ihr Brot vermehren und Wasser in Wein wandeln. — Ich will den klaren Jordan wiedersehen und das Meer von Galilea. Dort sollen die schönen Frauen und Jünglinge Hochzeit halten auf goldenen Schiffen —"

Die Bauern und der Pfarrer konnten sich vor lähmendem Entsetzen nicht rühren und starrten mit verglasten Augen auf den fremden Mönch.

Seine Stimme wurde dunkler:

„Aber das Blut erstickte die Worte des Heilands und er starb. Als er am dritten Tag erwachte, war sein Leib Licht und Glanz geworden, aber die Menschen konnten ihn nicht sehen. Er brannte vor Sehnsucht nach ihnen, aber sie erkannten ihn nicht. Nur denen, die ihn von Herzen liebten, gingen die Augen auf: der Sünderin Maria von Magdala und dem liebenden Johannes und seiner Mutter Maria und einmal zweien Jünglingen, die nach Emaus gingen, und sehnsüchtig von ihm sprachen, den sie verloren hatten. Da stand er im Abendlicht da und ging ein Stück Weges mit ihnen. — Er sah den Jordan wieder und wandelte über das Meer von Galilea. Aber niemand erkannte ihn mehr. Er irrt die Jahrtausende hindurch über die Erde, aber niemand sieht ihn, denn niemand hat die große Liebe im Herzen. Er sitzt abends vor euren Türen und steht mittags neben

euch im Felde und in der Kirche, wenn ihr vor einem wesenlosen Brot kniet ... O, warum, warum erkennt ihr ihn nicht?“

Und der fremde Mönch hielt seine bebenden Hände vors Gesicht und schluchzte laut. Da war der Bann gebrochen und die Bauern stürzten schreiend hinauf, mit erhobenen Fäusten und wollten ihn herunterzerren. Da schaute er sie in so wildem Schmerz an, daß sie verwirrt zurückwichen, und er wankte mitten durch ihre Menge gegen die Türe.

Als er am Jüngling mit dem weißen Lendentuch vorbeikam, legte er ihm einen Augenblick die Hand auf die Schulter, als wollte er sich stützen. Dann ließ er aber den Arm sinken, schleppte sich wie zerbrochen zur Türe hinaus, ging taumelnd gegen die mondhellen Felder hin und verlor sich in der Nacht.

Herbstidylle / von Fritz Lampl

Die Schnitter singen:

Rasche Mahd nach langem Reifen;
Wenn wir es auch nicht begreifen
Sind wir gläubig und vertraun.

Die Schnitterinnen singen:

Langer Reife banges Warten; —
Doch wer sät in Gottes Garten,
Kann auf Seine Hilfe baun.

Das Mädchen unter dem Baume spricht:

Die den welken Tag beenden,
Erntewagen seh' ich schwanken,
Und das Feld mit leeren Händen
Ist voll Scham und träumt von Schnee. —
Hinter schwarzen Stämmen öffnet
Rote Blendung eine Weite ...
Noch beherrscht das Licht die eine Seite,
Blätter sprühn wie Funken in die Glut.

Der Greis auf der Brücke ſpricht:

Nun der Abend heilig groß
Seinen ewigen Sieg verkündet,
Hat Vergangenheit in ihrem Schoß
Viele blinde Lampen angezündet.
Unvollkommen wird Erinnerung wach:
Wie der Grund des Fluſſes, faſt nur Ahnung,
Wie verlaſſene Häuſer ohne Dach . . .

Der Jüngling, Weinlaub im Haar, ſpricht:

Welt, ich will dich nicht erfaſſen,
Ich will deine Wunder ſehen.
Ueber zielvergeſſene Straßen
Fort zu vielen Zielen gehen.

Durch den Tanz der fahlen Blätter
Kann ich ſchon den Frühling ſchauen,
Hinter wüſtem Sturm und Wetter
Weiß ich ſchon bekrönte Auen.

Hinter jedem Schmerz und Spott
Ahnt mein Sinn verklärtes Wollen.
Nenn' es Liebe, nenn' es Gott —
Welt!

Die Schnitter ſingen:

Gib uns nach des Tages Haſten,
Ewiger, ein ſüßes Raſten,
Eine gute Ruheſtatt.

Die Schnitterinnen ſingen:

Seht, ein Stern iſt aufgegangen! —
Komm und löſe alles Bangen
Mir, die Dich im Herzen hat.

Amen.

Mütter / von Hugo Neugebauer

In der Wurzeln blindes Taſten
blick ich heil'ges Tun:
eh ſie feſt die Erde faßten,
werden ſie nicht ruhn.

Wurzeln, die ihr Waldes Bäume
hoh und herrlich tragt,
ahnen dunkel eure Träume,
daß es oben tagt?

Wurzeln, die ihr ſtarke Söhne
mütterlich geſäugt,
bebt zu euch hinab Geſtöhne,
wenn der Sturm ſie beugt?

Mütter, die ihr uns gehoben
aus der Erde Schoß,
lebt ihr unten mit hier oben
dunkel unſer Los?

Oft nach tief durchlittnen Tagen
war es, daß im Schlaf
toter Mütter leiſes Klagen
mich im Traume traf.

Heddy / von Hermann Wagner

(Aus einem noch unveröffentlichten Roman)

Zwischen Hermann Reisner und seinem Chef Emil Spanihel hatte sich ein Verhältnis herausgebildet, das über kurz oder lang zum Bruche führen mußte. Hermann Reisner war zwar in seinem äußerlichen Benehmen noch der, der sich fügte, aber er war es auf eine mehr passive Art, indem er sich zu allem, was ihm wider den Strich ging, förmlich stoßen ließ. Er kritisierte zwar die albernen Anordnungen Emil Spanihels nicht offen, aber er brachte seine Ansicht über sie weit verletzender zum Ausdruck, indem er bei ihrer Ausführung eine aufreizende stumme Ironie zur Schau trug. Dieser geheime Widerstand, diese tiefe stumme Verachtung trafen den eitlen Fabrikanten bis ins Innerste. Er machte gar keinen Versuch, sie zu bekämpfen, da er vor der überlegenen Intelligenz seines sonderbar schweigsamen Buchhalters eine dumpfe Furcht empfand, aber er wartete nur auf einen äußeren Vorwand, um diesem höchst gefährlichen Menschen, den er sich da höchstselbst in sein Nest gesetzt hatte, die Stellung zu kündigen. Und Hermann Reisner wußte das und tat doch nicht das Geringste, um die drohende Entlassung von sich abzuwenden. Ein lähmender Fatalismus war in ihm. Halb sehnte er eine Aenderung seiner Verhältnisse herbei, halb bangte ihm davor. Er hatte die unklare Empfindung, als müsse dann der Stein, der seine Zukunft noch verrammelte, endgültig ins Rollen kommen. Aber was war diese Zukunft?

An einem Abende im Februar saß Hermann Reisner in seinem wohlig durchwärmten Zimmer am Schreibtisch und las in dem ersten Akte seines naturalistischen Dramas, der nun vollständig fertig vorlag, als erst einmal leise, gleich darauf aber fest an seine Türe geklopft wurde. Auf sein

„Herein!“ trat zögernd ein Weib über die Schwelle, von dem er im ersten Moment nicht recht wußte, ob es ein Mädchen oder eine verheiratete Frau sei. Sie hatte ein vertraulich-verlegenes Lächeln auf den Lippen, sah sich etwas unsicher um und wünschte mit leiser, verschüchterter Stimme „Guten Abend!“ Erst jetzt bemerkte Hermann Reisner, daß sich hinter ihr Richard Seyfried zur Türe hereinschob. Er hatte gerötete Wangen und tat sehr hastig. — „Ich habe sie auf der Straße getroffen“, flüsterte er Hermann Reisner zu, indem er mit dem Kopf auf die Fremde hinwies. „Bitte, behalte sie einstweilen hier, ich hole nur Geld!“ — Und damit war er, ehe Hermann Reisner etwas antworten konnte, verschwunden.

Hermann Reisner schwieg erst eine Weile und war befangen, weil er sich rot werden fühlte. Dann bot er mit verlegener Stimme der Fremden auf dem Sofa einen Platz an. Die Fremde nickte ihm lächelnd zu und bat, zuerst Hut und Jacke ablegen zu dürfen, da es ihr im Zimmer zu warm sei. Er glaubte jetzt einen schwachen Schimmer von Freude auf ihrem Antlitz zu bemerken, und als sie die häßliche, plumpe Jacke und den billigen geschmacklosen Hut von sich getan hatte, erkannte er auch, daß sie noch jung und gar nicht häßlich war. Unter ihrer dünnen Sommerbluse straffte sich eine volle miederlose Brust, ihre Hände waren zwar rot und abgearbeitet wie die eines ländlichen Dienstmädchens, aber sie hatte wunderschöne hellblonde Haare und in ihrem Gesichte einen rührenden naiv-wissenden Zug. Sie lächelte unaufhörlich, nur hatte ihr Lächeln etwas verzweifelt Stereotypes, ohne daß es deshalb dem der Mädchen in den Bordellen geähnelt hätte. Es war noch ein Schimmer von Hoffnung in ihm, ein ganz leiser, schüchterner Hoffnungsschimmer. Und das war es, was ihr Gesicht sympathisch machte und auch Hermann Reisner sogleich für sie einnahm.

Es verging eine volle Stunde, ohne daß Richard Seyfried zurückgekommen wäre, jedoch die beiden merkten nichts davon, denn sie waren inzwischen miteinander ins Gespräch gekommen. Es stellte sich heraus, daß die Fremde Heddy hieß und vor einigen Tagen aus einem Freudenhaus einer benachbarten Stadt entlaufen war, unter Zurücklassung aller ihrer wenigen Habseligkeiten. Seitdem war sie ohne Geld und ohne Obdach auf der Straße umher geirrt, hatte bald bei dem bald bei jenem geschlafen, immer in der Angst, die Polizei könne sie aufgreifen und an den Ort, dem sie entflohen war, zurückbringen. Ihre Eltern waren arme Leute irgendwo auf dem Lande und mochten nichts mehr von ihr wissen. Sie war erst neunzehn Jahre alt und wußte selbst nicht, wie sie in das Leben, das sie jetzt führte, hineingeraten war. Ueber alle ihre Verhältnisse gab sie mit lächelnder Miene Auskunft, als handle es sich um Dinge, die nicht sie selbst, sondern gleichgültige Fremde betrafen.

Als es nahezu zehn Uhr war, besann sich Hermann Reisner darauf, sie zu fragen, ob sie schon zu Nacht gegessen habe. Nein, das hatte sie nicht. Auch zu Mittag hatte sie noch nicht gegessen. Trotzdem bat sie nur um eine Zigarette. Hermann Reisner stieg das Blut in den Kopf, und er sprang auf, um auf dem Spirituskocher schnell Tee zu bereiten. Heddy verfolgte mit den Augen jede Bewegung. Als er aber gar die Mütze aufstülpte, um in einem nahen Kramladen etwas Wurst und einige Semmeln zu holen, wurde sie vor Beschämung über und über rot und der letzte Rest der feilen Vertraulichkeit, der ihr noch anhaftete, verschwand ganz plötzlich aus ihrem Gesichte. Während sie im Zimmer allein war, saß sie kerzengerade und mit starrem Blicke auf dem Sofa und wagte es nicht einmal, den Kopf zu bewegen. Erst als Hermann Reisner zurückkam, atmete sie wieder vernehmlich auf, setzte sich an den Tisch und verzehrte nicht ohne Grazie die herbeigeholten Sachen. Von

dem Tee tranken sie alle beide, und Hermann Reisner goß öfters nach. Schließlich lehnten sie sich in den Stuhl zurück und sahen einander stumm an.

„Seyfried scheint nicht mehr zu kommen", unterbrach Hermann Reisner das Schweigen. — Aber Heddy wußte gar nicht mehr, wer Seyfried sei, denn sie hatte ihn ganz und gar vergessen. — Ob sie denn mit ihm irgendeine Verabredung getroffen habe? fragte Hermann Reisner. — Durchaus nicht, entgegnete Heddy. Sie sei ihm auf der Straße begegnet, er habe sie angesprochen, und sie sei mit ihm gegangen. Nun wäre sie hier. — Sie hoben beide gleichzeitig die Augen und sahen einander einen Moment an. — „Kann ich nicht hier bleiben?" fragte Heddy leise. — Hermann Reisner zögerte. „Ja, aber wo wollen Sie schlafen?" — „Ich muß ja nicht schlafen . . . nein, ich bin gar nicht müde! Ich kann sehr gut dort auf dem Sofa sitzen und warten!" — „Nein", entschied Hermann Reisner, „Sie können mein Bett benützen, denn ich habe Arbeit. Die ganze Nacht habe ich am Schreibtisch zu tun. Da können Sie schlafen."

Was es denn sei, woran er des Nachts zu arbeiten habe? fragte Heddy nach einer Pause. — Er arbeite an einem Buch, entgegnete Hermann Reisner. — „An einem Buch?" fragte Heddy und begriff nicht. — Jawohl, an einem Buch, das hoffentlich bald erscheinen und dann in allen Buchhandlungen zu haben sein werde. Es enthalte ein Theaterstück, das, wenn er Glück habe, auch zur Aufführung gelangen werde und ihm sodann viel, viel Geld einbringen könne. — Er weidete sich an dem Respekte, den ihr diese Mitteilung einzuflößen schien, und klärte sie nach und nach auf. Oft verstand sie ihn nicht, und er mußte, um sich ihr deutlich zu machen, recht gegenständlich werden, was ihm indessen viel Spaß bereitete, da er bei seinen Erklärungen ihre Augen immer größer und verwunderter werden sah.

Er ſchleppte ihr viel Zeitungen und Zeitſchriften herbei, in denen Beiträge von ihm abgedruckt waren, und las ihr auf ihre wiederholten dringenden Bitten hin ſogar eines ſeiner gedruckten Gedichte vor. Es waren Verſe an eine fingierte Geliebte.

Heddy hörte aufmerkſam zu, nichts in ihrem Geſichte verriet, was ſie etwa dachte. — „Nun, gefällt Ihnen das Gedicht?“ fragte Hermann Reisner. — „Wie heißt ſie?“ fragte Heddy ſchüchtern zurück. — „Wer?“ — „Ihre Geliebte.“ — Er lachte. „Sie heißt Lolo“, ſagte er. — Heddy blickte ihn eine Weile zweifelnd an, ob das auch ſein Ernſt ſei. Er zuckte mit keiner Wimper. — „Iſt ſie hübſch?“ fragte Heddy weiter. — „Sie iſt ſogar ſehr hübſch. Sie ſieht Ihnen ähnlich, kleine Heddy!“ — Sie lehnte beleidigt ab. — „Doch, ſie hat ganz Ihre ſchönen Haare. Oder ſie müßte ſie haben. Denn in Wirklichkeit exiſtiert ſie gar nicht!“ — „Nicht?“ — „Nein“, ſagte Hermann Reisner plötzlich ganz ernſthaft. — „Aber ein . . . ein — anderes Mädchen haben Sie doch?“ ſtotterte Heddy. — „Auch nicht, kleine Heddy.“ — „Wirklich nicht?“ — „Wirklich nicht!“ — Wieder hoben ſie gleichzeitig ihre Lider, und wieder trafen ſich für einen kurzen Moment ihre Blicke. Dann ſahen ſie beide eine lange Weile ins Leere.

Dann ſchlug es unerwartet zwölf. Heddy erſchrak und ſeufzte tief auf. Gleichzeitig erhob ſie ſich und machte Anſtalten, den Hut aufzuſetzen. Hermann Reisner nahm ihn ihr aus der Hand. „Was fällt Ihnen ein?“ — „Es iſt doch beſſer, ich gehe“, ſagte Heddy. „Was ſoll ich hier? Ich ſtöre Sie nur.“ — Aber Hermann Reisner zwang ſie auf das Sofa zurück und verlangte kategoriſch, daß ſie bleibe. Es ſei ſchon zu ſpät, im Freien könne ſie nicht nächtigen. Er werde hinausgehen, ſie möge ſich ruhig entkleiden, ſich ins Bett legen und ſchlafen. Er wolle ſchreiben. Und auf dem Sofa finde ſich am Ende für ihn noch genügend Platz.

Er ſei ja ein Mann. Und er lachte. — „Nein, das tue ich nicht“, ſagte ſie in entſchiedenem, ſonderbar ſchwermütigem Tone, „das nicht! Wenn Sie mich da behalten, dann bleibe ich hier auf dem Sofa. Sonſt gehe ich. Sonſt gehe ich wirklich!“

Und davon wollte ſie, ſo ſehr ihr Hermann Reisner zuredete, nicht abgehen. Er bereitete ihr daher auf dem Sofa eine Lagerſtatt, indem er ihr von ſeinen zwei Kopfpolſtern eins abließ und auch noch eine Decke herbeiſchaffte. Sodann löſchte er das Licht aus, entkleidete ſich raſch und ſtieg in ſein Bett. Auch ihre Kleider hörte er raſcheln, obgleich ſie beim Entkleiden peinlich bemüht zu ſein ſchien, jedes Geräuſch zu vermeiden. Schließlich war es ganz ſtill. — „Gute Nacht“, kam es noch ſchüchtern vom Sofa her, das unter der neuen Laſt zuweilen knackte. — „Gute Nacht“, erwiderte Hermann Reisner und zog das Bett über den Kopf.

Es ſchlug eins und es ſchlug zwei und es ſchlug endlich drei, und er war noch immer nicht eingeſchlafen. Ein neues ſüß-ängſtliches Gefühl machte ihn ganz trunken. Er vermied, um ſich nicht bemerkbar zu machen, jede Bewegung, und wußte, daß das Mädchen drüben auf dem Sofa ebenſo ſtarr da lag und gleichfalls keinen Schlaf finden konnte. Warum ſtand er nicht auf, ging zu ihr hin und ſagte ihr, daß er ſie gerne habe? War er ihr nicht gut? Er ſah mit offenen Augen in die Finſternis vor ſich hinein. Ihr Geſicht erſchien darin und hatte das ſchüchterne, kindlich-hilfloſe Lächeln. Ich bin ihr doch gut, dachte er, gerade ihr. Und er ſchlief ein bei dieſem Gedanken.

Als er am nächſten Morgen erwachte, fand er Heddy ſchon vollſtändig angekleidet auf einem Stuhle am Tiſche ſitzen, geduldig und ſtill, die Augen unverwandt auf ihn, der noch geſchlafen hatte, gerichtet. Jetzt, da er ſie bemerkte, lächelte ſie verlegen, gab ihm zum Abſchiede die Hand und dankte ihm mit einigen Worten. Dann verließ ſie haſtig das Zimmer.

Abends, als er wieder am Schreibtisch saß, verdrossen, mißmutig und einsam, pochte es abermals schüchtern an die Türe. Es durchfuhr ihn freudig, und er erkannte mit einem Male, weshalb er so schlechter Laune war. Er ging Heddy entgegen und lächelte, als er ihr blutrotes, verlegenes Gesicht sah. Ihren Versuch, den neuerlichen Besuch zu motivieren, schnitt er kurz ab. „Ich freue mich ja so sehr, daß Sie wieder da sind", gestand er ihr ehrlich und rückhaltlos. „Ich hatte schon entsetzlich trübe und lange Weile!" — „Aber Ihre Arbeit?" wendete sie ein. — „Die kann warten!" — Er nahm ihr wieder Jacke und Hut ab und ging daran, den Spirituskocher anzuzünden. Sie selbst aber hatte Aufschnitt mitgebracht und war jetzt nur verlegen wegen des Brotes. Das wollte e r holen gehen. Er brachte auch Zigaretten mit und eine kleine Flasche Rum, damit der Tee nicht zu schwach würde, wie gestern. Er lachte, während er dies sagte, und sie lachte mit. Dabei goß sie heute selber den Tee ein und verteilte auch den Aufschnitt. Ihre Wangen hatten eine leichte freudige Röte behalten.

„Den ganzen Tag habe ich nur an Sie gedacht," sagte Hermann Reisner, während er Heddy gegenüber saß und rauchte. — Sie selbst hatte die Zigaretten abgelehnt und sah ihn in einem Gefühle des Glückes, das sich gleichsam selbst bestaunte, unverwandt an. „Dachten Sie, daß ich wiederkommen würde?" fragte sie. — „Nein." — „Ich wollte auch gar nicht. Den ganzen Tag wollte ich nicht. Niemals wollte ich wieder hierher kommen. Es war aber komisch. Als es dunkel wurde, da kam ich Ihrem Hause immer näher. Eine volle Stunde habe ich draußen auf der Straße zu Ihrem hellen Fenster herübergeschaut. Und dann ging ich mit einem Male herein und klopfte bei Ihnen an . . ." — Er fragte sie danach, was sie den Tag über getan habe. Doch sie schüttelte den Kopf und gab keine Auskunft. — „Ist Ihnen nicht manchmal traurig zu Mute", fragte er

da, „und ist Ihnen nicht bange nach Ihren Eltern?“ — „Nach meinen Eltern?“ äußerte sie, und ihre Augen verloren sich im starren Geradeaus des Unbestimmten, „ach nein!“ — Er trat zu ihr hin und streichelte ihr die Hand. „Sie sind wohl auch immer allein gewesen,“ sagte er, „schon als Kind? Ich verstehe das gut. Da können einem auch die Eltern nichts geben. Bei mir war es nicht anders. Man will nur fort, von Ort zu Ort, immer wieder und wieder. Immer ist man allein und wartet. Und immer denkt man, es müsse irgend jemand kommen, der einen verstünde . . . Ist es nicht so?“ — Heddy antwortete nicht, und Hermann Reisner fuhr fort, ihre rauhen roten Hände zu streicheln.

Dann ging er, während Heddy still auf ihrem Platz verharrte, lange im Zimmer auf und ab und dachte nach. Es trieb ihn, ihr Gesicht zwischen seine Hände zu nehmen, ihren jungen Körper an sich heranzuziehen und ihr zu sagen, daß er sie lieb habe, daß er sich nach ihr sehne. Jedoch irgendeine ängstliche Scheu, daß er das hier in diesem Zimmer und zu dieser Stunde nicht tun dürfe, hielt ihn davon zurück. Er hatte sie ja wirklich lieb, und es war ein süßes Gefühl, zu wissen, daß auch sie ihm gut war. War das nicht genug? Trotzdem wollte er nur ein einziges Mal einen Kuß auf ihr Haar drücken, wollte er sie ein einziges Mal mit geschlossenen Augen fest an sich ziehen — ja, einmal wenigstens wollte er das tun, noch heute, vielleicht sogleich . . . Er blieb stehen, sah sie an und fing gleichzeitig auch ihren Blick auf. Und ohne ein Wort zu sagen, ging er auf sie zu, nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte sie zweimal, dreimal mitten auf den Mund. „Heddy, ich bin dir gut,“ sagte er einfach.

Viel, viel länger als eine Stunde saßen sie beieinander, schwiegen oder redeten sprungweise das kunterbunteste Zeug. — „Vor zwei Tagen habe ich noch gar nicht gewußt, daß du auf der Welt bist,“ sagte Heddy und lachte leise und hell

in ſich hinein. „Und wie heißeſt du eigentlich? Hermann? Muß ich dich ſo rufen?“ — „Deine ſchönen Haare!“ rief er aus. „Und was für Augen du haſt! Kannſt du überhaupt böſe ſein, du?!“ — Sie fragte ihn nach tauſenderlei kindiſchen Dingen. Wieviel Mädchen er übrigens ſchon lieb gehabt habe? — „Eine,“ ſagte er, „es iſt noch nicht viel länger als ein Jahr her.“ — Und ihr Name? — Gertrud. — Und wie ſie ausgeſehen habe? — Er verſuchte, es ihr zu beſchreiben, doch ſie fragte ihn immer um neue Details, an die er gar nicht dachte. — „Wie war das, als du ihr gut warſt,“ fragte ſie, „ſo, wie es jetzt iſt?“ — „Eigentlich nein, es war anders.“ — „Wie?“ — „Ich weiß nicht,“ ſtammelte er, „aber dich habe ich anders gern, ganz anders!“ — Und er umfing ſie in einer merkwürdigen zitternden Mattheit, legte ſeinen Kopf an ihre Bruſt und ſchloß, wie um nicht mehr erwachen zu müſſen, die Augen.

Es wurde tiefe Nacht. Sie wurden deſſen gar nicht gewahr, wie ſchnell die Zeit verging. Schließlich war es doch Heddy, die ſich zuerſt aufraffte. „Ich muß jetzt gehen,“ ſagte ſie, „es iſt ſpät.“ — „Bitte, bleib.“ bettelte Hermann Reisner. — „Bei dir?“ — „Ja.“ — „Das geht nicht.“ — „Warum?“ — Sie ſchüttelte nur den Kopf. — „Du ſollſt in meinem Bett ſchlafen,“ flüſterte er. „Ich löſche das Licht aus und lege mich auf das Sofa. Ich tue dir nichts, ich rühre dich nicht an . . . Glaubſt du mir nicht, Heddy?“ — „Wenn du das täteſt . . .“ ſagte ſie langſam, und das klang ſo, als ſpreche ſie es zu ſich ſelber. — Da ſtand er auf. „Du mußt hier bleiben,“ ſagte er entſchloſſen, „ich laß dich nicht fort!“ — „Aber du wirſt ſchlecht ſchlafen, mein Junge,“ bettelte ſie. — „Und du? Wo würdeſt du jetzt ſchlafen?“ — Sie ſah zur Seite. „Gut, ſo löſche das Licht aus,“ flüſterte ſie.

In dieſer Nacht lag Hermann Reisner zum erſten Male in den Armen eines Weibes. Die Liebe kam wie eine

rieſenhafte, unbarmherzige Flutwelle über ihn. Er vermeinte vergehen zu müſſen, vor Luſt, Schmerz, taumelnder Wonne. Gott, was war das nur, was war das?! Und alles dies Glück lag in einem kleinen unſcheinbaren Mädchen verborgen, das ihn anlächelte und es ihm ſchenkte! Das immerzu ſchenkte ... ſich ſelbſt ... ganz und gar ...

*

Es verging nun kein Abend, an dem Heddy nicht zu Hermann Reisner gekommen wäre. Er fragte nicht danach, was ſie den Tag über trieb und wovon ſie lebte, und er kümmerte ſich auch nicht um das Geſchrei ſeiner Wirtin, die ihm ſchon die Wohnung gekündigt hatte und jetzt mit der Polizei drohte, ſondern er ließ Heddy, wenn ſie nach Eintritt der Dunkelheit an ſein Fenſter pochte, freudig ein und verſchloß ſchnell die Türe hinter ihr. Immer brachte ſie etwas mit, das ſie dann beim Tee gemeinſam verzehrten, wie ja auch er ſelbſt ſeine letzten Heller dafür ausgab, Zigaretten, Delikateſſen, Cognac und dergleichen zu kaufen. Sie lebten an dieſen Abenden zuſammen, als exiſtierte die übrige Welt nicht für ſie, ſie dachten nicht an das Morgen und ſie ſtrichen auch ihre Vergangenheit aus ihrem Gedächtnis. Dem Ende, das einmal eintreten mußte, ſahen ſie mit dem ergebenen Gleichmute entgegen, mit dem man das Unvermeidliche erwartet. Volle vierzehn Tage gingen ſo hin. Bis eines Abends, als Hermann Reisner Heddy die Türe zu öffnen glaubte, anſtatt ihrer ein Polizeibeamter in ſein Zimmer trat.

Hermann Reisner erſchrak im erſten Augenblick, denn er wußte ſofort, um was es ſich handelte. Zugleich aber erwachte der Trotz in ihm und eine dumpfe Wut ballte ſich in ſeinem Herzen zuſammen gegen die geſamte gute Geſellſchaft, zu deren Schutz dieſer rohe, ungebildete Menſch, der da bei ihm eindrang, beſtellt war. Und er gab auf die brutalen Fragen des Poliziſten nur ironiſche und höh-

niſche Antworten, lehnte jede Auskunft über das Mädchen, das unterſtandslos und vagabondierend aufgegriffen worden war und ſchubweiſe in ſeine Heimat befördert werden ſollte, ſchroff ab und lachte dem Uniformierten, als er ſchließlich drohte, voll Verachtung ins Geſicht. Ja, jederzeit nähme er das Mädchen, wenn es käme, wieder zu ſich, und was immer ſie auch wäre, ſei ſie doch tauſendmal beſſer und achtungswürdiger als . . . Er vollendete nicht, ſondern begnügte ſich damit, mit kühler Genugtuung in das vor Wut rote Geſicht des Büttels zu ſehen, der endlich unter Drohungen und Flüchen unverrichteter Dinge wieder abzog.

Als Hermann Reisner dann allein war, ſank er auf einen Stuhl nieder und brach in ein langes, krampfhaftes, ſtilles Weinen aus. Es war ihm unendlich troſtlos zu Mute, ſein ganzes Leben lag gleichſam in Scherben vor ihm, und er hatte die Empfindung, daß es nie, nie wieder beſſer werden konnte. Denn er ſah den klaffenden Riß, der ihn von denen trennte, die die Macht hatten. Dieſe waren böſe, und die gut waren, waren machtlos, verachtet und arm. Zu ihnen gehörte er, zu ihnen zog es ihn mit aller Macht hin, während er jene anderen haſſen mußte, immer und immer, ſo lange noch ein Atemzug in ihm war. Nur daß dieſer Haß den brennenden Stachel der Ohnmacht hatte. Ach, wo gab es eine Tat, ganz gleich, was ſie war, die ihn frei machen konnte!

Wenige Tage ſpäter ſchickte ihm, wie Hermann Reisner meinte, der Himmel eine prächtige Gelegenheit, ſich zu rächen. Irgendein Dilettantenverein veranſtaltete nämlich die Aufführung eines belangloſen albernen Luſtſpieles. Hermann Reisner verſchaffte ſich eine Eintrittskarte und ging in der feſten vorgefaßten Abſicht in das Theater, es allen dieſen wohlſituierten ſatten Spießbürgern, die ſich bei den jämmerlichen Witzen und dem noch jämmerlicheren Spiele maßlos amüſierten, einmal ordentlich zu geben. Noch im Theater verfaßte er eine Rezenſion über das Stück, die Darſtellung

und die Aufnahme durch das Publikum, die so voll des ätzendsten Hohnes und des offenkundigsten persönlichen Hasses war, daß sie der Redakteur des kleinen sozialdemokratischen Blattes, für das sie bestimmt war, nicht ohne Bedenken entgegennahm. Trotzdem erschien sie schon am folgenden Tage. Unterzeichnet war sie mit Hermann Reisners vollem Namen.

Die Wirkung, die sie hatte, übertraf Hermann Reisners kühnste Erwartungen. Die ganze Stadt war in einer unbeschreiblichen Aufregung. Man hatte rote Gesichter, zeigte die finstersten Mienen und ballte wie gegen einen unsichtbaren Feind die Fäuste. Der Verein, der die Aufführung veranstaltet hatte, berief seine Mitglieder zu einer Sitzung ein, und in dieser Sitzung wurde nach vorhergegangenen flammenden Entrüstungsreden eine Protestresolution beschlossen, die auch einstimmig angenommen wurde. Das liberale Blättchen der Stadt druckte die Resolution ab und protestierte auch seinerseits im Namen der ganzen anständig denkenden Bevölkerung gegen die pöbelhafte Verunglimpfung einer Reihe achtbarer Bürger, die lobenswerte künstlerische Ziele verfolgten und sich für gemeinnützige nationale Zwecke opferten und mühten. Denn das Reinerträgnis der Aufführung war einem mildtätigen Fond zugeflossen. Jawohl! Und die wild gewordenen Spießbürger fuchtelten aufgeregt mit den Armen in der Luft herum, spieen aus und redeten von Subjekten, die des Vaterlandes und des Gewissens bar wären. Und sie schickten unverzüglich eine Abordnung an Emil Spanihel, den Chef Hermann Reisners, mit der Anfrage, ob er es mit seinem nationalen Gewissen vereinbaren könne, einen Menschen in seinen Diensten zu haben, der ... Und Herr Emil Spanihel konnte es mit seinem nationalen Gewissen nicht vereinbaren!

Hermann Reisner erhielt seinen Gehalt für einen vollen Monat ausgezahlt und war entlassen. Das Zeugnis, das

ihm Emil Spanihel überreichte, ſtopfte er ungeleſen in die Taſche. Er lachte ſeinem ehemaligen Chef frech ins Geſicht. „Wiſſen Sie, was Sie ſind,“ ſchrie er ihn an, „Sie und Ihresgleichen? . . .“ — „Hinaus!“ donnerte Emil Spanihel und ſtreckte, der käſeweiß im Geſicht geworden war, die Hand gegen die Türe aus. — „Schafe ſeid Ihr,“ ſagte Hermann Reisner gelaſſen und ſchlug krachend die Türe des Kontors hinter ſich zu.

Während er, brennenden Kopfes, ein Verlorener, draußen die Straße entlang ſchritt und ſich den erſten feuchten Märzwind durch die Haare ſtreichen ließ, dachte er an Heddy. Wo mochte ſie ſein? Wo würde ſie untergehen? Und wohin würde er ſelber treiben?

Sterben / von Paul Hatvani

Gib acht, gleich wird ſich
ein Abend über die Berge beugen.

Fernab dem Leben
ſtirbt eine einſame Stunde.

Gleich werden alle Vögel
nach dem Süden ziehn.

Die Sonne ſcheint noch,
aber dein Herz iſt ſchon begraben.

Ich halte noch deine Hand,
aber der Gletſcher kommt immer näher.

Da liegſt du, Tal,
und das iſt dein Tod.

Mozart und die Zeit / von Edgar Zilsel

Eine didaktische Phantasie

„Aber nur der Paradiesesfluß der Kunst treib' Eure Mühlen nicht. Darfst Du Tränen und Stimmungen in die Musik einmengen: so ist sie nur die Dienerin derselben, nicht ihre Schöpferin." Jean Paul. Flegeljahre II. 27.

Der Vorhang war gefallen; eingezwängt in eine Herde von Ziegenböcken, die mit ihren Hufen meine Kleider beschmutzten und mein Gesicht beschnupperten, wurde ich in die Garderobe gedrängt. Dort kletterte der Affe, die Garderobezettel im Maul, die Kleiderrechen entlang und stopfte die Mäntel unter die Leute. Hinter mir lobte eine dekolletierte Lederpuppe die Rokokomusik. Die Dame war aber an der Seite aufgeplatzt und merkte nicht, daß ein geiles Lama im Smoking das hervorquellende Seegras verschlang. Draußen vor dem Opernhaus war es kotig und in angeregtem Gespräch stampften die Rinder durch die Lachen in ihre Ställe, zu Fraß und Schlaf. Ich blickte empor: da hockte die Riesenspinne Zeit und freute sich ihrer Beute, denn Häuser und Tiere und Menschen und Töne waren ihr verfallen und wir alle, verflochten in ihr klebriges Gespinst, zergingen und wurden zu Schleim. Begriffe rannen ineinander und versickerten, Töne hauchten Stimmungen aus und verdampften, weich quoll der Moder unter meinen Füßen. Da schrie ich nach Starrheit und die Stadt versank in blaue Nebelschluchten unter mir.

Das trübe fließende Kontinuum der Zeitlichkeit war geschwunden und Unsägliches geschah in lieblich-strenger Mannigfaltigkeit. Töne hielten einander tanzend an den Händen und je dichter sich Glied an Glied ihrer Kette schloß, je enger sich ihre Reihen schlangen, in desto bangere Tiefen der Erde unter mir konnte ich zwischen ihnen hinabblicken und ich sah den Brei der Gefühle irdisch fließen; doch hier

oben war er zu edlen Kriſtallen erſtarrt. Ich drückte ſie an meine Bruſt, daß ſie ſchmolzen und mich durchdrang Wonne der Wehmut und Qual der Luſt; aber die Formen zerfloſſen, da ließ ich es lieber. Unten auf der Erde glimmte der ſchöne Götterfunke, ſchwälte und ſchwoll die Waberlohe; hier aber verſengten mich Stichflammen und ein Septakkord ſprang vor und riß mir die Haare aus. Dann — doch es gab kein dann — tanzte der Mohr unter dem weißen Mond vor der ſchlafenden Pamina; ſein Metallgewand klirrte leiſe, und lüſtern blies die Pickelflöte. Die Töne verlachten mich, denn es war ein Erdenreſt. Hier aber mußten Stimmungen verſtummen, ja die Töne warben ſich Menſchen zu Bundesgenoſſen gegen die Gefühle, hielten es mit der kupplériſchen Deſpina und Don Alokſo, dem Philoſophen und wirbelten erbarmungslos Cosi fan tutte, während Ferrando ſchwärmte und Fiordiligi litt. Wie zum Hohn zogen die Töne ihr verklärteſtes Geflecht um die ſchäbigſten Gefühle, um Zerlines philiſtröſe Lüſternheit, um die wirre Erotik des Knaben Cherubin und um Don Juans heuchleriſchen Unbeſtand. Der Narr Ferrando, von Guglielmo um die Braut betrogen, ſchwur heuchleriſch der Braut Guglielmos Liebe und liebte ſie und betrog ſich ſelbſt; in ihrer Hochzeitsnacht lockte Suſanne den Grafen in geheuchelter Sehnſucht, um den horchenden Bräutigam zu ärgern: und was die Irdiſchen unten Heuchelei und Trug des Augenblicks nannten, das umwanden die Töne mit erhabener Einfalt. Da fühlte ich mich einſam, voll Sehnſucht nach einem Menſchen, nach Mozart und ich wollte ihm dienen. Doch als ich ihn hier oben ſuchte und die Töne nach ihrem Schöpfer fragte, da begann ein Toſen, aus allen Winkeln kamen Reihen von Tönen gelaufen und kletterten übereinander, trennten ſich wieder und kehrten um zu tauſendfacher Verwicklung und durch das All tollte die Schlußfuge aus der Jupiterſymphonie. Aber aus den leiſen Diſſo-

nanzen tönte ein Hohngelächter und rief: „Wie kann ein Mensch ins Reich der Werte eingehen? Wie kann unser Wert auf unseren irdischen Schöpfer abfärben?“ Und in geordnetem Taumel kreisten rasend die Töne im Unermeßlichen und jauchzten: „Nie!“ Grauen und Schwindel ergriff mich und ich stürzte nieder, das Gesicht zur Erde gekehrt, die tief unter mir mich mit tausend Armen hinabzog. Ich klammerte mich fest an die Wolken und starrte betäubt hinab ins achtzehnte Jahrhundert.

Da intriguierten Rationalisten, pünktlich wandelte Kant zur Kartenpartie und Mozart gab Klavierstunden, gekleidet wie ein Höfling. Nur mit einigen Komponisten und Sängern mußte er sich immer herumschlagen, so daß er einmal sogar ein anonymes Pamphlet gegen seine Feinde plante. Trotzdem war er als Lustigmacher beliebt bei allen, die nicht gerade sein Spott traf und auch seine Tänze und die Konzertstücke, die er für reisende Virtuosen schreiben durfte, waren in der guten Gesellschaft sehr geschätzt. Sogar seinen Opern applaudierte man meistens und ich konnte von oben ganz deutlich wahrnehmen, wie seine Werke in jeder Aufführung auch noch bei der Nachwelt die angenehmsten Empfindungen erregten. Ja als er Figaros Hochzeit dirigierte und bis zum Sextett gekommen war, vergoß er selbst einige Tränen. Ich erkannte, daß nur Lust die Menschen regierte, daß sie Werte schufen, nur gelöbert von der Lust des Schaffens. Mich verließen die Kräfte, ich stürzte in den Abgrund und schrie: „So bleibt auf Erden ewig uns der Wert versagt?“

Da barst die Ewigkeit und an ihrem Faden schoß die Spinne Zeit hervor. Im Sturze sah ich die Erde unter mir. Schlammströme krochen aus Mozarts Grab und vereinigten sich zu einem Ozean von Brei, der, verdünnt durch immer neue Regenfluten, langsam anschwoll und alles unter sich begrabend nur faules Laub zum fahlen Firmament

emportrug. Die Blätter wuchſen ins Unermeßliche und auf dem bedruckten Papiere blähten ſich Kröten in ſchleimigem Glanz. Rabenflügelig kreiſte ein Grammophon und krächzte die neueſte Operette. In der Jauche aber wimmelte es; ein Klumpen von zappelnden Wagnerianern und anderen titaniſchen Kommis hatte ſich unter dem Zeitungspapier hervorgearbeitet und das rettende Floß erklettert, da zerrten ſie die anderen an den langen Haaren wieder hinab: klebrige Maden, gemäſtet vom geſtorbenen Rokoko, und Heimatskünſtler. Ganz zu unterſt auf dem Grund wand ſich die fabelhafte Seeſchlange, die ſich in den Schwanz biß: der zum Fortſchritt fortſchreitende Fortſchritt. Das hauchte ſeinen Brodem aus, ich ſauſte hinab, ſchon roch ich den faden Schwefeldunſt und fiel in den Sumpf.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

In der Zeitſchrift „Saturn“ ſtellt Max Brod „techniſche Kritik“ als ſein Ideal von Kritik auf. So ſagt er: „Den techniſchen Kritiker geht der Dichter gar nichts an, er ſucht nicht zu ergründen, was in der Seele des Dichters beim Dichten vorgegangen iſt (wie der pſychologiſche Kritiker), ihm iſt es einerlei, ob der Dichter echte Gefühle hatte oder ſolche nur heuchelt. Für ihn exiſtiert nichts als das Werk und tauſendmal nichts als das Werk ... Der *techniſche* d. i. wiſſenſchaftliche Kritiker hat's nur mit dem *Werk* zu tun. Wir ſtehen erſt ganz am Anfang einer wirklichen techniſchen Kritik, vielleicht noch nicht einmal am Anfang.“

Mir will es anders ſcheinen. Techniſche Kritik iſt längſt da, ſie iſt die Kritik der Journaliſterei, die an die Kunſt nicht heran kann, weil ſie nur die techniſche Fertigkeit eines Werkes zu beurteilen vermag: das nur Erlernbare an der Sache, das höchſtens Kunſtbehelf, aber noch nicht Kunſt

iſt. Der Aufgang oder Erſchluß eines Lebendigen, das ein Werk erſt zum Kunſtwerk erhebt, liegt außerhalb des Horizonts der techniſchen Kritik, die wie der Ochs am Berge dort verſagt, wo ein ſolcher Lebenserſchluß gewertet ſein will. So wird es ein Unding, von techniſcher oder wiſſenſchaftlicher Kritik *in der Kunſt* zu reden, es ſei denn, man meinte mit dieſer Kritik etwas, das abſeits allem künſtleriſchen Schauen ſein Geſchäft verrichtet. Wie aber dann ein Schaffender, der Dichter und Künſtler ſein will, ſolche Kritik fordern kann? Wie er ſagen kann: Der „Kritiker hat's nur mit dem *Werk* zu tun", da doch jedes Werk mit ſeinem Schöpfer umſomehr zu tun hat als es Kunſt iſt? Das rein Techniſche am Werke iſt ein Totes. Es allein, losgelöſt von ſeinem Schöpfer, reicht nur ſo weit als ſeine lebloſe Form reicht. Wer in der Form das Leben ſchaut, iſt ſchon über das Techniſche im Werke hinaus und hat's nicht mehr nur mit dem Werke, ſondern bereits mit deſſen Schöpfer zu tun. Und je fähiger, je künſtleriſch empfindlicher ein Beſchauen iſt, umſomehr wird ein Lebendiges des Schöpfers aus dem Werke herausgeholt und gefühlt werden. Umſomehr wird ein Kunſtwerk genoſſen und zugleich der Genuß abhängig werden von der Größe des Kunſtwerks — der Genuß, der es mit ſich bringt, daß im Werke die Seele ſeines Schöpfers lebendig wird. Der Künſtler und Dichter, der redliche Schöpfer, müßte demnach nur wünſchen, daß auch der Kritiker im beſagten Sinne zuerſt genieße und dann dem Genoſſenen nach kritiſiere. Und da wird es *nicht* „einerlei", ſondern maßgebend ſein, „ob der Dichter echte Gefühle hatte oder ſolche nur heuchelt", weil nun erſt für den Kritiker das Werk völlig exiſtiert, das, als Kunſtwerk, noch gar nicht exiſtiert, ſo lange für ihn „nichts als das Werk und tauſendmal nichts als das Werk" exiſtiert. — Brod mag es ſo ſchlimm nicht gemeint haben, als es von ihm geſagt iſt. Am Schluſſe ſeines

Artikels wird auch eingelenkt, freilich in ungereimteſter Weiſe. Dort ſagt Brod: „Die pſychologiſierende Kritik iſt gar nichts wert, die techniſche darf einer geheimen präſtabilierten Harmonie vertrauen und hoffen, daß ſich die große Seele des Dichters in lauteren Satzgebilden ſpiegle, ein nichtiges Gefühl hingegen durch fehlerhafte Werke heillos verrate.“ Man hörte doch vorher, daß es einerlei iſt, ob der Dichter echte Gefühle habe oder ſolche nur heuchelt. Und wäre es noch „techniſche Kritik“, die es nur mit dem Werk zu tun hat: von der Form auf den Gehalt, vom Satzgebilde auf die Seele zu ſchließen? Wäre es nicht vielmehr pſychologiſierende Kritik? Und iſt die Kritik, die Brod ſelber faſt gleichzeitig (in einer neuen Zeitſchrift „Orplid“) an ſeinen „Jüdinnen“ vornimmt, nicht auch pſychologiſierend, wenn er ſagt: „. . . . ich halte „Jüdinnen“ für mein beſtes Proſabuch, weil die gereiftere Erfahrung darin nichts mehr von phantaſtiſcher Konſtruktion erborgen mußte, und weil es mir gelungen zu ſein ſcheint, aus alltäglichen Vorgängen Steigerungen bis in die heroiſche Sphäre empor zu erzielen...“ Wenn man alſo „techniſche Kritik“ ſelber nicht gebraucht und nicht gebrauchen kann, warum ſie dann in der Oeffentlichkeit ausrufen, als handle es ſich um wichtige Zukunftskritik? Das ſtimmt bedenklich gegen den Ausrufer. Es ſollte auch ihn nachdenklich ſtimmen!

*

Wenn zwei dasſelbe ſagen, iſt es nicht dasſelbe. Nirgends trifft das mehr zu als in der Kunſt.

*

Je mehr man ſich hingibt, deſto weniger nimmt man. Wehr gegen Beeinfluſſung verrät ein Unterliegen der Beeinfluſſung.

*

Womit man ködert, damit kettet man ſich.

*

Die glauben zu führen, werden vom Gefolge geschoben: so abhängig sind sie von der Gefolgschaft. Wahre Führerschaft ist treueste Gefolgschaft: sie trägt in sich das Geführtwerden.

*

Dem Starken und Mutigen mag der Tod leicht erscheinen, aber er hält die Folter nicht aus, sich nicht wehren zu dürfen.

*

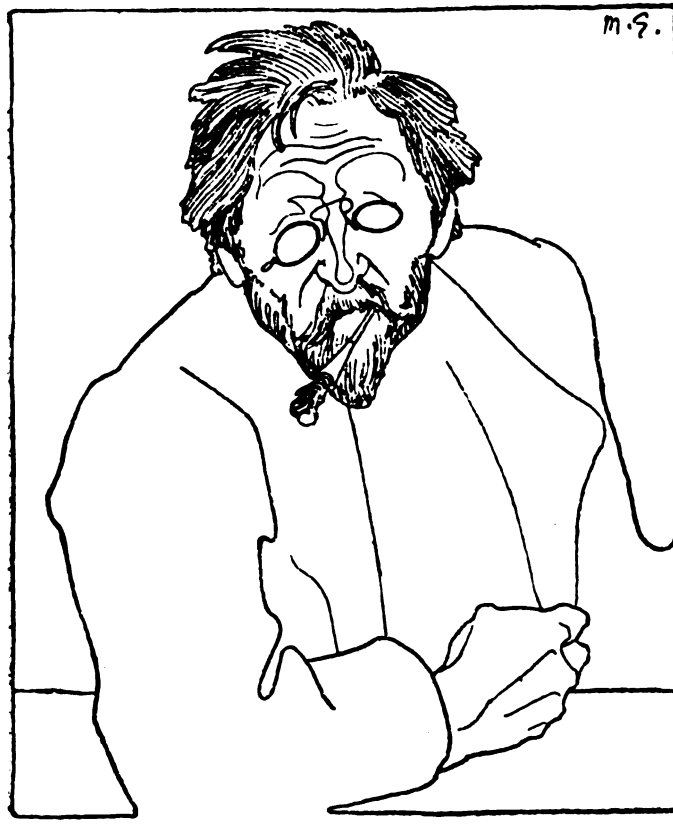
Freilich gibt es eine höhere Art Stärke, vor der jedes Sichwehren zur Schwäche wird.

Franz Kranewitter

zu seinem 50. Geburtstag

„Wer mich liebt, den lieb ich auch! Wer mich haßt, den hass' ich auch!" — Dieser Wahlspruch, dessen Horizont an sich so weit und eng begrenzt ist, daß er jeder Seichtheit zur Ausflucht und jeder Tiefe als Zuflucht offen steht, kann als persönliches Bekenntnis ebenso gut der Ausdruck eines an seiner Bedeutung irre wie eines seiner Bedeutung inne gewordenen Selbstgefühles sein. Ich weiß nicht, ob Franz Kranewitter, der dieser Tage seinen fünfzigsten Geburtstag feiert in jener Abgeschiedenheit, zu der ihn das Los, der Schöpfer einer bodenständigen tirolischen Dramatik zu sein, verurteilt hat — ob dieser in Ehren Abseitsstehende befugt ist, den, der ihm ohne Vorurteil gerecht zu werden sucht, vor die Alternative einer Affektsentscheidung zu stellen, die nur der in großem Sinne problematischen Persönlichkeit gegenüber am Platze ist und sich da schließlich ganz von selbst ergibt. Es bleibe dahin gestellt, ob in diesem mehr zerwühlten als stürmischen Naturell die Kraft zu lieben und zu hassen selbst so ungebrochen ist, daß es solche Entschiedenheit der Stellungnahme für sich beanspruchen dürfte. Das eine aber wage ich zu behaupten: Gesetzt den Fall, es stünde einer auf, fähig zu

(gez. von Max v. Esterle)



Franz Kranewitter

reiner Liebe wie zu reinem Haß, und gäbe ruhig die Erklärung ab, er könne sich bei gründlicher Würdigung der Vorzüge und Schwächen dieses rassigen, doch letzten Endes unausgeglichenen Temperaments weder zu Liebe noch zu Haß begeistern: ihn würde Kranewitter — daran ist nicht zu zweifeln — ihn würde er am meisten hassen. „Wer solcher Art mich weder liebt noch haßt, den hasse ich erst gründlich“: Damit dürfte in der Tat die Formel gefunden sein, die das zwiespältige Wesen dieser eigentrotzigen und im Grunde einzigartigen Begabung erst voll bezeichnet und die als unwillkürliche Ergänzung einer sonst recht willkürlichen Devise die tragische Wurzel eines Menschentums entblößt, dem zur Urwüchsigkeit nichts, zur Größe eines fehlt: jene letzte heroische Einsicht in sich selbst, die vor sich selbst und, wenn es not tut, auch vor der eigenen Verblendung kein Auge zudrückt. Denn erst hier, wo dem unerschrockenen Tiefblick eines Ringenden die lauernde Gefahr des Selbsthasses aufdämmert, zugleich jedoch die Aussicht, durch Bekämpfung und Besiegung dieser Gefahr erst völlig aus sich herauszuwachsen, entrückt sich Not und Lust des Schaffens in eine Region, wo der Schaffende die Liebe und den Haß einer Welt, die unter ihm liegt, nicht mehr mit analogen Empfindungen quittiert, sondern mit jenem Gleichmut, der im Starken das Zeichen schöpferischer Selbstbeherrschung ist. Auch der Dramatiker, dem die Erkenntnis der Notwendigkeit dieser Entscheidung im allgemeinen schwerer fallen mag als beispielsweise dem Lyriker, hat den Beweis dieser Stärke zu erbringen, will er im Widerstreit der Welten, die das Substrat seiner Schöpfung bilden, nicht letzten Endes selber unterliegen (oder aber die Geringfügigkeiten dieser Welten demonstrieren). Dieser Beweis ist Kranewitter bis heute nicht gelungen. Das ist nicht mit Geringschätzung festzustellen, sondern mit innerer Anteilnahme. Denn die Dissonanzen dieses künstlerisch bewegten Menschentums, das voll ursprünglicher Impulse allen Menschlichkeiten zuckend hingegeben ist, sind an sich aufschlußreicher als alle Harmonielehren einer Lebenskunst, die zwischen den Erhabenheiten und Gemeinheiten des Daseins aesthetisch vermittelt, wenn sie es nicht vorzieht, beides aus seinem ewigen Zusammenhang zu reißen, um es als erwünschte Textunterlage für eine zeitgemäße Programm-Musik zu verwerten. Davon ist Kranewitters Schaffen

unberührt. Die sittliche Tendenz seiner Bauerndramen ist ihnen eingeboren und kommt durchaus in der Konfliktszone des Allgemein-Menschlichen zur Entscheidung. Er verficht nichts, er gleicht nicht willkürlich aus, er stellt dar. Leidenschaften, Gemein-Menschliches. Geschöpfe, in eine Dunstwolke verbrecherischer Instinkte gehüllt, die ihre Sinne so umnebelt, daß sie (ich spreche hier von Kranewitters charakteristischen Schöpfungen) bei aller Lebendigkeit nur wie der Schatten wirken, den ihr böser Dämon wirft. Keine Kalt- und Heißblütigkeit, die für ihre Taten verantwortlich zu machen wäre, bringt diese Atmosphäre von Mord und Totschlag zur Entladung, sondern — und das ist wichtig zu betonen — nur eine Dumpf- und Hitzköpfigkeit, die in Flammen aufgeht. Dies nämlich ist der Punkt, der die Wirkungsgrenze des Kranewitterschen Dramas feststellt und der realen Ueberzeugungskraft seiner Gestalten (die innerhalb dieser Grenze trotz oder vielleicht wegen ihrer geringen Differenziertheit voll innerer Figur und äußerem Kontur sind) gerade dort ein Ziel setzt, wo sie sich tragisch auszuwirken bestimmt sind. Es erklärt, warum Kranewitter überall dort überzeugt, wo seine Menschen als Werkzeug und Opfer eines dunkel waltenden Verhängnisses erscheinen, und weshalb er versagt, wenn er ein Drama auf ein persönliches Schuld- und Sühnemotiv aufbaut. Seine Helden sind da in der Regel gezwungen, ihr Schuld- und Sühnebekenntnis sich erst notdürftig zusammenzureimen (wie etwa der Dumpfkopf Hofer, der eine Schuld sühnt, die der Hitzkopf Haspinger in ihm geschürt). So von vornherein benommen sind diese Geschöpfe vom Teufel, der ihnen im Blute sitzt, so verblendet von der Kurzsicht ihrer Leidenschaften, daß es fast unheimlich zu sehen ist, wie verantwortungsloser sie erscheinen, je berechnender und je bedächtiger sie zu Werke gehen. Sie sind nicht imstande, sich etwas zu Herzen zu nehmen; sie sind nur die Beute von Bedrängnissen, die ihnen zu Kopf gestiegen sind. Sie suchen sich frei zu machen und rennen mit dem Schädel an die Wand. Sie glauben zu handeln und sind verhandelt. Sie tappen nach einem Ausweg, nach einer Erklärung in sich, aber ihr Räsonnement scheint nur zu sagen: wes das Herz leer ist, geht der Mund über. Und wenn sie dann zu einer Tat ausholen — sie greifen zur Axt, zum Gewehr und, wenn kein anderes Mordinstrument zur

Hand ist, auch zum Kruzifix — so scheint es nur wie um das letzte Wort zu finden, das als Amen und Fluch zugleich in ihrer Kehle erstickt. — Aber so echt und unmittelbar packend dies alles, zumal im Hinblick auf das Milieu, gestaltet ist, im Grunde wirkt es doch zu katastrophal, als daß es sich als Tragik fühlbar machen könnte. Man spürt, daß an der Eigenblütigkeit seiner Gestalten, die ja zugleich die seine ist, der Dichter irgendwie verblutet. Die Tragik dieses Schicksals, die im engen Rund ihrer gestalteten Welt oft groß in Erscheinung tritt, ist hier menschlich bezwingend, weil sie im Schoße dieser Welt gleichsam bewußtlos ruht; sie ist verstimmend dort, wo sie, zu sich erwacht, ihr wahres und edleres Gesicht hinter der vulgären Maske der verkannten Größe birgt. Das Bedürfnis, Kranewitter in jedem Falle ernster zu nehmen, als er gelegentlich sich selbst zu nehmen scheint, ließ mich hier wiederholt gegen die Unerträglichkeit von Kundgebungen Stellung nehmen, die ihn in den Verdacht geringer Selbstachtung bringen mußten. Aber so tief er die Berechtigung solcher Stellungnahme längst gefühlt haben mag, so wenig lege ich Wert darauf, diese Berechtigung einem Menschen gegenüber geltend zu machen, der sich — mag man gegen ihn auf dem Herzen haben, was man will — in seinem Schaffen treu und unverfälscht bewahrt hat. Und dessen Werk als einen der lebendigsten Werte im Tiroler Schrifttum über alles Gegensätzliche hinweg zu grüßen ich mich als Leiter dieser Zeitschrift verpflichtet fühle.

Ludwig von Ficker.

Werke von Paul Scheerbart

Verlag deutſcher Phantaſten (Berlin)

1889 u. 1893 Das Paradies, die Heimat der Kunſt
1893 Ja... was... möchten wir nicht Alles!

J. C. C. Bruns, Minden i. W.

1897 u. 1900 Tarub, Bagdads berühmte Köchin
1901 Die Seeſchlange
1902 Immer mutig! (2 Bände)
1903 Der Aufgang zur Sonne

Schuſter & Löffler, Berlin

1897 Ich liebe Dich!
1898 Na proſt!
1904 Don Miguel de Cervantes Savedra

Verlag Kreiſende Ringe, Leipzig

1897 Der Tod der Barmekiden

Inſelverlag, Leipzig

1900 Rakkox, der Billionär und die wilde Jagd
1902 Liwuna und Kaidôh
1902 Die große Revolution
1903 Kometentanz

Verlag E. Eißelt, Groß Lichterfelde

1904 Machtſpäße
1904 Revolutionäre Theaterbibliothek (6 Bände)
1904 Der Kaiſer von Utopia

Verlag Oeſterheld, Berlin

1906 Münchhauſen und Clariſſa
1907 Jenſeitsgalerie
1909 Die Entwicklung des Luftmilitarismus &c.

Verlag Ernſt Rowohlt, Paris-Leipzig

1909 Katerpoeſie
1910 Das Perpetuum mobile

Verlag Georg Müller, München

1912 Aſtrale Novelletten

Verlag von Dr. S. Rabinowitz, Leipzig

1912 Das große Licht

WERKE VON RICHARD HULDSCHINER

Soeben ist erschienen:

Der Tod der Götter

Ein Buch der Mysterien

Umschlag und Einband von Alphons Woelfle
Geheftet 4 Mark 50 Pf., gebunden 6 Mark

Nach einigen schönen Roman- und Novellenbüchern hat Richard Huldschiner sich jetzt zu einem größeren Werk gesammelt, als das er uns dieses inhaltreiche und gedankenschwere Buch nun bietet — eine ergreifende Genesis, ein Herz und Geist zwingendes Buch der Weltwandlung. Die antike Welt stürzt, eine neue Zeit steigt herauf; aber diese neue Zeit ist mit allen ihren Mythen und Vorstellungen in den alten Gedankenkreisen unsichtbar verankert; Isis wird Mutter Gottes, Mithras wird Christus. Nur einer ergibt sich nicht, der Römer Lucius Cornelius Rufus, der Held dieses seltsamen Buches, das, halb Drama, halb Roman, in schnellen Szenen den letzten vergeblichen Kampf des aufrechten Heidentums, oder vielmehr eines tapferen Deismus gegen demütig ergebenes Nazarenertum, und die ganze bunte Welt untergehender Mysterien im Hexenkessel der beginnenden Völkerwanderung darstellt. Was aber gibt dem Rufus die Kraft zu seinem einsamen Widerstand? — Die Liebe der Susa, einer anmutigen Personifikation des Berglands von Süd-Tirol, eines Weibes, das — aus Erdkraft, Sonnenschein und Blumenduft gewoben, etwas von den Saligen Fräulein der Tiroler Sage zu haben scheint, wie denn überhaupt dieses Buch aus dem ganzen Umkreis der verschollenen Dinge die Steine zu seinem leuchtenden Mosaik genommen hat. Ist es Philosophie? Ist es der gewagte Roman eines Romantikers? Wir glauben, es ist beides, und gerade in dieser seiner wechselnden Gestaltung, die bald Wolke ist, bald festgefügter Felsen, wird der Leser nicht nur edelste Ergötzung, sondern auch starken Anreiz zur weiteren Beschäftigung mit den Problemen des Werkes finden.

Früher erschienen:

Die Nachtmahr / Roman

Geheftet 3 Mark 50 Pf., gebunden 5 Mark,
in Halbfranz 6 Mark 50 Pf.

Neue Freie Presse, Wien: Huldschiner ist kein Verschwender, kein Lyriker, keine leichte Hand spielt mit Menschenschicksalen Fußball. Schwer und ernst ist sein Tun, schwer und ernst sind seine Menschen, die aus dem Chaos widerstreitender Elemente ins Leben wachsen und nun sich daran wundstoßen. . . . „Die Nachtmahr" ist kein Buch der Freude, kein Spiel und kein Tand, sie ist ernst und stolz. Und solche Menschen sollen danach greifen.

Narren der Liebe / Novellen

Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.

Pester Lloyd: Huldschiners Novellen sind köstliche Meisterstücke, lebendig gestaltet, noch glüht die Form, und ihre Tragik ist die Tragik reiner fanatischer, ungebrochener Seelen. Und bei aller Kraft steigt darin Resignation auf, das Ende aller Menschen, denen der Mut zur Brutalität fehlt.

Neues Wiener Journal: . . . Ungemein reizvoll ist der delikate, jener Zeit des Gefühlsüberschwanges angepaßte Ton der Novelle, die zarte Grazie der weiblichen Gestalten.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt vom Verlag
Albert Langen in München-M

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der dreifachen Nummer 363/364/365 (90 Heller.):

UNTERGANG DER WELT DURCH SCHWARZE MAGIE / NOTIZEN / GLOSSEN / UND IN KRIEGSZEITEN

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

Soeben erschien:

CARL DALLAGO

Otto Weininger und sein Werk

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand . . .

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

III. Jahr Heft 7

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Karl Borromäus Heinrich: Christentum und Sexualität / Georg Trakl: Die junge Magd / Otto Pick: Der Posten / F. Staude: Anbruch der Nacht / Hugo Neugebauer: Das Leuchten des Todes / Hugo Neugebauer: Selbstmord / Fritz Lampl: Stimmen aus der Nacht / L. E. Tesar: Essays von Karl Hauer / L. E. Tesar: Nacht / Ulrik Brendel: Ein Traum und seine Deutung / Karikaturenfolge 55 Max von Esterle: Maler Rudolf Nißl

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. Jänner 1913 Heft 7

Christentum und Sexualität / von Karl Borromäus Heinrich

„Wehe, was ist ein Mensch! Wer über dem brütet, stirbt."
(Sophokles, Oedipus)

Das Aas wird im Krematorium eingeäschert, die Hyänen machen sich an lebende Säuglinge.

Wenn ein Mensch geboren wird, eilt alsogleich ein Vetter aus seiner Verwandtschaft herbei, betriebsamer Dissident oder dergleichen, bläht sein gottloses Gehirn — der Nachbarshund bellt schamhaft —, und von ungefähr apostrophiert er das Neugeborene etwa wie folgt:

„Siehe da, welch ein harmloses Kindlein! Möchte man glauben, daß eine Religion diesem Würmchen nachsagen darf, es sei mit Sünde beladen zur Welt gekommen? Ist das nicht ein Schimpf für die ganze Menschheit?"

Der du noch Mann bist und nicht Vater aus Zufall, gib dem Schäker einen Knebel! Menschwerdung ist nicht harmlos. Selbst ist das Kind. Die Erbsünde verbindet es mit dem Göttlichen, im Augenblick der Entzweiung; daß es sich selber verantwortet, verleiht ihm sein Gesicht gegen das Leben; Gott leidet am Unerlösten; die Erbsünde aber bekennt sich zu Gott und zur Erlösung; und gottverlassen ist, wer seine Schuld bestreitet; denn er verweigert sich dem Geist, der alles Zurückkommende, alles erlöst Heimfließende in die Sonne der Gnade aufnimmt. Gott will eine in sich

14 Vol. 5

ruhende Gnadenſonne werden. Wer aber die Sündigkeit leugnet im Irdiſchen, der fordert Gott zu erneutem Leiden auf; es iſt als ob er ihm ſage: Veni iterum te crucifigi!

*

Oft iſt auch ein Vetter da, der nach Empfang der Nachricht, daß ihm ein Neffe geboren worden iſt, haſtig ins Wirtshaus ſtürzt und dort etwa ſo zu ſeinen Freunden ſpricht:

„Es iſt empörend. Woher mein Bruder nur den Mut nimmt, ein Kind nach dem andern in die Welt zu ſetzen? Mit zweihundertfünfundzwanzig Kronen monatlich! Man ſollte ſo etwas einfach verbieten!“

Dieſer nun glaubt der Nationalökonomie mehr als Gott; ſein eigentlicher Glaube iſt: man könne die Welt mit Sublimat erlöſen und mit Präſervativ überwinden. — Aber ſolche Vetteln müßten ausgerottet werden, vom Erdboden vertilgt und in die Tiefe des Meeres verſenkt. Indes und glücklicherweiſe ertrinkt ihr Samen wenigſtens im wohlbereiteten Bade des Irigators.

*

Wenn der einzelne Menſch ſich nicht mehr ſelbſt die Schuld daran beimißt, auf die Welt gekommen zu ſein, wenn er dafür keine Verantwortung mehr tragen, wenn er von nichts wiſſen und gar nicht dabei geweſen ſein will, dann muß er eben ſeinen Eltern allein die Schuld daran geben.

Die Erbſünde gibt dem Sexualtrieb das gute Gewiſſen zurück. Jene ſo lebenbejahenden Vettern aber erfüllen, vergällen und verquälen ihn mit tauſend Bedenklichkeiten. Die Erbſünde entlaſtet die Wolluſt. In der Wolluſt geben ſich die Menſchen hin und auf; ſie entäußern ſich. Die Wolluſt öffnet das Tor der Zeitlichkeit dem, was zeitlich werden, was geboren werden will.

Die rätſelhafte Süßigkeit auch der Wolluſt ohne Befruchtung hat gleichen Urſprung; ſie iſt eine unerwiderte Hingabe an das Ungeborene, was geboren werden will.

Gott hält nicht zurück, was zeitlich werden, was in die Welt gehen will; er läßt es werden, und so hat es Seele. Aber daß es geboren werden will, iſt eben ſeine Erbſünde, die Sünde der Sünden, der Anfang der Entzweiung mit Gott, und der Grund, weshalb Geborenes der Erlöſung bedarf.

Alſo bürdet die Erbſünde jedem ſein eigenes Leben auf. Die Wolluſt der Erzeuger, als ſüßes Mittel hereindrängenden Lebens, wird von dieſer Laſt losgeſprochen, ja in die ſakramentale Sphäre hinaufgehoben.

(Die Pflichten der Erzeuger gegen das Erzeugte ſind Pflichten von Mittelperſonen; daß man mit ſeinen Erzeugern verwandt wird, iſt manchmal eine Erleichterung, oft aber eine Erſchwerung der Strafe, welche der Erbſünde immanent anhaftet. Gute Eltern zu haben, verſöhnt ſchon ungemein mit dem Fehltritt ins Leben. Daß der Apfel aber nie weit vom Stamm fällt, iſt ein hiſtoriſcher Beweis dafür, daß jedes Kind die Eltern hat, die es verdient, und vice versa. Man kann ſich einander nichts vorwerfen; und gerade das trägt, im chriſtlichen Sinne, zur Entlaſtung der Wolluſt bei. Im Uebrigen: nicht die chriſtliche Sexualität iſt dem Leben, ſondern das Leben iſt ſich eben ſelber oft feindlich geſinnt, ein geheimnisvolles Zeichen des Geiſtes und der Kraft: was ein Schubiak iſt, hat ſich immer ſehr gern.)

*

Eine ſchmerzliche Scham freilich bemächtigt ſich derer, die geliebt haben. Das macht, ſie kommen wieder zu ſich zurück, die Hingegebenen finden ſich wieder, und da erkennen ſie in der Tat: daß ſie nackt ſind.

Aber wie natürlich iſt es, daß wer über ſich hinausgegangen iſt in das ſchöpferiſch-ſeelige Reich der Wolluſt, ſich armſelig findet, wenn er wieder zu ſich heim muß! Dort hat er geſchwelgt in der Fülle der außerirdiſchen Welt; daheim nun ſtreift ſein errötender Blick die Dürftigkeit ſeiner irdiſchen Hülle. Ach, nicht Lebensfeindlichkeit iſt es, wenn er jetzt

ſeine Blöße eilig bedeckt, vielmehr jene entſetzlich vereinſamende, oft gottverlaſſene Gewißheit, die ihn dumpf überfällt, daß die Steigerung des Lebens ſo weit außerhalb ſeiner ſelbſt, ja in der Aufhebung ſeiner ſelbſt ſich vollzieht; und daß er an ſich nichts iſt, bloß nackt . . .

*

Immerhin gibt es ſolche, die auch dann noch ganz mit ſich zufrieden ſind und überhaupt alles auf die Phyſiologie des Unterleibes zurückführen. — Ihnen ſind alle dunklen Schauder fremd (vermeinen ſie) und wenn der Schoß der Gebärenden unter den Wehen erzittert wie die Kruſte des vom Erdbeben geſchüttelten Gebirges; wenn es ſich ankündigt, daß nun wirklich ein Weſen, nach abgelaufener Schutzfriſt im gebenedeiten Leib der Mutter, in dieſe grauſame Welt geſtoßen werde, wenn jeder betrunkene Fabriksarbeiter, den man aus dem Wirtshaus heimgeholt hat, anfängt zu weinen, und ſagt: Herr, erbarme dich unſer! — was tun jene Zufriedenen? „Ja, ja,“ lächeln ſie, „jetzt ſind die neun Monate um, jetzt natürlich kommt es.“

Mögen dieſe und ihresgleichen ihre pretiöſe Vaterſchaft als den einzigen Quell des neugeborenen Weſens betrachten! Seis darum! Aber einem ſolchen wird, ſo wahr Gott lebt, ein Tag kommen, an dem er einſieht, daß er mehr auf ſich genommen hat, als er tragen kann; der Tag, an dem das in ſeinem Geiſt erzogene Menſchenweſen mit begreiflicher Verblendung (denn ſiehe, das Leben hat ſich nicht als komfortabel genug erwieſen!) vor ihn, den Vater, hintritt und geifert:

„Tier, das du biſt, denn deine niedrige Geilheit hat mich gezwungen, dieſes erbärmlichen Daſeins unſagbare Mühe auf mich zu nehmen. Und ſo ſpeie ich dich an und verfluche deine Wolluſt.“

Dann wird der Vater wohl ratlos daſtehen und bleich vor Wut; dann wird ihn, wofern ihn Gott nicht ganz ver-

worfen hat (denn ſo gütig iſt Gott, daß er gern im Atheiſten Wohnung nimmt, und Er lächelt: dieſer hat Mich aus ſeinem Gehirn vertrieben, Ich habe mich in ſeine Seele zurückgezogen!) dann alſo wird den unglückſeligen Vater die Empörung ſchütteln und die Scham; und indem er vielleicht nach dem nächſten Stock greift, um den Sohn niederzuſchlagen, geſteht er endlich, daß er ſich ſelbſt überhoben hatte, daß die Laſt der Vaterſchaft zu ſchwer auf ihn drückt, und er gibt dem Kinde, was des Kindes iſt (ja, dieſes harmloſen Würmchens!): nämlich die Teilhaberſchaft an der Erbſünde, mit der belaſtet wir alle in die Welt kommen.

*

Verſöhnlicherer Ausgang einer ſo lebenbejahenden Sexualität: wenn der Sohn wenigſtens, infolge genoſſenen Unterrichtes, Determiniſt wird. Dann verfährt er gnädiger mit der Wolluſt ſeiner Erzeuger; und ſpricht vielleicht, mit mild-bewegter Stimme:

„Ein Tor, der es euch nachtragen wollte. War doch eure freie Willensbeſtimmung ausgeſchloſſen, und habt ihr unter einem unwiderſtehlichen Zwange gehandelt."

(Die Freigeſprochenen ſchluchzen dankbar in ſich hinein).

*

In Frankreich geſchieht es am häufigſten, daß die Kinder den Eltern ihr Daſein vorwerfen; und während ſie in ſich ſchon in jungen Jahren, wie ſpielend, die verfinſterte Sexualität des Chriſtentums durch das grelle Tageslicht der Wiſſenſchaft verſcheuchen, tragen ſie doch ihren Erzeugern, mit ausgeprägter Lebensfeindlichkeit, ihre eigene Exiſtenz unaufhörlich nach. Darum trauen ſich auch die Eltern ſchon gar nicht mehr. Und ſo lichtet die Aufklärung das Volk, es müſſen dann Kolonialtruppen herangezogen werden. Immer wieder taucht auch das Gerücht auf, die Regierung habe Ausſöhnungsverhandlungen mit dem Vatikan eingeleitet. Und nicht einmal den Großlogen entgeht es, daß

mit der naiven, neu-galliſchen Heiterkeit der Sinne eigentlich nur der Apotheker gut fährt (guérison radicale du cauchemar chrétien, 2 Frcs. 50 cts. la douzaine).

*

Dem reinen Intellektuellen ſeinerſeits iſt es wieder um etwas Anderes zu tun.

„Warum ſoll ich mich entäußern?“ fragt dieſer. „Warum ſoll meine Wolluſt vor mir ſelber davon laufen? Mit beiden Händen will ich ſie halten, in voller Bewußtheit will ich ſie als ein Spiel genießen, bei dem ich zuſehe und die Augen niemals ſchließe; ſo erhebe ich mich über jene heimlichtuende Schamhaftigkeit.“

Ein Intellektueller (als welchen man auch den anſehen muß, deſſen Intelligenz ſchon ſo gewitzigt iſt, daß er die Intellektuellen intellektualiſtiſch verachtet), ein Intellektueller alſo wird immer tauſendmal mehr fragen als ein Geiſtiger und Religiöſer beantworten kann. Das macht, er iſt im eigentlichen Sinne unverſchämt; ſeine Gedankenwelt iſt ſittlich nicht fundiert, daher kann er alles denken und nach allem fragen. Weshalb denn auch, wenn wir etwa im gewöhnlichen Leben einen geiſtigen Menſchen mit einem intellektuellen reden hören, der intellektuelle immer obenauf iſt. Der geiſtige Menſch nämlich iſt, durch ſeinen heroiſchen Glauben an die Einfachheit und Unergründlichkeit aller Dinge, durch die Gebundenheit ſeines Denkens an ſittliche Werte (die ihm gewiſſe Gedanken überhaupt von vorneweg undenkbar macht), jenem zügelloſen, findigen und windigen Freiſchärler von vielen Seiten preisgegeben. Durch keinerlei ſittliche Empfindungen gehemmt, läßt dieſer ſeine Gedanken ephialtiſch über alle Gebirgspfade ſchweifen.

Ganz ſo ſtellt der Intellektuelle auch in der Sexualität das Gegenteil des geiſtigen Menſchen dar. Dieſer iſt gefangen von der Heiligkeit des Rätſels und unterwirft ſich dem Orakel voller Demut. Jener aber guckt ſelbſt der Pythia

unter das Hemd. Schlau und ſchamlos entwindet er ſich der tiefen Heimlichkeit des Geſchlechtlichen, für das er immer nur ein kaltes und überlegenes Lächeln übrig hat.

Solchermaßen iſt der Intellektualiſt der Masturbant par excellence (dem gegenüber jeder onanierende Junge ſich noch wie ein ſchöpferiſches Genie ausnimmt). Zum Gehirn iſt er entartet, zu einem monſtröſen, kropfartigen Gehirn, das angefüllt iſt mit dem Eiter der Schamloſigkeit. Immer denkt und überlegt er, überall ſchaut er mit ſeinem kalten verdorrten Auge ſich ſelber zu.

Dieſe entmenſchten, pſychologiſierenden, literariſierten Weſen machen die Schmach unſeres Zeitalters aus.

Wehe dem Weib oder dem Manne, die ihnen in die Klauen fallen und von dieſen eiskalten Gehirnkröten entehrt werden. Gott ſchütze uns vor ihnen!

Sie ſelber freilich ſind damit geſtraft, daß ſie nicht einmal mehr ſündigen können! daß ihnen endlich die Wolluſt unter ihren blutleeren Gedanken zu einem gedanklichen Schemen erbleicht ...

*

Die Wolluſt der Hetäre (um von Edlerem und ganz Entgegengeſetztem zu ſprechen), iſt ein aus ſich ſelber freſſendes Feuer, das nie gelöſcht werden kann.

Die Hetäre wird zum eigentlichen Opfer der Wolluſt. Denn die Wolluſt läßt ſich nie ergründen, am wenigſten von denen, die ſich ihr ganz und gar anheimgegeben haben; ein Abgrund tut ſich ihnen nach dem andern auf. Man ſteht furchtſam vor der Unverſiegbarkeit ihres Erlebens.

In der Hetäre iſt das Geſchlechtliche als der tragiſche Ausdruck unſeres kosmiſchen Leidens beſchloſſen. Die Sündhaftigkeit wird in ihr zum ausſchließlichen Schickſal.

Von ihrer eigenen Unerſättlichkeit genarrt, die andern aber ſättigend, treibt ſie heißhungrig durch ihr einſames, aber opferwilliges Daſein.

Und ach, wie wenigen ihresgleichen iſt es beſchieden, mit ihren Haaren die Füße des Herrn zu trocknen!

*

Ein Zeichen der Entartung dieſer Zeit iſt: daß die Männer oft von ihren Frauen verlangen, daß ſie ihnen die Luſt von Hetären geben möchten; von den Hetären hingegen, daß ſie die Gebundenheit der Frauen beweiſen: eine Hypokriſie, die der Ehe und den Hetären gleich gefährlich wird.

*

Wenn es wirklich, wie behauptet wird, Zeiten gegeben hat, welche den Schmerz der Sünde und die kosmiſche Tragik der Wolluſt nicht empfunden haben, ſo kann damals das Geſchlechtliche an ſich kein ſittliches und geiſtiges Erlebnis geweſen ſein.

Es fällt ſchwer, ſich einen ſolchen Zuſtand, deſſen Naivität für unſer Empfinden nicht ohne Armut iſt, vorzuſtellen.

Immerhin, ſo wie die Dinge heute ſtehen, hat ein melancholiſcher Chriſt (der die Abtötung des Fleiſches erſehnt, dem er doch immer wieder zum Opfer fällt) dem fidelen Kommis und Diſſidenten gegenüber (der ſich das Geheimnis vom Mechaniker hat erklären laſſen und auf Grund deſſen das Leben bejaht) alle Ethik und Aeſthetik auf ſeiner Seite.

*

Franciscus von Aſſiſi hat das Fleiſch überwunden und iſt heiter geworden; ſo heiter, wie nur eben ſein kann wer zu ſeinem Gott heimgekehrt iſt und den Zwieſpalt, in den uns die Geſchlechtlichkeit zu Gott ſetzt, überwunden hat. So widerſtrahlt er das Lächeln des in ſich ruhenden Gottes, in den er ſchon auf Erden eingegangen iſt.

Die Heiterkeit jener Lebenbejahenden aber trägt das widerwärtige Grinſen einer Gott und ſich ſelber bemogelnden Welt zur Schau; alsbald jedoch, vielleicht ſchon in den Kindeskindern, wird es zur Fratze ſchauerlichſter Impotenz erſtarren.

Die junge Magd / von Georg Trakl

1

Oft am Brunnen, wenn es dämmert,
Sieht man ſie verzaubert ſtehen
Waſſer ſchöpfen, wenn es dämmert.
Eimer auf und niedergehen.

In den Buchen Dohlen flattern
Und ſie gleichet einem Schatten.
Ihre gelben Haare flattern
Und im Hofe ſchrein die Ratten.

Und umſchmeichelt von Verfalle
Senkt ſie die entzundenen Lider.
Dürres Gras neigt im Verfalle
Sich zu ihren Füßen nieder.

2

Stille ſchafft ſie in der Kammer
Und der Hof liegt längſt verödet.
Im Hollunder vor der Kammer
Kläglich eine Amſel flötet.

Silbern ſchaut ihr Bild im Spiegel
Fremd ſie an im Zwielichtſcheine
Und verdämmert fahl im Spiegel
Und ihr graut vor ſeiner Reine.

Traumhaft ſingt ein Knecht im Dunkel
Und ſie ſtarrt von Schmerz geſchüttelt.
Röte träufelt durch das Dunkel.
Jäh am Tor der Südwind rüttelt.

3

Nächtens übern kahlen Anger
Gaukelt ſie in Fieberträumen.
Mürriſch greint der Wind im Anger
Und der Mond lauſcht aus den Bäumen.

Balde rings die Sterne bleichen
Und ermattet von Beſchwerde
Wächſern ihre Wangen bleichen.
Fäulnis wittert aus der Erde.

Traurig rauſcht das Rohr im Tümpel
Und ſie friert in ſich gekauert.
Fern ein Hahn kräht. Uebern Tümpel
Hart und grau der Morgen ſchauert.

4

In der Schmiede dröhnt der Hammer
Und ſie huſcht am Tor vorüber.
Glührot ſchwingt der Knecht den Hammer
Und ſie ſchaut wie tot hinüber.

Wie im Traum trifft ſie ein Lachen;
Und ſie taumelt in die Schmiede,
Scheu geduckt vor ſeinem Lachen,
Wie der Hammer hart und rüde.

Hell verſprühn im Raum die Funken
Und mit hilfloſer Geberde
Haſcht ſie nach den wilden Funken
Und ſie ſtürzt betäubt zur Erde.

5

Schmächtig hingeſtreckt im Bette
Wacht ſie auf voll ſüßem Bangen
Und ſie ſieht ihr ſchmutzig Bette
Ganz von goldnem Licht verhangen.

Die Reſeden dort am Fenſter
Und den bläulich hellen Himmel.
Manchmal trägt der Wind ans Fenſter
Einer Glocke zag Gebimmel.

Schatten gleiten übers Kiſſen,
Langſam ſchlägt die Mittagsſtunde
Und ſie atmet ſchwer im Kiſſen
Und ihr Mund gleicht einer Wunde.

6

Abends ſchweben blutige Linnen,
Wolken über ſtummen Wäldern,
Die gehüllt in ſchwarze Linnen.
Spatzen lärmen auf den Feldern.

Und ſie liegt ganz weiß im Dunkel.
Unterm Dach verhaucht ein Girren.
Wie ein Aas in Buſch und Dunkel
Fliegen ihren Mund umſchwirren.

Traumhaft klingt im braunen Weiler
Nach ein Klang von Tanz und Geigen,
Schwebt ihr Antlitz durch den Weiler,
Weht ihr Haar in kahlen Zweigen.

Der Posten / von Otto Pick

Hohe Mauern umschließen quadratische Höfe, deren Begrenzunng grüne, starke Gitter bilden. Dicht an den Höfen ragen nackte hohe Gebäude empor. Kein Fenster ist erleuchtet.

Scharf heben sich die Konturen der einzelnen Häuser der Strafanstalt von dem tiefblauen Himmel ab. Von hundert zu hundert Schritten unterbricht die Helle der getünchten Mauern ein Schilderhaus. Vor jedem wandert eine einsame Gestalt mit schwerem Tritte auf und ab. Bajonette funkeln über blauen Mützen. Die Wachposten sind auf ihrer Hut.

„Zum hundertfünfundvierzigsten Male bin ich an dieser Stelle angekommen. Noch eine Stunde und man löst mich ab. Warum nur muß ich gerade hier immer stehen bleiben und emporschauen? Es brennt ja kein Licht in den Zellen und die Fenster sind trüb wie böse Augen . . ."

Dies flüsterte der Soldat, welcher das Gebäude der lebenslänglich Verurteilten zu bewachen hatte, vor sich hin, als er zum hundertfünfundvierzigsten Male seit Beginn der Nacht an einem Vorsprung der Umfassungsmauer stand, von wo er die ganze Front des häßlichen Raumes betrachten konnte. Johann Köhler war seit vier Monaten Soldat und dies sein erster Dienst als Wachposten.

Vor einem halben Jahre war in ihm ein anderes Bild dieses Wachestehens gewesen. Damals kannte er nur die Posten, die vor Kasernen oder staatlichen Gebäuden stehen und anscheinend zwecklos mit geschultertem Gewehr längs des Trottoirs stolzieren. Als er mittags mit seinen Kameraden das Strafhaus erreichte, wo er als Posten stehen sollte, hatte ihn in einem Augenblick der Wunsch gepackt, aus Reih und Glied davonzustürmen, zurück in belebte Gassen, unter Menschen, nichtuniformierte Menschen.

Denn als ein Beamter mit riesigen Schlüsseln das Doppeltor öffnete und es schweigend wieder verschloß, umfing die Soldaten eine lastende Stille, die Johann Köhler jenen Drang zur Flucht einflößte.

Die Posten wurden aufgestellt. Die ersten Minuten verbrachte der junge Soldat mit der Betrachtung seiner Umgebung, die bald beendet war. Außer den Nachbarposten sah er keinen Menschen. Die Gebäude waren so glatt und weiß und kahl, daß er das von ihm zu bewachende kaum von den anderen unterschieden hätte, wäre es ihm gestattet gewesen, einen bestimmten Raum vor demselben zu überschreiten. Die Stille bedrückte ihn. Die Kälte machte sich allmählich fühlbar.

Als seine Neugier befriedigt war, begann er gelangweilt auf und abzugehen. Er zählte die Schritte von seinem Schilderhause bis zu den schwarzen Streifen an der hohen Mauer, die den dem Posten gewährten Bewegungsraum begrenzen. Es waren dreiundvierzig Schritte. Er überprüfte die Berechnung, zählte dann die Fußlängen ab, überprüfte ihre Zahl und langweilte sich schließlich wieder. Tagsüber war der Dienst unschwer zu versehen, weil die Sträflinge stets unter Bewachung durch die Aufseher stehen. Von Zeit zu Zeit erschien an einem Fenster des Gebäudes ein Kopf mit hoher Beamtenmütze bekleidet. Es waren Aufseher, die auf die Uhr am Turm des höchsten Hauses schauten.

Sie tauchten auf und verschwanden wie die Figuren eines Spielwerkes oder wie die Apostel auf der Prager Rathausuhr, die der junge Soldat an einem Sonntag bewundert hatte. Ein andrer Vergleich fiel ihm später ein, als er nach der Ablösung in dem rauchgeschwärzten Wachzimmer auf einer schmutzigen Hobelbank saß: ebenso ruckweise und unerwartet waren in dem Kasperltheater, welches an Festtagen auf

dem Marktplatze seines Heimatsdorfes aufgeschlagen wurde, die bunten Puppen aufgetaucht und verschwunden.

Als Köhler in der Dämmerung wieder vor dem Schilderhause stand, spähte er zu den Fenstern empor, das Erscheinen einer Beamtenmütze erwartend. Er vermeinte, es müsse nach ihrem Auftauchen auch wieder die rauhe Stimme ertönen, die in der Heimat die eckigen Gesten der Drahtpuppen begleitet hatte.

Köhler war in Gedanken in der Heimat. Erst beschäftigte er sich damit, die Erlebnisse der letzten Zeit als Nichtsoldat zurückzurufen; dann tauchte Bild auf Bild der Eltern und Geschwister auf und allmählich verschwand das Dunkel der Höfe ganz und er sah auch nicht die flackernden Laternen längs des Drahtzaunes. Johann Köhler verbrachte den Rest der Nacht nicht vor dem Schilderhause der Strafanstalt, sondern in seinem Heimatsdorfe. Noch aber war es nur ein Erinnern und wunschloses Zurückschauen, noch war es kein Heimweh, das ihn bewegte.

Oft mußte er in seinen Gedanken eine Pause einschalten und mit der Wolle der behandschuhten Hände die erfrierenden Ohren reiben. Auf die wärmende Erinnerung an Heimat, Lampenschein und Sonntagsvergnügen legte sich die eisige Hand der Nacht und zwang ihn, im Laufschritt um das Schilderhaus zu eilen, die Hände in die Manteltaschen zu vergraben und die Beine im Paradeschritt zu schlenkern und niederzustampfen. Dann wieder stand er untätig da, im Kopfe eine ohnmächtige Leere. Und er begann die Sterne zu zählen, ohne damit zu einem Ende zu kommen. Unmutig wünschte er die Stunde der Ablösung herbei. Die Turmuhr grollte in den Hof herunter: Fünf!

Die Kälte wurde unerträglich, endlos die Minuten. Nach einer Stunde löste ein schlecht ausgeruhter Soldat mit hochgeschlagenem Kragen den bebenden, mißmutigen und schläfrigen ab.

Als der Posten Johann Köhler am Morgen wieder die Stelle betrat, deren Ausdehnung und Eigenschaften er nächtens auswendig gelernt hatte, bot sich ihm ein niegesehenes Bild: Die Sträflinge durften eine Stunde lang die unverfälschte Luft der Außenwelt in sich saugen, damit ihre Lungen für weitere dreiundzwanzig Stunden die Luft der kostbaren Atemzüge des Morgens nachahmen könnten.

Die erbärmlich klaffenden Fenster der geheimnisvollen Gebäude stierten auf den Hof hinunter, der vor Köhlers Schilderhäuschen war. Gleich einer Wiesenleiche lag die Fläche des Hofes da, die im Sommer wohl einen Garten vorstellen sollte.

Der Posten stand regungslos, und das Leder des Gewehrriemens schnitt in seine krampfhaft geschlossene Hand ein. Er glaubte noch zu träumen, schlimm zu träumen. Die Sträflinge schritten im Kreise herum. Am Anfang und am Ende der langen Reihe grauer Blusen, Hosen und Mützen stolzierten die Aufseher, warm in Pelze gehüllt, den Säbel umgeschnallt, in leeren Gesprächen.

Ein magerer Greis mit gelbem Gesicht, der als letzter humpelte, war nicht mehr imstande, sich dem Erwärmungstempo der anderen anzupassen. Köhler bemerkte, wie sein Blick ihn, den Posten, mit böser Hast streifte, dann an dem Holzgitter zu rütteln schien und müde, hoffnungslos auf den Fersen seines Vordermannes kleben blieb.

Seltsam, die Schar bestand aus sehr vielen Jünglingen, vielen Greisen und in der Minderheit aus reifen Männern. Nie in seinem Leben hatte sich Köhler einen Verbrecher, einen Sträfling, anders vorgestellt, wie als einen starken Mann mit faltiger Stirn, bösem Blick und bleichen Wangen. Hier aber waren Knaben noch, gerötete bartlose Gesichter, Zwanzigjährige, die flott einherschritten und mit häßlichem Lachen auf den Posten deuteten oder — wenn sie sich unbeobachtet fühlten — die Köpfe zusammensteckten. Dann waren

Greiſe da, weißbärtige wilde Geſichter von lebenslänglich Verurteilten; daneben Gewohnheitsdiebe, alte Männer mit verzerrten, ſchlauen Mienen, irrflackernden Augen und geſtikulierenden Händen. Aber es war noch eine furchtbarſte Gruppe da, die einen konzentriſchen, bedeutend kürzeren Weg um die Mitte des Hofes zurückzulegen ſtrebte: die Krüppel.

Es dauerte lange, bis der Soldat die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß auch ſie lebten und kein gräßlicher, taghafter Traumſpuk waren. Einer auf Holzbeinen ſtützte ſich auf eines Einäugigen Schulter. Keiner war im Beſitze aller für einen auf Flucht ſinnenden Verbrecher unentbehrlichen Gliedmaßen. Sie ſchleppten ſich in großen Abſtänden einher, mancher nach wenigen Schritten haltmachend. Sie waren wie die Schar der Sünden, die über die Erde ſchwankt. Sie waren eine Widerlegung des Alltagsglaubens der Menſchen, daß Verkrüppelung die härteſte Strafe ſei und willenlos mürbe mache. Gerade unter ihnen befanden ſich die Stammgäſte des Zuchthauſes: Einarmige, deren Linke das nachzuholen geſtrebt hatte, was der Rechten zeitlebens verwehrt geweſen, Lahme, die immer wieder nach vollbrachten Diebſtählen zu fliehen verſuchten. Hier waren halbe Menſchen, die doppelte Verbrecher waren.

Hin und wieder ein Jüngling in der Schar der Geſunden, der den Kopf hängen ließ und nicht aufzuſchauen wagte. Burſchen, die das erſte Verbrechen hergebracht hatte, die bleich waren und beim Anblick des bewaffneten Poſtens zuſammenzuckten.

Viele harte Blicke trafen ihn, viele vorwurfsvolle, viele flehende. Ein blaſſer dunkelhaariger Burſche ziſchte ihm zu: „Henkersknecht, Verräter, Feigling du!“ Andere rieten ihm höhniſch, Acht zu geben, daß ſein Gewehr nicht losgehe. —

Das Reſultat dieſes Erlebniſſes war ein furchtbares Gefühl von Trauer und Angſt vor dem Leben, das Köhler

befiel. Furcht vor dem Leben, welches Menſchen, die ihm glichen, denen er glich, zwiſchen dieſen Mauern auf dieſer Wieſenleiche hinzuſchleichen zwang, nutzlos und überflüſſig wie tote Dinge. Seine Gedanken wirbelten durcheinander. Er verwechſelte ſich mit den Sträflingen, er ſah ſich in der vergangenen Nacht im grauen Sträflingskleid durch den Hof traben, bewacht von einem frierenden Soldaten, der ſeine faſſungsloſen Züge trug. Die Kälte und Müdigkeit nach durchwachter Nacht vereinigten ſich mit dem Mitleid für dieſe Verbrecher, mit Furcht vor ihnen, Furcht vor dem Militär, Sehnſucht nach der Heimat und einem mächtigen Drange, die Mauern zu überklettern und hinwegzufliehen von dieſer Stätte und aus dieſer Stadt ...

Die Aufſeher hatten ein Tagesereignis zu beſprechen. Einer hielt die Morgenzeitung in Händen und las vor. Sie beachteten die Sträflinge nicht.

Da ſtimmte eine heiſere Stimme ein Lied an. Nach und nach fielen die anderen ein, hohe und tiefe, furchtſame und freche Stimmen.

Der Poſten reckte den Hals und lauſchte. Nur einzelne Strophen des monotonen Geſanges vernahm er deutlich:

„— Sie ſtießen uns vor das Tor,
Als wir noch ehrlich waren.
Weh, daß mit zwanzig Jahren
Jeder die Freiheit verlor .....

Und ſchwarze Fenſter klaffen
Und blaſſe Hände zittern.
Wir recken uns wie Affen
Und rütteln an den Gittern ....."

Da ging ein Stöhnen durch die Schar. Die Jüngſten ballten die Hände. Manche wieſen ſie drohend dem bleichen Poſten Johann Köhler.

„— Einſt öffnet ſich das Tor,
Und mit ergrauten Haaren,
Greiſe in jungen Jahren
Schleppen wir uns hervor.“

Die Turmuhr ſchlug neun. Die Aufſeher trieben unter drohenden Zurufen die Schar durch feſte, beſchlagene Türen in die Gebäude hinein. Der Geſang war jäh verſtummt.

Der Hof war leer.

Als die Ablöſung kam, fand man den Infanteriſten Johann Köhler ohnmächtig auf der Erde liegen. Er wurde in das Spital geſchafft und nach einigen Tagen als geheilt entlaſſen. Als er einen Monat ſpäter wieder im Strafhauſe Poſten ſtehen ſollte, entfloh er nachts zuvor aus der Kaſerne.

Anbruch der Nacht / von Franz Staude

Das Landſchaftsbild zerfällt in breite Stücke,
Der Zug der Dämmrung hemmt des Stromes Lauf.
Allmählich erſt verſinken Turm und Brücke,
Dann gehn die erſten Sternenzeichen auf.

Nun taucht mein Blick in die beglänzte Flut
Und ich erkenne ſie und grüß' vom Ufer
Die alte Stadt, die auf dem Grunde ruht.
Doch fremd ertönt das eigne Wort dem Rufer.

Zur letzten Fahrt halt' ich mein Boot bereit:
Bald iſt es Nacht! Die Bahn wird immer trüber
Und Licht um Lichtlein nimmt die Dunkelheit.
Dann ſegl' ich einſam, doch gefaßt hinüber.

Das Leuchten des Todes / von Hugo Neugebauer

Heiterkeit, güldene, komm!
Du des Todes
heimlichſter, ſüßeſter Vorgenuß!
Nietzſche

I

Noch einmal war Alaſtor gekommen und hatte ſich des nämlichen Anblickes verſehen wie am erſten und zweiten Tage. Agathon aber lag nicht, wie er pflag, ſondern hatte ſich aufgerichtet und ſaß lächelnd. In ſeinem Blicke war ein wunderſames Glänzen wie es Alaſtor nie wieder erleben ſollte weder am Himmel noch auf Erden. Er war ſo überraſcht, daß er auf der Schwelle zögerte.

„Du wunderſt dich", hub Agathon an, „mich ſo ruhig und heiter zu ſehen, wähneſt wohl, ich fühlte mich geneſen? — Du täuſcheſt dich, Freund, ich ſterbe!"

„Agathon!"

Agathon winkte Alaſtor und hieß ihn ſich ſetzen. Alaſtor ließ ſich zu Agathons Füßen nieder und blickte dem Freunde traurig in die Augen.

„Warum trauerſt du, während ich mich freue?" fragte Agathon. „Siehe, ich habe heute morgen ein großes Glück gefunden und wollte es mit dir teilen, auf daß auch du meines Glückes genießen möchteſt in der Stunde deines Todes. Und nun finde ich dich nicht bereit, mein Gaſtgeſchenk zu empfangen."

„Von welchem Gaſtgeſchenk ſprichſt du, von welchem Glücke, Agathon? Ich höre, daß du den Tod vor Augen haſt, ich hab ihn erblickt durch dein Lächeln und den Glanz deines Auges; wie magſt du dich, wie mag ich mich da freuen, Agathon, da wir den Glauben nicht haben und nun Abſchied von einander nehmen ſollen auf Nimmerwiederſehn?"

„Du irrſt, Alaſtor, glaube mir, du irrſt! Auf der Schwelle des Todes werd ich dich heimſuchen, wie du mich heimgeſucht haſt heute und hier.“

Alaſtor lächelte ſchmerzlich.

„Biſt du deſſen ſo gewiß, Agathon, daß du dein Pfand wirſt löſen können?“

„So gewiß wie meiner ſelbſt, Freund. Ich erwarte dich mit dem Lichte, das mich heute morgen erleuchtete. Mein Leben war Finſternis bis mir dies Licht aufging und den Weg beglänzte, den ich verloren hatte am hellen Tage. — Du blickſt mich verwundert an, meinſt wohl ich ſei von Sinnen? — Nein, Alaſtor, ich bin nicht wahnſinning, auch war es kein Traumgeſicht. Offenen Auges lag ich, lange wach geworden und dachte meinem Leben nach als was ganz Abgetanem, mit dem mich nichts mehr verband als die Erinnerung. Und als ich ſo da lag und nachdachte, ſiehe, da zuckte auf einmal die große Freude des Todes durch mein Herz und im Aufblitz eines wunderſamen Lichtes vor dem Auge meines Geiſtes verſchwand mein Leben aus meinem Gedächtniſſe wie ein Traum, deſſen man ſich nicht mehr erinnert beim Aufwachen. Ich weiß: es war, aber was es war, hab ich vergeſſen.“

„Und was erblickteſt du im Aufblitz des wunderſamen Lichtes, Agathon? Erblickteſt du die Geſtalt des Todes, der dein Herz durchzuckte als große Freude, wie du ſagſt? Oder war es das vollkommene Leben der Gläubigen nach dem Tode, das du ahnteſt im zuckenden Aufblitz deiner Freude?“

Der Sterbende ſchüttelte das Haupt.

„Nein, Alaſtor, nicht den Tod und nicht das Leben erblickte ich noch irgendwas, das der Blick erfaßt und der Geiſt erkennt oder ahnt außer ſich. Ich ſah vermöge eines Lichtes, das ich nicht ſah, in dem ich nichts erblickte, und freute mich darüber. Ich hätte aufjauchzen mögen vor Entzücken, aber

mein Entzücken war so groß, daß ich verstummte, überwältigt von der Macht meines Gefühls. Auf einmal war es mir ganz klar, weil ich es erkannt hatte in dem unsichtbaren Lichte meines Todesgefühles, daß das Sterben die höchste, die reinste Wonne des Lebens ist. — Siehe, mein Freund, diese Erkenntnis ist das Gastgeschenk, das ich dir reichen möchte von der Schwelle des Todes.

Alastor lächelte matt:

„Dank dir, Agathon, ich will dein Geschenk bewahren als kostbares Andenken an den edelsten meiner Freunde. Vielleicht gereicht es mir zum Troste in der Stunde meines Todes, wie es dir zur Freude gereichte."

„Du zweifelst, Freund, du meinst, meine Freude könnte dir vielleicht zum Troste gereichen? — Wie kann Freude jemals zum Troste erschwachen? — O dann, wenn du das glaubst, Alastor, dann hast du dich niemals gefreut!"

„Wie sollte ich, da ich doch lebe?"

„Du hast recht, ich vergaß —"

„Dennoch, Agathon, kann ich an die Freude des Sterbens nicht glauben. Ungläubig bin ich, du weißt es, ein Zweifler am Leben und am Tode unstät, mein Name bezeugts. Mein Name ist mein Schicksal: Alastor heiß ich, Alastor bin ich. Warum? Ich weiß es nicht. Kein unsühnbarer Frevel befleckt mein Gewissen. Mein Name ist Torheit und doch sagt er die Wahrheit. Wie töricht die wahrhaftigen Götter sind!"

„Alastor!"

„Rufe du nur, du überrufest mich nicht! O Agathon, ich leide an meinem Rufe, den ich nicht höre, wie du dich des Lichtes freutest, das du nicht sahst. — — — Nein, nein, ich will dich nicht enttäuschen, nicht betrüben, nicht in dieser Stunde. Aber wer bezeugt es, daß es nicht die letzte, die höchste und reinste Freude des *Lebens* war, die du fühltest im aufzuckenden Blick, der nichts mehr erblickte? — Wo ist einer, der da zu scheiden wüßte das Leben vom

Tode, zu erkennen, was noch jenem angehört und was ſchon dieſem? — Lebteſt du denn nicht, als du die Luſt des Todes empfandeſt? Wie kann denn Tod im Leben ſein, mein Freund?“

„Wie kann das ſein, ja wie —? Ich hätte die Freude des Todes erlebt? — Den Tod erlebt? — O Alaſtor, deine Zweifel!“

Der wunderſame Glanz ſeines Blickes war erloſchen. Alaſtor ſah hin und erſchrack:

„Weh mir Unſeligen! — O ihr weiſen Götter!“

Verhüllten Angeſichts enteilte Alaſtor und verließ die Stadt durch das abendliche Tor. Auf die Stirne der Nacht drückte der Morgen den bleichen Todeskuß. Im Asklepieion krähten die Hähne.

Agathon wälzte ſich keuchend auf ſeinem Sterbelager.

„O Alaſtor, deine Zweifel!“

Und dann:

„O du, du, warum haſt du das Licht meines Auges ausgeblaſen? — Ich hab ihn überlebt, meinen Tod überlebt! — O ihr Götter, ihr Götter, warum ließet ihr mich nicht ſterben, getroffen von dem zuckenden Aufblitz meiner Freude? Warum mußte ich leben, bis der da kam, mich zu töten mit ſeinem gräßlichen Zweifel? — O Alaſtor, unſtäter, ruchloſer Büßer für das Verbrechen deines Lebens, das du begangen haſt in der Stunde meines Todes! Alaſtor, Mörder meiner Seele, verflucht ſeiſt du, verflucht, verflucht!“

II

„Wie lange noch?“ hatte Alaſtor den Arzt gefragt.

„Eine Nacht und einen Tag.“

Und nun neigte ſich die Sonne des Tages. Ueber Akrokorinth ſchwebte ihr rotglühender Ball und an das Tor des morgendlichen Berges pochte leiſe die Nacht.

„Das Verborgene tritt hervor.“

So ſagte Alaſtor zu ſich ſelbſt. Er ſagte es lächelnd, denn er glaubte nicht daran.

„Vielleicht ſterbe ich, vielleicht auch nicht. Man weiß ja nichts, gar nichts weiß man.“

So lag er über eine Stunde und dachte allem nach, was er getan hatte und was ihm begegnet war. Und er fand alles zweifelhaft, das Gute wie das Schlechte, das Glück wie das Unglück. Mächtiger denn je erhob ſich der Zweifel in ſeinem Gemüte und nahm vor ſeines Geiſtes Auge göttliche Geſtalt an. Und Alaſtor der Stolze beugte ſich vor ihm als dem wahren Gotte ſeines Lebens.

Als aber die Dämmerſtunde vorüber war, da kam es auf ihn zu. Geradeswegs aus der Nacht, aus dem Herzen der Nacht kam es auf ihn zugeſchritten und ihm ward, als bebte die Erde unter dem Tritte des Nahenden. Aber die Erde bebte nicht, nur Alaſtors Herz erzitterte.

Er riß die Augen auf: der Gott war verſchwunden. Alaſtor erſchrak, taſtete um ſich:

„Licht!“

Er hatte große Angſt. Es war ſo gewiß, was jetzt auf ihn zukam mitten durch die Nacht: die Gewißheit erſchreckte ihn, daß da kein Zweifel mehr war. Er rief ſeinen Gott an, den erhabenen Gott, der ihn getröſtet und aufgerichtet hatte, als es noch dämmerte. Aber der Gott gab keine Antwort. Ohnmächtig war Alaſtors Gott vor der Macht, die jetzt durch die Nacht geſchritten kam geradeswegs auf ihn zu.

Da geſchah es, daß Alaſtor an dem Zweifel zu verzweifeln begann vor dem Angeſichte der Gewißheit und den Gott ſeines Lebens verleugnete auf der Schwelle des Todes.

Vor ſeinen Augen ward es Licht. Er wurde der Geſtalt des Agathon gewahr, ſeines ſeligen Lächelns, des wunderſamen Glanzes ſeiner Blicke, den er ſo oft geläſtert hatte mit Zweifeln, fühlte tief in ſeiner Seele die Inbrunſt des

Glaubens an den Blick des sterbenden Freundes:

„O Agathon!“

Noch niemals war er so ruhig, so heiter gewesen wie jetzt, da er das noch einmal erlebte. Hatte er nicht soeben den Fuß auf die Schwelle gesetzt und stand, überrascht von dem unerwarteten Anblick?

Nie in meinem Leben sah ich solch einen Glanz weder am Himmel noch auf Erden wie jetzt in deinem Auge, mein Freund. — Du lebst, Agathon? Ich wähnte dich tot! — Doch das war wohl nur ein Traum.

Er lächelte vor sich hin:

Wie doch alles wiederkehrt! — Ich glaubte das vergangen und doch ist es da, bist du da mit deinen seligen Augen. O du —! — Was ist das?!

Agathons Gestalt war verschwunden, erloschen der lächelnde Glanz des Traumes. Alastor war wieder allein. Irgendwas war noch da, etwas Unsichtbares, Unfaßbares, fürchterlich Feindseliges, ganz nahe.

Auf die Stirne des Sterbenden trat der kalte Schweiß der Todesangst:

„Licht! Agathon, Licht! — Hörst du? — O du — Treuloser!“

Hugo Neugebauer / Selbstmord

Noch einmal, eh das Meer in sich versinkt,
das sturmempörte einst, nun dumpfes Blei,
von des Geschicks Gestirnen starr umringt,

reckt es sich auf und inselt wild im Schrei,
der himmelwärts vom Grunde sich versteilt,
den höchsten Ton erschrillt sich Raserei.

O Himmels Wunde, die kein Wunder heilt,
wenn solch ein Schrei dein Erzgewölb durchstößt,
an dem Jahrtausende sich grau gefeilt,

wenn sich ein Mensch mit eigener Hand erlöst!

Fritz Lampl / Stimmen aus der Nacht

Alle Geschöpfe haben im Rücken das Dunkle
Und umfassen das Lichte,
Und der unendliche Lebensatem gibt ihnen Einklang.
Laotse

Stimmen der Tiefe:

Unter allem Leben ist ein dunkler Sinn.
Manchmal träumst du ganz erstorbene Gänge,
Viele Brunnen, viele Fackeln sind darin,
Und du hörst urahnende Gesänge,
Trinkst in diesem dumpf verworrenen Schacht
Unbewußt das körperlose Leben
Und du weißt es: ewig aus der Nacht
Muß das Licht der Zukunft sich erheben.

Stimmen der Höhe:

Ueber allem Leben ist ein helles Ziel.
Und von allen Kämpfen, die dich lieben,
Ist dir Müdem als ein altes Spiel
Immer nur ein neues Ziel geblieben.
Und die Sehnsucht ist ein schwerer Traum,
Und die Hoffnung ist ein leichtes Kissen;
Dieses glaube: über deinem Raum
Schweigt das Göttliche und stirbt das Wissen.

Die Stimmen im Einklang:

Zwischen Nacht und großer Helle
Taumelt jegliches Getier,
Und mit grenzenloser Schnelle
Ist es dort und ist es hier.
Alle Träume sind verdunkelt,
Jede Hoffnung ist im Licht;
Doch im All, von Welt umfunkelt,
Thront der Herr und scheidet nicht.

Über Essays von Karl Hauer*) / von L. E. Tesar

Wer ein Buch besprechen will, sollte fähig sein, sich dem Buch völlig hinzugeben. Nicht eigene Gedanken hervorzukramen, sondern sich in die des Autors schmiegend einzudenken. Mir mangelt diese Eigenschaft. Ich bespreche Hauers Buch trotzdem, weil ich in unserer dogmenverlogenen Zeit vor genügend viele Köpfe stoßen möchte, sie zur Lektüre zu treiben — möge diese sie zum Widerspruche reizen oder sie befriedigen. Hätte unsere Zeit Kultur, wäre jede Besprechung in drei kurzen Zeilen abgetan. Diese Sachlichkeit wird möglich sein, wenn die Waschzettel der Presse und Verleger ungelesen in den Papierkorb fliegen, die Plakate der Buchhändler den Anschlagsäulen nicht Raum für Wichtigeres nehmen dürfen. Ich glaube, daß ein Unterschied zwischen Besprechung und Kritik — echter Kritik — vorhanden ist; glaube, daß jene eine Beschreibung — eine im angedeuteten Sinn schmiegsame Beschreibung —, diese ein Kampf ebenbürtiger Potenzen ist. Die Kritik, die sich mir zwischen die Besprechung drängt, will ich darum nicht als Schulmeisterei aufgefaßt wissen; sie ist die flüchtige Skizzierung der Ansichten, die ich von jenen Dingen habe, die den Autor beschäftigen. Der Autor eines guten Buches hat niemals Unrecht, aber die Weltbilder im Kopfe eines tüchtigen Autors und eines tüchtigen Kritikers können nicht kongruent sein.

Hauers Gegenstand ist das Leben schlankweg. Er untersucht dessen Entwicklung (vom Kinde zum Erwachsenen), dessen Polarität (Mann, Weib), dessen Ausdrucksform (Fröhlichkeit, Rausch, Erotik, Grausamkeit), dessen Ausdrucksmittel (Arbeit, Geld, Kleidung, Theater). Der gemeinsame Grund

*) Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen. Essays von Karl Hauer. Verlag Jahoda & Siegel. Wien und Leipzig.

aber, auf dem alle seine Gedanken und Urteile ruhen, das Ziel, in dem alle seine Schlüsse und Imperative münden, scheint mir der Gegensatz zwischen Mann und Weib, oder wie Hauer sagt, die Suprematie des Mannes über das Weib. „Die Führung des Lebens ist eine Schöpfung des Mannes". Der Mann ist der Besonnene, der aus Ueberlegung Selbstbeherrschte. (Einer solchen Auffassung muß der Beiname Goethes, des in sich ruhenden und ruhigen Goethe, als „eines großen und ewigen Kindes", als armes literaturgeschichtliches Geschwätz erscheinen, das an der Menschenkenntnis Napoleons — „er ist ein *Mann*" — zerstiebt.) Das Weib ist das höchste Kulturwerk und Kunstwerk des Mannes, von ihm geschaffen, aus der Umarmung immer neue Erdkraft zu holen für neue geistige Betätigung. Der Gegensatz Mann-Weib wird so zum Gegensatz Erde-Gedanke. Die männliche Hochstufe des Für-sich-selber-stehens ist der Masse unerklimmbar. Die bildet nur den breiten, freilich notwendigen Klotz, auf den der in sich gekehrte, geistige Mann sich schwingt. Die Gesundheit dieser Masse wird gefährdet, wenn sie demagogischen Stimmen Gehör gibt, sich mit ihr fremden, geistigen Werten unter dem Schlagwort „Gleichheit" den Magen verdirbt, ihren patriarchalischen Zustand von Demokratismus und Nihilismus verliert, aus der Masse ein „Gesindel" wird. Die „Familie" zermürbt den großen Mann, die vielen kleinen Männer verlumpen ohne Familie. Der Fortschritt der Demokratie macht aus der „sozialen Synthese" einen *Zerfall* der Arbeiter, der Bürger soll „*fröhlich*" sein; er, der sich nicht selbst erleben kann, muß sich für die Einordnung und Unterordnung unter das von ihm nicht zu verstehende Weltgeschehen durch innere Fröhlichkeit entschädigen. (Der geistigen Reife ist diese Fröhlichkeit von selbst immanent.) Die breite Masse *braucht* als soziales Rückgrat des gesellschaftliche „*System*", die feste Schichtung. (Der Mann über der Masse hat das System

in ſich). Liberalismus und Sozialismus ſind daher eine Korruption, die Journale die unſeligſte Erfindung. Der Menſch in der Maſſe kann niemals politiſch „frei“ ſein (weil er nicht „menſchlich“ frei ſein kann). Die Beſitzenden betrügen ihn durch das Geſchenk „politiſcher Rechte“, da die ihn um ſo leichter auszuſaugen erlauben. „Frei“ iſt nur einer — der ſpartaniſche Mann. Der Mann, der die zentrifugalen, die fanatiſchen Triebe aus ſich geſchaltet hat. Alle Mühen, den (durch den Gegenſatz Mann-Weib bedingten) Gegenſatz zwiſchen Mann und Menge zu verwiſchen, zerſtören die organiſche Stärke beider. Der denkende Mann kann ſo wenig an den kleinen Freuden teil haben, wie ſich Wiſſenſchaft und Kunſt zwiſchen das Volk tragen laſſen.

*

Hauers verſchiedene Seiten ſcheinen einander zu widerſprechen. Der Leſer, der eben geglaubt hat, er habe den Autor verſtanden, empfindet leicht auf der nächſten Seite eine Diſſonanz zwiſchen ſeinem Verſtändnis und dem Buche. Dieſer Leſer täte gut mit wiederholter Lektüre. Hauer ſieht die größte Bedeutung des Menſchen in ſeinem erlebten Daſein, im Daſein ohne Geſte, im Daſein als reine, als naive Erſcheinung; wer das nicht erfaßt, wird ſich in dem Buch nicht auskennen und wird dort einen Widerſpruch in den Gedanken ſpüren, wo die nach letzter Syntheſe ſtreben. Hauer huldigt dem Prieſter, bald darauf verhöhnt er den Prieſter. Er huldigt dem Manne, der — als ein dem Geiſt hingegebener Einſamer — Herrſchermacht in ſich fühlt; verhöhnt den Schreier, der die Dummheit des Geſindels nutzt. Er lacht unſere Gebildeten aus, weil ſie geiſtig zu feig ſind, jenen zu begreifen; lacht ſie aus, weil ſie ſtolz ſind, dieſen zu begreifen. Er will mit dem Bequemen ſo wenig zu tun haben, wie mit dem Lobpreiſer der Arbeit. Er hat die ſchärfſten Worte gegen die Bildung und die feinſte Verteidigung der Bildung — „ſie habe Vorurteile“ (und der Ruhm nicht weniger

Schriftsteller, Künstler, Gelehrter rühre nur von ihrem Mangel an Bildung her, der sie nicht hindert, dreist in den Tag hineinzuschwätzen.) Ihm ekelt vor dem „Kunstknecht“ und ihn lockt der „Künstler“. Ich wiederhole es: Diese Antithese ist Einheit. Hauer verspottet alle Krämpfe, sich über sich selbst und die organische Klasse zu heben, weil ihm als Ausnahmsmensch einzig der Schöpfer neuer, noch nicht gewesener, noch von Keinem erlebter Organismen gilt; er lehnt die Ausschweifung und den Fanatismus ab, weil er die Sinne und die Leidenschaft heiligt; er erkennt die Fröhlichkeit als das kostbare Gut der vielen Menschen an, weil er äußerliches Elend und die Unmöglichkeit des Verstandenwerdens als Lebensgrundlage des Schöpferischen (beinahe) fordert. Das Leben des Unkünstlerischen zeugt sich in seinen Werken fort, er selbst ist nichts; „frei“ (im demokratischen Sinne) geworden, wird er sich selbst Hindernis; sein Daseinswert ist bloß in der restlosen (und dadurch fröhlichen) Hingabe an die soziale Tat. Der Künstler zeugt sich in Künstlern fort, seine Werke sind dem Untergange geweiht. Es ist ohne Belang, ob ein Dichter auch wirklich „Gedichte“ macht.

*

Hauer begründet den Herrenmenschen, den Selbstmenschen, mit fast naturwissenschaftlicher Methode. Er induziert seinen Imperativ — „Verbrauche dich!“ „Der Besitz gewinnt seinen Wert erst, wenn er verbraucht wird!“ — aus Erfahrungen, aus Tatsachen, die er nach Erlebnissen beschreibt oder von denen er berichtet oder nach denen er wenigstens sucht. Natürlich kann Hauer dieser phänomenologischen Denkart nicht bis in die letzte Zeile treu bleiben; sie verhinderte ihn, Gebote (Imperative) aufzustellen, und er will das (trotz seiner bösen Worte gegen die Ethik). Seine Untersuchungsweise aber offenbart sich besonders deutlich in der Vorsicht der Schlüsse, in der sorglichen Sichtung des gegebenen Materials, in der Freude an der geordneten

Abbildung einer (beſchriebenen) Erſcheinung, in der rückſichtsloſen Kritik der „Zweckmäßigkeit“ der Welteinrichtung. Ich will nicht mißverſtanden werden: — nicht etwa, daß Hauer die Erſcheinungen und die Geſetze des Lebens zu einer naturwiſſenſchaftlichen Disziplin machen will, ſondern er arbeitet naturwiſſenſchaftlich, um die Erſcheinung des Lebens, des Menſchen, rein auseinander zu wickeln. Er ſingt den Triumph der Logik, der abſtrakten Begriffe, des geiſtigen Fortſchritts. „Der menſchliche Intellekt beſteht aus ... einem Reich der Inſtinkte, einem dunklen, plump und feſt gefügten Keller vergleichbar; aus einem Reich der Phantaſie, einem Erdgeſchoß im Halbdunkel, mit vielen Gemächern und von unendlichem Kram erfüllt; und aus einem Reich der Abſtraktion, einem hellen Obergeſchoß mit ſaubern, blitzblanken, amerikaniſch-nüchtern eingerichteten Zimmern. Wie nun für einen Gentleman, der an zweckgemäßen Komfort und penible, durchſichtige Sauberkeit gewöhnt iſt, der Aufenthalt in dumpfen Kellern und Höhlen horrible iſt, ſo iſt umgekehrt einem Troglodyten oder einem ... Boheme der Aufenthalt in einem Raum von glatter Zweckmäßigkeit und ſtrengſter Reinlichkeit ein Greuel. Dem Licht iſt das Dunkel Feind, dem Dunkel das Licht! Der Menſch aber, der nacheinander Troglodyt und romantiſcher Boheme war, iſt ſeit einem ſehr langen Zeitraum fieberhaft und qualvoll angeſtrengt, ſich dem neuaufgebauten, amerikaniſch-zweckmäßigen Obergeſchoß ſeines Intellekts anzupaſſen. Er iſt während des größten Teiles ſeiner wachen Zeit damit beſchäftigt, die Einrichtung dieſes intellektuellen Appartements auszugeſtalten. ... Es gilt, den Kreis der Beobachtungen zu erweitern, aus unzähligen Erfahrungen allgemeine Urteile zu gewinnen, dieſe untereinander und mit den vielen älteren Empfindungen und Begierden in Einklang zu bringen, die ſo gewonnenen Einſichten immer wieder zu revidieren ...“ — Habe ich bisher (aus Gründen, die die erſten Sätze enthalten)

überall Hauers Meinung wiedergegeben, ist mir dieses Lob der Logik zu sehr entgegen, um hier meine Ansicht zurückzuhalten. Ich zitiere aus einem Essay, den ich vor einem Jahr vollendet: „Was ist Logik? Gesellschaftliche Gewohnheit, gesellschaftliche Uebereinkunft; Beschränkung des Einzelnen, nicht aus der Vielheit hervorzubrechen. Alle Einteilungen, alle Definitionen, alle Namen nützen dem Ich selbst nichts. Sie bringen seinem Geiste nicht den Frieden, seinen Sinnen nicht die Freude. Wären nicht alle Einrichtungen der Gesellschaft darauf angelegt, in ihren Mitgliedern von der ersten Kindheit an die Fragen und die Not des Ich zu ersticken durch immer neue und neu zu ordnende Haufen rubrizierender Zettel, die Logik gälte als die schäbigste aller gemeinschaftlichen Dirnen. Durch sie wird der andere dem Ich nicht zur Auslösung einer Arbeit, sich von jenem (dem andern) nicht befriedigen zu lassen, sondern zur Auslösung der Bemühung, jenem zu Willen zu sein. Der Samenstrang mag den Mann zwingen, eine Dirne zu gebrauchen, die Kultur seines Hirns und seiner Nerven wird entscheiden, ob er die Dirne Huckepack durchs Leben trägt."

*

Die glücklichsten Kapitel scheinen mir die über den Zyniker, die Kleidung, die Grausamkeit.

Hauer hat die Gabe, die die Literaturschmöcke so gern einander zuschreiben — in zwischengeschobene kurze Sätze die genial gezogene Summe von Erfahrung und Denken zu pressen. Er charakterisiert in einem eingeklammerten Satz die großen russischen Romanschriftsteller: in ihnen sei die Fähigkeit „Genie" geworden, „einen sozusagen außerirdischen Blick auf das uns umschlingende und von uns umschlungene Leben zu werfen."

Hauer will den besonnenen Menschen; dennoch sind viele Seiten von revolutionärer Wucht. Wenn er die „allgemeine" Arbeitseinstellung fordert (er klagt die Sozialdemokratie an,

daß sie diese verhindere), wenn er die Freiheit des Mannes gegen die Ehe verteidigt.

Hauer und ich gehen oft sehr verschiedene Wege. Trotzdem bin ich im Buch einzelnen Ansichten begegnet, die ich mir fast wörtlich ebenso formuliert habe. Ich bin von meiner ursprünglichen Absicht abgekommen, Parallelstellen wiederzugeben; ich weise aber darauf hin, als auf ein Zeichen der Notwendigkeit und Wichtigkeit von Gedanken, die von verschiedenen, sich unbekannten Männern an verschiedenen Orten zu demselben Ende gedacht werden.

*

Zwei der Auffassungen muß ich besprechen, die ich anders als das Buch gestalte.

Ich vermisse zunächst in Hauers Beschreibung ein Ding: den Einfluß der Rasse. Ich vermag nicht wie er im „Christentum" die Ursache zu sehen, die aus der freien Erotik der vorchristlichen Völker eine verquälte und quälende Erotik der christlichen Völker modelte. Die Nordländer — ich meine damit Germanen, Slaven, Kelten — sind meist anderer Erotik nicht fähig. Sie hatten die schon, bevor sie sich um das Christentum gekümmert. (Die Geschichte der Wikinger, Schotten, Norweger, Tschechen verrät es.) Die Nordländer, die Christen wurden, wurden weniger durch das Christentum geändert, sie nahmen das an, weil es ihrer Natur paßte, und änderten es, wie es ihrer Natur paßte. Die griechische und nordische Hetäre trennen nicht die Religionen, sie trennt das verschiedene Blut. Der Grieche sieht hinaus, der Nordische in sich hinein. Die Schotten saßen um ihre einsamen Moore, starrten in die trüben Lachen, sannen über grausame asketische Märchen und Sagen, lange ehe das Kreuz sie erreichte. Meine Erfahrung sagt mir, daß wir roh lachen und bitter lächeln, niemals aber heiter lächeln können, wie das vielleicht die Griechen gekonnt. Ich schreibe „vielleicht", denn ich traue auch nicht allzusehr der

Meinung von der „freien griechischen Hetäre“ (obschon sie sehr viele Bekenner hat). Ich wage die Behauptung: die Konstruktion des Gegensatzes zwischen Griechentum und nordischem Christentum sei ein bedenklicher Bildungsirrtum unserer Zeit. (Möglicherweise gerade jener liberalen, platten Skepsis, die Hauer bekämpft.) War nicht Herakles, der große Dulder, griechischer Nationalheros? Und Odysseus? Müssen nicht griechische Götter und Helden immer wieder Freude mit Leid bezahlen? Geht nicht Sokrates in den Tod durch eine fast christliche Resignation und Standhaftigkeit? Ich zitiere nicht erst das christliche Wort der Antigone, ich erinner nur an die Herakles-Tragödie des Euripides — „alles Mensch-Sein ist Elend-Sein.“ Und mußte nicht Aspasia, die Hetäre, schließlich einen Seifensieder oder so etwas ähnliches heiraten? Ich glaube fast, die Hetäre sei zu allen Zeiten gleich frei und gleich unfrei gewesen, wie der in sich geschlossene, einzelne Mann. Auch hat die christliche Zeit Hetären, die gewaltiger wirkten und zerstörten als die griechischen. Man täusche sich übrigens nicht im asketischen Charakter des Christentums. Die Gestalt Christi selbst ist nicht asketisch, sie ist ein starkes „Ja“ und zwar manchmal ein schroffes. Christi größte Bekenner aber umfaßten alle männlichen Möglichkeiten — vom Besonnenen zum Fanatischen, vom Klugen zum Aufopferungsfähigen, vom Standhaften zum Erregbaren.

Völlig unberührt von dieser Kritik der Psychologie des Keuschheitsbegriffes bleibt Hauers grandiose Auseinandersetzung der verderblichen Wirksamkeit einer (Hauer sagt „der“) Keuschheitslehre. Durch diese „wird das Weib, dessen ganzes Sein durch die Sexualität bestimmt ist, durch eine künstliche Strömung seines Lebensquells nicht verfeinert und kompliziert, sondern desharmonisiert und zerstört oder entwertet. ... Die Predigt der Keuschheit erfüllt heute das ganze Leben mit widerlicher Heuchelei und fördert die ver-

ſteckte und verkrochene Erotik. Sie erzeugt Onanie und Pornographie, ein ausbeuteriſches Syſtem der Kuppelei und verſchärfte die Sklaverei der Proſtitution."

Das andere iſt das:

Hauer lehnt eine Philoſophie ab, die weſentlich nur ein offener oder verſteckter *Troſt* ihrer Anhänger iſt. Aber die Philoſophie kann füglich auch nicht das werden, was ungefähr der Gegenſatz des Troſtes iſt. Sie wird dann *zyniſch*. Das heißt — ich benutze Hauers ſcharfe Analyſe des Zyniſchen — ſie ſtellt wohl Verzweiflung und Wiſſensunmöglichkeit des Menſchen überall und immer ſchamlos zur Schau und weidet ſich an deren Betrachtung, überſieht aber — in plebejiſcher Unzulänglichkeit — den beſten Teil im Menſchen, deſſen menſchlichen Teil (der eben die Blöße — und anderes iſt Verzweiflung und Wiſſensunmöglichkeit nicht — als Blöße empfindet). Für Hauer wird das Weltbild ſchließlich zu einem *dialektiſchen* Prozeß. „Erſt im Widerſpiel zweier Triebe, eines abgrenzenden, einſchließenden und eines verbindenden, überfließenden, eines atomiſierenden und eines kosmiſchen, eines individuellen und eines genialen, erſt im Widerſpiel dieſer Triebe gebiert ſich das Leben." (Das Widerſpiel von „atomiſierend" und „kosmiſch" iſt für mich aus *logiſcher Einteilung* hervorgegangen, ja ſelbſt eine *logiſche Einteilung*; darum nenne ich ein ſolches Widerſpiel einen *dialektiſchen Prozeß*.) Hauer fordert: Verbrauch dich in dieſem Widerſpiel, verbrauch dich als deſſen Teil. — Dialektiſche Folgerungen gleiten am Leben einfach ab. Sie geben ihm nicht Troſt, ſie geben ihm nicht Halt, ſie löſen keines ſeiner Rätſel. Ihr logiſcher Imperativ verliert ſeine ſuggeſtive Kraft, wenn der Sich-verbrauchende einmal vor die Frage kommt: „Wozu ſoll ich mich verbrauchen? — Was kümmert *mich* das Widerſpiel?" Oder wie Strindberg ſagt: wenn der Menſch plötzlich die Stange losläßt an der er geturnt hat, der

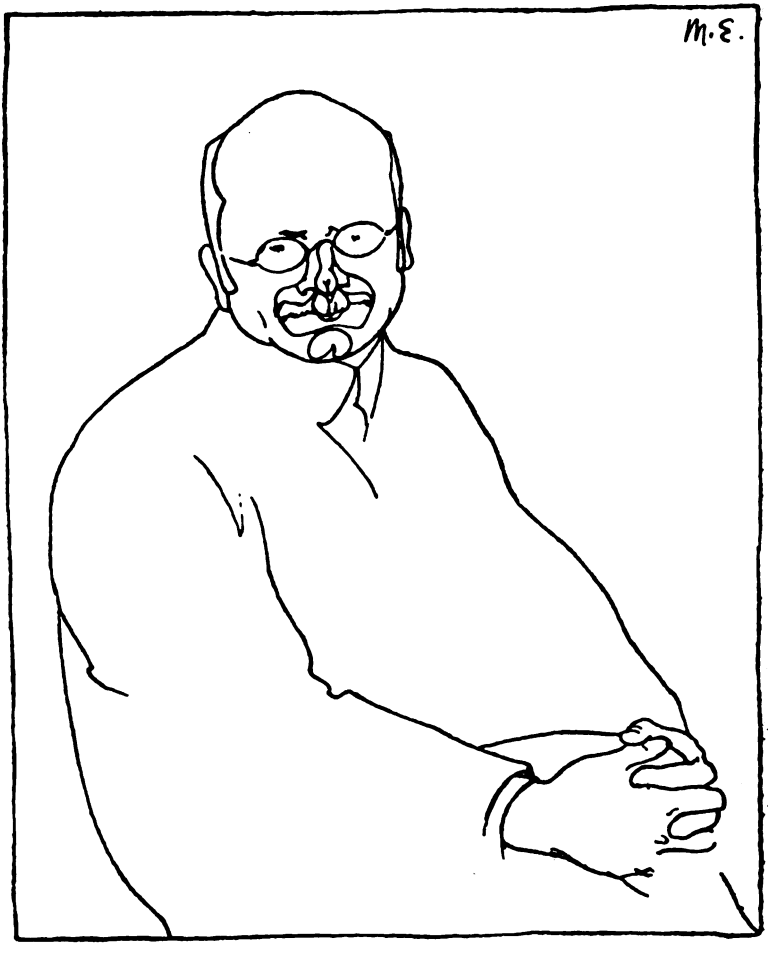
Schauſpieler aus der Rolle fällt. (Dieſe Frage „Wozu?“ dulde ich nicht auf der gleichen Stufe wie das äſthetiſche Gelalle nach dem „Sinn des Lebens“; mein „Wozu?“ iſt eine Frage, die ſich der Menſch ſelbſt ſtellt und auch ſelbſt beantworten muß, ohne andere zu beläſtigen und von ihnen beläſtigt zu werden; der Aeſthet ſchwätzt vom „Sinn des Lebens“ mit gleicher Oberflächlichkeit und gleicher Zungenfertigkeit wie von den Toiletten auf dem letzten théatre paré.) Soll der Reſt des Lebens — nach der Frage „Wozu?“ — nicht Ekel ſein, den am beſten Selbſtmord abkürzt, oder Hingabe an kindiſche Phraſen und Buchtitel („Arbeiten und nicht verzweifeln“, „Leben in innerer Schönheit“), muß im Weltbild des Menſchen (des Eigenen und des Maſſenteils) an Stelle der dialektiſchen Löſung, die ſich trotz ihres Sträubens im Grunde mit einer Betrachtung des aufgezeigten logiſchen Widerſpruches begnügt, eine konkrete Macht treten. Dieſe Macht iſt nichts anderes als Gott. Schlechthin Gott, die Spottſache jedes freiſinnigen Mauls. Dieſer Gedanke liegt Hauer durchaus nicht fern; er zitiert auf einer Seite das Wort von Karl Kraus: „ein Hilfslehrer der Phyſik iſt heute jedem Verkünder Gottes über“ und er findet die Genies nur dadurch Genies, daß ſie von Gewalten gemeiſtert werden, die nicht in ihnen als Individuen ſind; er weicht aber in dem letzten, dem zuſammenfaſſenden Kapitel vom „Weltbild“ aus dieſer Erfahrung in bloß logiſche Konſtatierungen hinüber. Ich belege mit dem Wort „Gott“ keinen anſchauungsleeren Begriff mit einem anſchauungsleeren Namen (der Wörter-Baal der Theologen — nicht Prieſter — regt mich ſo wenig auf wie jener der Moniſten), ich „empfinde“ und „denke“ Gott als ein ſinnlich und geiſtig ſtark zu erlebendes Weſen. Logiſch wird das Weſen keiner ergründen. (Ich teile darum auch nicht die beliebte und billige Meinung der Gegenwart, Schopenhauer als einen Ver-

irrten, wenn auch genial Verirrten abzutun, weil ſein Weltbild vom gierigen, blinden, erbarmungsloſen Willen „unlogiſche“ Grundlagen habe; Schopenhauers Wille iſt die prägnanteſte Formulierung abendländiſcher Erkenntnis.) Der Menſch wird nur dann — in ſeinem beſten Teil — einheitlich, wenn er ſich von etwas beſeſſen — beſeſſen, nicht überredet — weiß, empfindet. (Dieſe Beſeſſenheit kann vielleicht, in verfeinerter Form, eine ſolche des eigenen Ichwertes ſein; für Goethe und Lionardo mag das gelten; wir tappen da im Dunklen, unſere Pſychologen wiſſen viel von „Trieben“ zu reden, mit der Pſyche eines großen Menſchen aber nichts anzufangen; exiſtiert eine ſolche Beſeſſenheit, nähert ſie ſich jedenfalls wieder der Skepſis.) Nicht nur der geniale Menſch, auch die Menſchen, die das Volk bilden, brauchen ihre Dämonen. Eher können ſie nicht fröhlich ſein. Heute ſind ſie aus Gott gefallen, und Parteiprogramme haben ſie aufgefangen; das Volk wird von ſeiner politiſchen und anderen Unkultur erlöſt ſein, wenn es Gott wieder findet.

Nacht / von L. E. Teſar.

Du ſchwingſt die Hämmer, doch der Tag
Hockt hinter dir, geduckt zu neuem Sprung.
Du preßt der Menſchen Leid in ſtumme Schale,
Weit wie des Meeres Saum, eng wie des Nachens Planke.
Und ſtößt der Seele wirrer Schrei im dunklen Raum
Erfüllungsgierig auf zu deinem Zelt —:
Du ſchweigſt. Tot leuchten deine Sterne, kreiſen —
Von ihrer Ordnung erdwärts kehrt mein Ruf und Schmerz.

(gez. von Max v. Esterle)



Maler Rudolf Nissl

Ein Traum und seine Deutung

Ich hatte Dr. Wilhelm Stekels neuestes Buch „Träume der Dichter" gelesen, da suchte mich schon in der zweitnächsten Nacht ein höchst merkwürdiger Traum heim, den ich wegen seines allgemeinen Interesses hiermit veröffentliche. Die Deutung habe ich nach der Methode Dr. Stekels selbst vorgenommen, weil sie sich von der des Professors Freud durch mehr Großzügigkeit und Beweglichkeit vorteilhaft unterscheidet. Es liegt in der Natur der Sache, daß ich mich hier nur mit einem Teil dessen begnüge, was sich aus dem latenten Trauminhalt zum Licht des Bewußtseins heraufheben ließ. Vieles mußte ungesagt bleiben, weil der Deutungsfuror mich manchmal allzuweit in die Tiefe entführte und weil manches von dem Gefundenen geeignet ist, das Ansehen des Analysierten in den Augen aller psychoanalytisch Ungeübten herabzusetzen, zu welchem Opfer ich ja eigentlich nicht einmal vom wissenschaftlichen Standpunkt verpflichtet bin.

Der Inhalt meines Traumes ist folgender: Mir war es als ginge ich im Wurstelprater spazieren und betrete den Wirtshausgarten „zum weißen Ochsen"; später erscheint mir der Ort wie ein Tanzlokal. Am Eingang steht ein Hausierer mit seiner schwarzen Schachtel, aus der er mir nach und nach Hosenträger, Manschettenknöpfe, Gummispezialitäten und Aktphotographien anbietet. Ich kaufe nichts und gehe an ihm vorbei. Im Garten bemerke ich eine Menge von Dichtern und Schriftstellern — lebende und längst verstorbene. Ein Kellner fragt nach meinen Wünschen und ich bestelle Milch. Kaum steht das Glas auf meinem Tisch, so wird von einer üppigen Iglauer Amme ein Säugling hereingebracht. Er hat zu meinem Erstaunen einen bärtigen Gelehrtenkopf, in der Hand trägt er ein kleines Kinderspazierstöckchen. Zuerst verhält sich das Kind ganz ruhig, sowie aber im Tanzsaal die Musik ertönt, erwacht der Säugling und fängt zu schreien an. Die Iglauerin steht auf und wiegt den Kleinen, indem sie ihm fortwährend „Pß, Pß, Pß!" zuflüstert. Das Kind wird aber immer ungeberdiger, fuchtelt mit seinem Stöckchen herum und schlägt damit die Schriftsteller, die sich auf sein Geschrei um ihn versammelt haben. Sowie aber das Stöckchen einen Menschen auch

nur berührt hat, springt sofort ein wildes Tier, ein Verbrecher, ein Wahnsinniger u. dergl. aus ihm heraus. Die einen sind erstaunt und entsetzt, die andern lachen voll Befriedigung. Der Hausierer vom Eingang ist nun herzugetreten und läßt alles, was aus den Dichtern herausſprang, mit verschmitztem Lächeln in seiner schwarzen Schachtel verschwinden. Ich ärgere mich über diesen Hokuspokus und erwache.

Das Mißliche bei allen Deutungsversuchen besteht leider darin, daß sie nur denen einleuchtend und gelungen erscheinen, welche sie gemacht haben; außerdem darf nicht übersehen werden, daß ein so kompliziertes Gebilde wie der vorliegende Traum mehrere, zum Teil widersprechende Auslegungen zuläßt, von denen ich vielleicht später einmal noch einiges vorlegen werde. Für diesmal habe ich mich bei jener Deutung beruhigt, die mir momentan den passendsten Sinn gab, und meinen illustrativen und demonstrativen Zwecken am ehesten gerecht wurde, doch behalte ich mir für die Zukunft noch immer Aenderungen vor. Bei der Vieldeutigkeit und relativen Unzugänglichkeit aller psychischen Prozesse darf eine solche Methode nicht Wunder nehmen, denn sowie man beim Triebleben nicht immer mit der Vernunft auskommt, sondern oft willkürliche und scheinbar unvernünftige Motive nachweisen kann, so muß auch die entsprechende Methode oft willkürlich und übervernünftig verfahren, um allen Aus- und Abweichungen des Seelenlebens gerecht zu werden.

Mein Traum ist unglaublich symmetrisch und durchsichtig komponiert und bringt gleich im Anfang eine einwandfreie Schilderung der Situation. Die Motive Wurstelprater und Wirtshaus beweisen jedem, der mit der Traumsprache vertraut ist, daß es sich um nichts anderes als um den symbolistischen Ausdruck für den Begriff „W e l t“ handelt. Für noch Ungeübte sei als Beweis hinzugefügt, daß mir die Welt immer als Ringelspiel, nach Wedekind als Rutschbahn erschienen ist und daß einmal jemand die Wirtshäuser als Stationen seiner Lebenspilgerschaft bezeichnet hat. Interessant ist nun, daß diese Welt im Wirtshausschild „zum weißen Ochsen“ als eine ganz besondere determiniert wird, als eine solche nämlich, in der jeder ein Ochs wäre, der sie für weiß und unschuldig hielte. Wenn diese Auslegung auch auf Widerstand stoßen sollte, so steht sie für mich doch

unbedingt fest, denn sie gibt einerseits einen wunderbaren Sinn und anderseits trägt sie für uns Psychoanalytiker — und darauf kommt es ja schließlich doch an — das Zeichen der inneren Evidenz an sich.

Aus dem folgenden muß nun verraten werden, daß der Traum den Dr. Stekel handelnd einführt; darauf bereitet schon jener Satz im Text vor, den ich bei der ersten Deutung ganz übersehen hatte, nämlich: „später erscheint mir der Ort wie ein Tanzlokal". Kenner des Wiener Praters werden mir bestätigen, daß sich ganz in der Nähe des „weißen Ochsen" der Tanzboden „zum Blumenstöckl "befindet. Nun ist damit der glänzendste Beweis erbracht, daß hier eine Anspielung auf Dr. Stekel vorliegt, denn wann hat einer jemals mit seinen Ideen und blumigen Phantasien so schöne Tänze arrangiert wie Dr. Stekel? Das anerkennt mein Traum, indem er ihn den „Blumenstekel" nennt.

Der Hausierer am Eingang war mir anfangs ein Rätsel, sowie ich mir aber seine Schachtel recht eindringlich vergegenwärtigte, wie da zu oberst harmlose Gebrauchsgegenstände liegen, unten aber lauter Dinge, die irgendwie sexuell betont sind — war ich überzeugt, hier die einzig richtige Symbolisierung der Psychoanalyse gefunden zu haben. — Wieder werden Einzelheiten das intuitiv Erschaute besser stützen oder sogar ergänzen: Hosenträger sind gewöhnlich elastisch, so elastisch und dehnbar wie alle Begriffe und Definitionen der Psychoanalyse. Aber auch noch Folgendes: die Gebrauchsgegenstände (hier die Hosenträger) sind mit Gummi durchzogen; Gummi ist jedoch ein Begriff, der in der sexuellen Terminologie eine große Rolle spielt; somit führt der Traum den Satz der Psychoanalyse sozusagen im Bilde des Hosenträgers vor, daß alle Dinge irgendwie geschlechtlich betont sind. Hiezu kommt in unserem Zusammenhange noch etwas: Die Hausiererschachteln sind flach und wenig tief, was allerdings ein schlechtes Symbol der Stekelschen Analyse wäre. Da hilft uns nun der geniale Ausweg aller Traumdeuterei das Material im Interesse einer schönen Auslegung bipolar aufzufassen, d. h. das Gegenteil von dem im Traum Geschauten anzunehmen und so bin ich denn berechtigt, in der flachen und seichten Schachtel des Psychoanalytikers den tiefen Schacht zum Unterbewußten zu erblicken.

„Ich kaufe nichts und gehe an ihm vorbei", heißt es dann weiter im Traum. Das ist offenbar der Versuch, mich besser zu machen als ich bin, denn, wie mein Buchhändler bestätigen kann, besitze ich eine Legion Bücher über Psychoanalyse, doch im Unterbewußten scheine ich mich dessen geschämt zu haben. Daß ich Milch bestellte ist ein neuerlicher Zug von Verschleierung. Unter Milch ist offenbar die Milch der frommen Denkungsart zu verstehen, ich will mich also harmlos geben und meinen Affekt, den ich zum Schluß des Traumes ruhig eingestehe, vorläufig noch verbergen.

Der Begriff „Milch" hat sicherlich das nun folgende Hauptmoment des ganzen Traumes, die „üppige Iglauer Amme", assoziiert; wiewohl die Assoziation allein nicht im Stande wäre ein so kunstvolles Gebilde zuwege zu bringen, so hat sie doch instinktiv der Phantasie das brauchbarste Material zur Verfügung gestellt. Denn in dieser Amme laufen alle Ideen zusammen, sie ist ein Deckprodukt zweier Gestalten und zwar als „üppige Amme" die alma mater (Zwischenglieder sind: Milch, Mutter, üppig-almus) als „Iglauerin" ist sie die Poesie (Zwischenglieder sind: Mädchen vom Land, Schillers „Mädchen aus der Fremde"). Dieses Doppelgeschöpf nährt nun den Säugling, der durch den bärtigen Gelehrtenkopf hinlänglich als Dr. Stekel gekennzeichnet ist, überdies weist ja auch das kleine „Stöckchen", womit er die folgenden Zauberkunststücke vollführt, unzweideutig auf den Namen zurück.

Sobald die Tanzmusik ertönt, wird der Kleine unruhig und beginnt zu schreien, so erzählt der Traum. Die Deutung ist ganz einfach: Der Tanz der Ideen und Analysen, aber auch die Regungen der Sexualität, der Hexensabbath des Unterbewußten, der Blocksberg der Triebe läßt ihn am Doppelbusen von Wissenschaft und Phantasie erwachen. Die Amme ist zunächst etwas ungehalten, offenbar ist es ihre künstlerische Komponente, die dem Schützling das „Pß! Pß!" entgegenruft. Aber man würde irre gehen, wollte man darin den gewöhnlichen Beruhigungslaut aller Kinderwärterinnen vermuten, ich bin der Ueberzeugung, dieses „Pß! Pß!" ist das durch die Traumzensur verstümmelte Wort Psycholog. So daß die Absicht der Amme, respektive ihrer einen Komponente die war, den unternehmungslustigen Kleinen

daran zu mahnen, daß er doch in erster Linie Arzt und Psycholog und nicht etwa Phantast sei.

Dem Traummechanismus ist eine solche Verstümmelung des ihm verhaßten Wortes „Psychologe“ ohneweiters zuzutrauen, da er jede Gelegenheit benützt, um seine Feindseligkeit gegen den Forscher, der ihn schließlich doch zu fassen kriegt, in blinder Wut zu beweisen.

Und nun tritt das Stöckchen in Aktion und wirkt Wunder (wie ein Zauberstab!) Jedem werden die geistigen Eingeweide herausgenommen und für das Panoptikum der Psychologie präpariert. — Merkwürdiger Weise läßt es mein Traum durch eine hinterhältige Doppelsinnigkeit unaufgeklärt, woher die Tiere, Verbrecher und Wahnsinnigen kommen. Es heißt nämlich wörtlich: „Sowie das Stöckchen einen Menschen auch nur berührt hat springt sofort ein wildes Tier, ein Verbrecher, ein Wahnsinniger u. dergl. *aus ihm* heraus“. Doch wird nur ein blutiger Laie annehmen können, diese Gestalten seien aus dem Stöckchen gekommen, darin besteht ja das Verdienst unserer Forschung, auf diesem Gebiete unzweideutige Klarheit geschaffen zu haben.

Mit „verschmitztem Lächeln“ (wahrscheinlich ein aggressiver Zug des Träumenden) steht der Hausierer auch am Ausgang meines Traumes. Und ich ärgere mich „über diesen Hokuspokus“ sagt der Text. Aber eine tiefer schürfende Analyse wird bald entdecken, daß Neid und Mißgunst mich beschleichen, mich lassen die Siegeszeichen Dr. Stekels nicht schlafen, heißt es doch so ganz charakteristisch in der Traumerzählung „und ich erwache“.

Somit wäre der Versuch einer vorläufigen Deutung gegeben. Ich habe mich hiebei nie gescheut, bis ins Extrem zu gehen und sogar den Vorwurf der Heuchelei, des Neides und der Doppelzüngigkeit freiwillig auf mich genommen, weil ich eben die Exaktheit meiner Arbeit durch solche persönliche Rücksichten nicht schmälern wollte. Hoffentlich wird diese Traumdeutung — gleichsam als Befähigungsnachweis — seine verdiente Anerkennung finden und mir zur bescheidenen Mitarbeiterschaft bei der psychoanalytischen Scholastik Dr. Stekels verhelfen.

Ulrik Brendel

III. Literarischer Abend des „Brenner“

Donnerstag, 16. Jänner 1913

halb 8 Uhr abends im kleinen Stadtsaal

VORLESUNG

Karl Kraus

I

JEAN PAUL: „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei“

NESTROY: Szenen aus „Die beiden Nachtwandler oder: Das Notwendige und das Ueberflüssige“, Posse mit Gesang in zwei Aufzügen

II

FRANK WEDEKIND: „Das Lied vom armen Kind“

KARL KRAUS: Satiren und Glossen

KASSA-ERÖFFNUNG ½7 UHR

Sitzplätze zu K 3.50, 3.—, 2.—, 1.50. - Stehplätze K 1.—
Studentenkarte 60 Heller

Vorverkauf ab Donnerstag, den 9. Jänner, in der
Wagner'schen k. k. Universitäts-Buchhandlung

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT. Aufsätze. — Verlag L. Rosner, Wien. — K 7.20

SPRÜCHE UND WIDERSPRÜCHE. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 4.20

DIE CHINESISCHE MAUER. Essays. — Verlag Albert Langen, München. — K. 7.20

HEINE UND DIE FOLGEN. — Verlag Albert Langen, München. — 96 h

PRO DOMO ET MUNDO. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 3.—

NESTROY UND DIE NACHWELT. — Verlag Jahoda & Siegel, Wien. — 80 h

WERKE VON RICHARD HULDSCHINER

Soeben ist erschienen:

Der Tod der Götter

Ein Buch der Mysterien

Umschlag und Einband von Alphons Woelfle
Geheftet 4 Mark 50 Pf., gebunden 6 Mark

Nach einigen schönen Roman- und Novellenbüchern hat Richard Huldschiner sich jetzt zu einem größeren Werk gesammelt, als das er uns dieses inhaltreiche und gedankenschwere Buch nun bietet — eine ergre fende Genesis, ein Herz und Geist zwingendes Buch der Weltwandlung. Die antike Welt stürzt, eine neue Zeit steigt herauf; aber diese neue Zeit ist mit allen ihren Mythen und Vorstellungen in den alten Gedankenkreisen unsichtbar verankert; Isis wird Mutter Gottes, Mithras wird Christus. Nur einer ergibt sich nicht, der Römer Lucius Cornelius Rufus, der Held dieses seltsamen Buches, das, halb Drama, halb Roman, in schnellen Szenen den letzten vergeblichen Kampf des aufrechten Heidentums, oder vielmehr eines tapferen Deismus gegen demütig ergebenes Nazarenertum, und die ganze bunte Welt untergehender Mysterien im Hexenkessel der beginnenden Völkerwanderung darstellt. Was aber gibt dem Rufus die Kraft zu seinem einsamen Widerstand? — Die Liebe der Susa, einer anmutigen Personifikation des Berglands von Süd-Tirol, eines Weibes, das — aus Erdkraft, Sonnenschein und Blumenduft gewoben, etwas von den Saligen Fräulein der Tiroler Sage zu haben scheint, wie denn überhaupt dieses Buch aus dem ganzen Umkreis der verschollenen Dinge die Steine zu seinem leuchtenden Mosaik genommen hat. Ist es Philosophie? Ist es der gewagte Roman eines Romantikers? Wir glauben, es ist beides, und gerade in dieser seiner wechselnden Gestaltung, die bald Wolke ist, bald festgefügter Felsen, wird der Leser nicht nur edelste Ergötzung, sondern auch starken Anreiz zur weiteren Beschäftigung mit den Problemen des Werkes finden.

Früher erschienen:

Die Nachtmahr / Roman

Geheftet 3 Mark 50 Pf., gebunden 5 Mark,
in Halbfranz 6 Mark 50 Pf.

Neue Freie Presse, Wien: Huldschiner ist kein Verschwender, kein Lyriker, keine leichte Hand spielt mit Menschenschicksalen Fußball. Schwer und ernst ist sein Tun, schwer und ernst sind seine Menschen, die aus dem Chaos widerstreitender Elemente ins Leben wachsen und nun sich daran wundstoßen. . . . „Die Nachtmahr" ist kein Buch der Freude, kein Spiel und kein Tand, sie ist ernst und stolz. Und solche Menschen sollen danach greifen.

Narren der Liebe / Novellen

Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.

Pester Lloyd: Huldschiners Novellen sind köstliche Meisterstücke, lebendig gestaltet, noch glüht die Form, und ihre Tragik ist die Tragik reiner fanatischer, ungebrochener Seelen. Und bei aller Kraft steigt darin Resignation auf, das Ende aller Menschen, denen der Mut zur Brutalität fehlt.

Neues Wiener Journal: . . . Ungemein reizvoll ist der delikate, jener Zeit des Gefühlsüberschwanges angepaßte Ton der Novelle, die zarte Grazie der weiblichen Gestalten.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt vom Verlag
Albert Langen in München-M

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand . . .

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Draufloségängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

III. Jahr Heft 8

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Franz Baumgartner: Vom Wort und den Symbolen / Theodor Däubler: Goldene Sonette / Hermann Wagner: Liebesspiel / Hugo Neugebauer: Schwellenlieder / H. Marno: Betrachtungen über Strindberg / Georg Trakl: An meine Schwester / Isidor Quartner: Abend / Carl Dallago: Die Verlorenheit der Größe / Carl Dallago: Sonnenuntergang am Gardasee / Hans Janowitz: Ein tschechisches Novellenbuch / Karikaturenfolge 56: Max von Esterle: Ein Friedensdenkmal für die Valsugana.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. Jänner 1913 Heft 8

Vom Wort und den Symbolen / von Franz Baumgartner

Einer der getreuesten, gewaltigsten und reichsten Helfer mühsamer Menschenentwicklung war seit jeher: das Wort. Aber es mehrte sich die Zahl der, die ihm, zu unserem Schaden, eine Führerschaft aufdrängen wollen in Dingen, die es nicht beherrscht. Die es zwingen wollen, sich verhimmeln zu lassen, was es doch nicht will. Die ihm Allmächtigkeit vorschmeicheln, während es innerlich weiß, daß ihm bei all seiner Vielgewalt und Kostbarkeit doch Grenzen gezogen sind.

Ich will ihm helfen, diese seine Grenzen in Erinnerung zu bringen. Denn helfen will es uns und nicht sich brüsten. Und Hilfe tut uns not, nicht Götzendienst.

Das Wort ist nicht allmächtig!

Kennen wir nicht genugsam die Not des Genies? Des Sehers, des Künstlers, des Philosophen, des Wissenschafters, des Technikers; die Verzweiflung der Zu-früh-Geborenen? Der Verlachten und Vergessenen und Gekreuzigten? Warum? Manche unter ihnen, Seher, Dichter, Philosophen, waren doch Wortgewaltige! Und doch!

Warum haben die Lahmen für den Gesunden nur Spott? Kann man dem Blindgeborenen das Leuchten der Farben sagen, dem Taubgeborenen die Süßigkeiten der Töne? Dem Kaltsinnigen das blühende Fleisch aller Sinnlichkeit?

— Jede Predigt vom Wert der Geſundheit verblaßt vor dem Elend wirklich durchlebter Krankheiten. „Fauſt“ in der Hand eines Kindes iſt ein Stoß Papier.

Ueberall: Das Wort iſt da; doch das Verſtändnis nicht. Das birgt ſich eben nicht in der Sprache. — Wir ſehen, wo es ſich birgt: Dem Seefahrervolk der Griechen war die Odyſſee mit ihren Schiffbrüchen und Stürmen und Gefahren und Abenteuern voll Lebendigkeit. Den Sklaven und Mühſeligen und Zertretenen war die Religion des gekreuzigten Zimmermannsſohnes Botſchaft des Heils. — Nicht die Worte der Apoſtel verbreiteten das Chriſtentum; das Elend, die Verzweiflung der Leute an ſich ſelber, das Erſticken der „Armen im Geiſte“ taten es.

Das Wort iſt es nicht; Alles aber iſt: Mitgemachthaben.

Ich denke an das Leſen eines Buchs, an das Anhören eines Vortrags oder einer Bühnenvorſtellung. Manches „packt“, anderes „läßt kalt“. Wie kann das jedesmal Gleiche, wie können Worte ſo verſchieden wirken? — Das packt, was man am eigenen Leibe ſpürte.

Mit der Sprache iſt's wie mit den Tönen der Stimmgabeln. Die gleichtonigen ſchwingen miteinander mit, wenn ihrer eine zu tönen beginnt. Die andern bleiben ſtumm. So ſchwingen, wenn von etwas die Rede iſt, in einer Anzahl der Hörer gleiche und ähnliche Erlebniſſe mit; die Leute verſtehen. In den anderen bleibt es ſtumm. Die wiſſen mit dem Vernommenen nichts anzufangen.

Das Wort iſt nur das, was wir auf Suche ſchicken nach Gleichgeſtimmten. Das Gleichgeſtimmt-ſein aber, das Michverſtehen, iſt nicht mein Werk, nicht meines Wortes Werk. Es iſt Ergebnis und Ausdruck gleichen Erlebt-habens.

Man wird mir einwenden: Ich kann doch Gleichgeſtimmtheit, Verſtändnis erzwingen; ich kann doch überreden, hinreißen, begeiſtern. — Gewiß! Doch iſt die Sache umge-

kehrt zu nehmen! Nur die kann ich hinreißen, die mich verſtehen, in denen ich gleichgeſtimmte Saiten anſchlage. Nicht das Wort reißt hin und nicht der Mann: Nur das läßt mich hingeriſſen werden, daß der mir meine eigenen Gedanken ſagt, daß der mir das, was mir tief im Herzen ſaß, zur Klarheit emporzurücken wußte. Daß der von mir den Druck meiner Denk- und Herzensbekümmernis zu nehmen vermochte. — An mir zieht der dort mich zu ſich hinüber. Er bleibt mir immer fremd. Nicht: er begeiſtert mich; ſondern: ich begeiſtere mich für ihn; für das Gleiche in uns. —

Erzwingen kann ich Gleichgeſtimmtheit, Verſtändnis nicht; ich kann nur ſein Vorhandenſein feſtſtellen. — Das iſt die Not aller jener trotz ihrer Wortgewalt zu früh Geborenen.

Nie iſt das Wort Bringer des Verſtändniſſes. — Das Wort ſiebt nur die Gleichverſtehenden aus einer Maſſe aus. Es ſchließt nur dieſe Gleichverſtehenden zuſammen. Es bringt nur Ordnung bezüglich dieſes Verſtehens in die Menge; denn es ſcheidet Verſtehende von Nichtverſtehenden.

Nur die Schon-Wiſſenden verſtehen ein herankommendes Wort. —

Ich habe etwas geleſen oder gehört und will es „verſtehn", es in mir griff- und tatbereit machen. Es muß erſt Geiſt von meinem Geiſte werden.

Das Herangekommene ſind Worte. Ich zerteile ſie und zerlege ſie. Ich grüble. Ich ſuche. Tief in mir. Es quält und wühlt. Ich fingere an ihnen nach dem meinem Erleben Gleichen, Aehnlichen, Analogen. Zerrende Unruhe. Endlich Erlöſung. So war's. Das habe ich ſchon durchgemacht, ich ſchon einmal gedacht. Jetzt wird mir klar, was der da meinte. Ich „verſtehe". — So iſt's ja jedem ergangen: Nach einem Buch, nach einem Vortrag; wenn einem „ein Wort auf der Zunge liegt", bei eigenem Gedankenſuchen.

Ein raſches Beiſpiel: Ich, ein Oeſterreicher, ſah unlängſt

in Berlin Militär, Mannſchaft, verſchiedentlich beim Exerzieren, beim Marſchieren durch die Stadt, beim Poſtenſtehn, beim Bummeln in den Straßen. Der Eindruck: Strammheit; mehr: Maſchinenmäßigkeit. — Irgend etwas ließ mir keine Ruhe. Ich ſuchte. Dieſe Soldaten ſind doch Deutſche! Ich auch. Maſchine ſein müſſen! Ich ſpürte, wie ſich's wehrte in mir. Irgendwo in mir ſagte es, nur verſchwommen hörbar: Das! Wir! Wir Deutſche? Wir, Volk des Individualismus? Wir gerade haben dieſen maſchinenmachenden Drill erfunden für das Soldatenweſen!? Seltſam. Es verließ mich nicht. Seltſam. Ich ging weiter durch die brauſenden Dinge der Stadt. Auf einmal tauchte es auf. Ich hatte die Verbindung: Wir müſſen. Gerade weil wir ſolche Individualiſten ſind, darf gar kein Reſt von Selbſtherrlichkeit ſtehn bleiben in einer Organiſation, die Hunderttauſende, ſelbſt in ihrem Sterben, zuſammenfaſſen ſoll zu einem Werkzeug in der Hand eines Einzigen.

Solches Suchen nennen wir: Denken.

Geſchieht dieſes Suchen mit Worten? — Nein! Tiefer! Worteleer. Worte helfen nichts. Es wird ja auch nicht um Worte gefragt; um eine Weſenheit gehts. Alſo um etwas, wozu das Wort nur eine umſtändliche und dürftige Aufſchrift gibt. Um etwas, das hinter den Worten ſteht. — Worte hätten nicht als Antwort ſich anbieten können. Sie ſind zu arm, zu langſam. Sie müſſen jedes immer erſt einen klein-rechthaberiſchen Prozeß führen zum Erweiſen ihres Amrechten-Platze-ſtehens.

Nur das Hinabſteigen in die unkündbare, unſehbare, alleine, alles-allgegenwärtig-haltende Unmittelbarkeit des eigenen Ich, der eigenen Tiefe, des Selbſterlebten kann Antwort bringen. Man ſieht und fühlt es doch an ſich ſelber, wie das Wort heraufkommt aus etwas tiefer Liegendem, aus dem Das-Weſen-erfaßt-halten. —

Hat nicht jeder ſchon einmal in ſich nach dem Namen eines

Bekannten vergeblich gesucht, während ihm sein Aussehen, seine Beschäftigung, seine Wohnung, der Tonfall seiner Stimme, seine Gesten ganz geläufig, gerade zum Aussprechen gegenwärtig waren. Weiß man nicht, wie bei handwerklichen Arbeiten, sagen wir beim Zusammensetzen eines zerlegten Fahrrads, das viel Aufmerksamkeit erfordert, Augen und Hand und Muskeln denken. Wie man ärgerlich wird über die Unbeholfenheiten eines ungeschickten Helfers, weil sie einen zum Wortsuchen zwingen, wo die Hand schon lange fertig geworden wäre. Wie man erst stotternd nach Worten klauben muß, wenn man aus tiefem Denken aufgestört wird. Wie man nicht augenblicklich von einem Thema zu einem anderen übergehen kann, weil erst dieses wortlose Unnennbare umgestimmt werden muß. Wissen wir nicht von dem „Gefühl" mechanischer Arbeiter für die Fehlerlosigkeit ihrer Werkstücke! Und sie können nicht sagen, wie sie's anstellen, die mangelhaften Stücke zu entdecken. Ist nicht unser tiefstes Erleben, unser tiefstes Versunkensein wortlos: Ich hab dich unsagbar lieb! Könnten wir denn sinngemäße Uebersetzungen liefern, wenn unser Denken an den Worten selbst ängstlich haftete, wenn es nicht, zwischen dem verlassenen und dem zu suchenden Wort im Unaussprechbaren hin und wieder schwebend, den rechten Ausdruck zu finden vermöchte?!

Unser Denken klebt nicht an den Worten. Wir denken mit Auge und Hand und Muskel. Wir denken mehr und tiefer, als Logik und „Verstand" uns zubilligen möchten. — Worte sind bloß dünner Dunst, der aufsteigt aus dem schweren Meere: Denken.

Nur das tausendfache Beisammenfinden von Gedanken und Worten, die sprachliche Unausdrückbarkeit dessen, was hinter den Worten liegt, dessen, worin unsere Gedanken sich bewegen, die billige Schwatzhaftigkeit der Vielen, denen sich Worte in beliebiger Zahl einstellen für jeden fehlen-

den Begriff, die Flachheit der meisten Gedanken, welche diese Versuche, sie in Worte zu übersetzen, anscheinend restlos gelingen läßt, all das verführt oberflächliche Betrachtung dazu, die Augen zuzubehalten und zu sagen: „Gedanke und Wort sind Eines.“ —

Worte sind die Steinchen eines blassen Mosaiks. Jedes ist vom andern getrennt. Keine Uebergänge. An jedem klebt sondernd eine Spur der Mühe des Hersetzens. Nur eines haben sie voraus: man kann sie fassen, sie festhalten. — Wesenserinnerungen aber sind kontinuierlich, lebendig, beweglich, mühelos. Sie tragen alle ihre Mannigfaltigkeiten bei *sich*; eine Heerschau der Ganzheiten. Nur: sie sind dunkel, unsehbar, unfaßbar. Sie selbst kommen nie herauf. Sie sind wie eine zögernde Sonne, die ihre Strahlen nur immer zu ewigem Morgenrot auf den Himmel wirft.

Mir fällt besonders auf: die Worte sind so schwer verschiebbar. Man kann nicht genug rasch die richtigen auf den richtigen Platz bekommen. Sie brauchen zu viel Gesellschaft. Sie haken sich zu stark ineinander ein. Eins allein kann nicht stehn; es fiele um. Wenn man eines loshaken will, muß man zu viele Nachbarn zur Seite drängen, die das Bedrohte zu Hilfe ruft.

Es wird klar.

Ich sehe jetzt das Wesen der Worte. Worte sind: herausgegriffenes Detail. Darum sind sie so unselbständig, so stützebedürftig. Wesenswissen dagegen ist: detailübersätes Ganzes. Genauer: Worte sind nur Abbreviaturen, nur Schlagwörter. Sie belegen bloß einen markanten *Zipfel* eines Erlebnisses, einer wiederaufgetauchten Erinnerung, eines Denkresultats mit einem Namen. Sie sind nur *Merkzeichen* für solch ein großes vielzusammengesetztes *Ganzes*. Man nimmt sich vor oder man bekommt die Mahnung:

falls du dieſen Namen wieder hören ſollteſt, bemüh dich, an ihm das Ganze wieder herbeizuziehen!

Was knüpft ſich doch alles an das Wort „Elternhaus“! Daß es ein Haus iſt und dort die Eltern wohnen, iſt das Wenigſte. Eigene Jugend, allerhand Abenteuer, das Aufwachen von allen möglichen Begriffen, Krankheiten, liebevolles Beſorgtſein, Heiterkeiten, Spiel, Ernſt, Reue, Scham, Verzeihung, guter Rat, Gerüche, beſtimmte Klavierſtücke, Blumen, Bilder, Weihnachtsbaum; all das zuſammen heißt mit dem hervorſtechendſten Merkmal: Elternhaus. Alles jenes andere iſt mitgemeint, der Kürze halber aber nicht mitgeſagt. Man verläßt ſich darauf, daß es miterſcheint, wenn man hört: Elternhaus. So, wie man eilig ein Schlagwort notiert, um ſich ſpäter dann ſeiner ganzen Umgebung zu erinnern.

Das Wort ſpielt immer die Rolle des Lockvogels. Dem ſtrömt alles Federvolk der Nachbarſchaft zu. So ſtrömt dem Wort alle die Vielfalt des großen Ganzen zu, deſſen Name es iſt. Worte ſind Namen.

Könnten wir denn ſonſt in Bildern ſprechen, Worte in übertragenem Sinn gebrauchen? Wie käme ich dazu, zu einer Koſtbarkeit „Augapfel“ zu ſagen, wenn ich nicht erfüllt wäre von der ganzen vielgeſtaltigen Mannigfaltigkeit deſſen, was ich nach einer ſeiner Einzelheiten mit „Augapfel“ bezeichne. Ich weiß, daß mein Auge das Vielfältigſte für mich leiſtet; daß es empfindlich iſt und behütet werden muß; daß es nicht wiederwächſt; daß es den größten Schaden für mich bedeutete, es zu verlieren. Das alles zuſammen trägt die Wortmarke: Augapfel. So kann ich, wenn ſich in irgendeiner anderen Verbindung eines der Glieder dieſer Reihe zeigt, auch dieſes Glied mit Augapfel benennen. — Wie könnten zwei miteinander ſpielende Kinder ſagen „wir ſpielen Pferdchen“, wenn das Wort „Pferd“ nicht ein Name für mehr als für das Tier Pferd wäre,

nämlich auch für: Vorgespannt-sein, Last-ziehen, Einem-Kutscher-gehorchen-müssen. — Wir sprechen von Lebensziel, Sturmwidder, steinernem Herzen, vom Rosengarten der Liebe. —

Unmittelbare Bestätigung findet diese strenge Scheidung zwischen Denken und Wort durch die Erscheinung der „Wortblindheit", einer Geisteskrankheit. Einerseits versteht solch Wortblinder den Sinn des Gesprochenen nicht, anderseits kann er zwar denken, aber es nicht sinngerecht sagen. —

Ich komme von innen her, von mir selbst aus, zu diesen Ergebnissen. Scharfsinnige Beobachter sind aber gerade dabei, auch von außen her daran heranzukommen. Denn sie sind am Wege, zu zeigen, daß auch die Tiere denken, ohne daß sie eine Sprache besäßen. (Herrn K. Krall's-Elberfeld Buch: Denkende Tiere. Der kluge Hans und meine Pferde Muhamed und Zarif.) —

Nie liegt's am Wort. Immer an mir. — Das Wort für sich ist arm, ein bettelnder Landstreicher. Aber er wohnt jetzt in meinem Haus. Aus dessen Fenstern und Türspalten schimmert Leuchten und Glanz in die Nacht. — Und das halten die Vorübergehenden für den Reichtum des Wortes ....

Wort birgt kein Verstehen. Wort ist nicht Denken.

* * *

Das Wort ist ein Name. Ein Rufname.

Rufname! — Wie oft geschieht uns das, dies Gerufenwerden und dies Rufen: zu einer Melodie fällt uns der Text von selber ein. Der Duft reifenden Korns ruft nach Sonne und Wald und Berg und Freiheit: Ferienzeit. Der Anblick einer Baumgruppe auf freiem Feld läßt Kindheitserinnerungen aufwachen. Es gibt so viele solche Rufer.

Und wir wissen das. Wir haben begriffen: Unser

Gedächtnis antwortet auf einen gezeigten Teil mit der Hervorbringung des Ganzen. — Während einer Besprechung machen wir einen Sacktuchknoten, sodaß er zum Teil des Besprochenen wird. Er ruft dann die Erinnerung des Ganzen nach sich. Wir gehen denselben Weg wieder, auf dem uns das nun Vergessene einfiel. Wir streichen Absätze des Gelesenen an. In Mutters Gebetbuch liegen vergilbte Rosenblätter. Wir machen Notizen, wir werfen Skizzen hin. Der Tourist photographiert; für die Leere seines Büros.

Steigt es nicht auf?! Gewaltig, in breiter, langer Reihe! Wacherhalten! — Der Naturforscher und Mathematiker hält sein Beobachtet-haben sich wach durch Formeln. Der Geograph seine Erkundungen durch Karten. Der Erfinder seine Ideen durch Pläne und Modelle. Der Künstler seinne Stimmungen, sein Ergriffensein, sein Verzweifeln, sein Zärtlichsein, seine Erhabenheiten durch Gedichte, Dramen, Bilder, Statuen, Symphonien. Der Mystiker sein Erschauern durch kabbalistische Zeichen. Das Volk die Erinnerung seines Erlebens: seiner Helden und Erhebungen, durch Denkmäler und Preislieder. — Ins Wache rufen! Wach bleiben lassen!

Dazu all dies: Diese Formeln, diese Modelle, diese Kunstwerke, diese Zeichen! Sie sind wie der Taschentuchknoten, sie sind wie das Wort: Rufnamen.

O Weite und Tiefe! —

Alles um uns vergeht. Unsere Väter sind gestorben in Schmerzen und ihr Leben blieb unerfüllt und arm und glücklos. Die Taten, die sie hätten tun wollen und deren Schaffensfeuer in ihnen brannte, blieben ungetan. Alle Sonnentage vergehn. Alle Erschütterungen, alle Freuden, alle Schmerzen, alles Erschauen, alles Durchdrungensein, alles Wissen, alles Erleben verrinnt und zergeht. — All dies Verlieren ist Schmerz und Tod und völlige Vernichtung.

Das ist das Eine, das ewig an uns nagt.

Zum andern aber spüren wir unsere freudige Unrast, das Augenblitzen des Noch-nicht-Getanen. Dessen Erschauen und Tun ist Fröhlichkeit, Sinn, Zuversicht, Stärke und Trost. Ist tiefstes, heiligstes Leben. Ist der Menschen Innerstes, ihre Begnadigung, das, woran keiner rühren läßt. Heiligtümer des Lebens sind sie uns: Schaffen, Erkennen, Betätigt-sein, Erleben. Sie sind alle dies Eine, dieses Zumleben-Berechtigende: Erschauen und Tun des Noch-nicht-Getanen.

So heilig ist es uns aber, und Freude und Zuversicht, weil wir es dunkeltief spüren: wir, die wir jetzt leben, wir sind die Erlöser der toten Dinge von ihrem Schweigenmüssen und Einander-fernbleiben-müssen, von der Sinnlosigkeit ihres Kommes und Vergehens. Wir sind das Halt der völligen Vernichtung. Durch uns ist die urewig quälende Sehnsucht gestillt: Die tote Welt und alles Vergehn geht ein in alles Lebendig-sein. — Darum alle die nie genug ergierende Unersättlichkeit eines jeden Ich. Darum alle die Freude des Wissensbesitzes. Darum all unsere Beglücktheit, all unsere Verzückungen, unser Zufriedensein mit uns selber im Schaffen und Erkennen und Tun und Erleben.

Die Dinge drängen nach uns und wir nach den Dingen. Sie selber müssen ewig außer uns bleiben. In uns hinein können nur ihre Eindrücke, die Empfindungen von ihnen, die Erinnerungen, das, was nach dem Erlebthaben uns erfüllt und uns durchtränkt. — Für die zahllose Fülle der Dinge aber, für die gährende Mannigfaltigkeit, die jedes Ding in uns aufruft, wären wir zu eng. Doch in dieses wirbelnde Chaos bringen wir Stillestehn, Ordnung, Möglichkeit in engem Raume dem ganzen sperrigen Schwall Platz zu geben, durch jene Rufnamen. Durch alle jene Zeichen des Erinnerns und Gedenkens und Zur-Hand-haben-könnens;

Rosenblätter, Notizen, Photographieen, Formeln, Modelle, Karten, Kunstwerke, kabbalistische Zeichen, Denkmäler, Heldenlieder.

Ich will sie alle „Symbole" benennen.

Für uns sind die Symbole Zeichen des Besitzes, des Beherrschens, des Verstehens, des müheloſen Schaltens, des Immer-wieder-haben-könnens der Dinge. Sie sind uns wie das Hissen der eigenen Fahne im besetzten Land. Für die Dinge sind sie Gewißheit des Aufgenommenseins ins Leben, Gewißheit, daß sie vom Fluch des Sterbens und nutzlos Dageweſenseins und Vergessenwerdens erlöst sind. — Ihre Bedrücktheit umnd ihre Sehnsucht ist ja: Das Leben nur ist und dauert; das Nichtlebendige aber stirbt schon im Erscheinen.

Symbole sind Namen, sind Werkzeuge des Bewältigenkönnens, der Oekonomie. Das Symbol ermöglicht mir Haushalten-können mit Kraft, mit Aufmerksamkeit, mit Beweglichkeit, mit Müheverbrauch. Ich kann dank seiner Hilfe immer noch aufnehmen in mich, mein Besitzergreifen hat kein Ende; ich kann rasten und schweifen und wiederbeginnen in der weiten Welt meines innerlichen Tuns. Es ist die Scheuer des Schon-Getanen. Es ist das Register des Noch-zu-Tuenden. Die Symbole sind die Blätter in meinem Buch des Lebens, in dem alles verzeichnet steht.

Das Symbol vermittelt zwischen mir und den Dingen. An den Symbolen kann ich der Dinge immer wieder habhaft werden. Durch das Symbol kann ich ja dessen, was mir das Ding von sich geben kann, dieser Erfülltheit von ihm, dieses Durchdrungenseins von ihm, dieses seines In-mir-Tragens, immer wieder habhaft werden. Kann wieder spüren, was mir die Hand von ihm zu sagen hatte beim Ausstrecken und Entlangstreichen und Tasten; was mir die Augen von ihm zu sagen hatten beim Form- und Farbentrinken; was mir die Ohren von ihm zu sagen hatten beim Tönehören; was

mir die Naſe von ihm zu ſagen hatte beim Düftewittern. Was mein Erinnern, meine Sehnſucht, meine Angſt, mein ganzes Sein von ihm zu ſagen hatte.

Dank der Vielgeſtalt, die hinter jedem Symbol, hinter jedem ſolchen kürzenden Namen ſteckt, muß alles, was einmal Eingang in mich fand, oft und immer wieder in mir auftauchen. Wenn ich höre „grün", wachen Wieſen und Blumen und Seen, Lausbübereien und halbvergeſſene Tapeten und Zimmer, Berggenoſſen und einſame Förſterhäuſer auf in mir. Was taucht alles auf, wenn ich in meinen Notizen blättere, wenn ich ein Buch leſe oder im Konzert ſitze! — So kommen Verknüpfungen, alte Gedankengänge, neue Erregungen. So gibt's kein Vergeſſen und kein Sterben, nur ein ewiges Sich-neu-Gebären, Leben.

Wacherhalten!

Das tut ihr, ihr Symbole! Ihr ſeid die Mittler zwiſchen meinem lebendigen Innern und allem Toten außer mir. Ihr zieht die Welt in mich und mich in die Welt. Ihr ſeid die goldenen Eimer, die zwiſchen dem Leben und allem Nichtlebendigen hin und hergehen. Ihr laſſet alles, was deſſen wert iſt, teilhaftig werden am Sein. In mir, der ich heute lebe.

Ich dürſte darnach, alles wach zu halten in mir, was einmal ſchon in mir war. Ich dürſte nach Erleben, nach Lebendig-ſein-laſſen aller Dinge in mir. — Aber das Drängen der Dinge nach mir iſt ſtürmiſch wie das Volk, das aufgewacht iſt und in den Gaſſen ſeinem Befreier entgegenwütet. Das ſind die Vaterfreuden, das die Erſchütterung der Denker und Erfinder, die Verzückungen der Beſeſſenen und Gotterfüllten: Die Erlöſungskrämpfe alles des Sehnſuchtgeſchüttelten überfallen mich, wenn ich die Geburt eines geſuchten, eines befreienden, eines neuen Gedankens in mir erlebe. Denn mein Gedanke iſt für alles Bedachte

endliche Erlöſung zum Leben. — Das iſt der innere Schauder und das Leben, wenn ich einzudringen vermochte zu dem Bild zu Sais und nun vor ihm ſtehe, einen Zipfel ſeines Schleiers in der Hand.

Es quillt auf in mir. Es erfüllt mich. Es iſt wie das Steigen der Flut, die auf die Ebbe vergißt. Aber ich, ich bin nicht das unbegrenzte Meer, das nicht weiß, ob es hoch oder tief ſteht; das keinen Rand hat, der das Ueberlaufen fürchtet; das keinen Damm hat, der vor dem Brechen ſteht. Meine Innerlichkeit iſt hochgefüllt, meine Dämme zittern. Und es iſt erſt Anfang der Flut.

Erſt das Eck des Schleiers berühre ich mit der Hand. Erſt der erſte Schritt iſt getan auf weitem Weg. Erſt die Bahn des Schaffens iſt erreicht. Erſt das Kommen der Erkenntnis beſchleicht mich. Erſt der Plan der Tat iſt gefaßt. Erſt die Hemmniſſe des Erlebens ſind gefallen. Und ich, ich bin ſchon ausgefüllt mit *dem*, ich habe nicht Platz mehr in mir für die Vollendung.

Da ſind die Symbole Retter. Wie Schleußentore tun ſie ſich auf und laſſen die Ueberfülle in ſich einſtürzen und geben mir Gleichmaß und Frieden zum Vollenden: zum Schaffen ſelbſt, zum Erkennen ſelbſt, zum Tun ſelbſt, zum Erleben ſelbſt.

Nicht bloß kühle Vermittler zwiſchen mir und den Dingen ſind ſie. Sie *retten* mich vor mir ſelber, vor dem Zerſprengtwerden von innen heraus. Sie retten die Dinge davor, nach qualvoll-langer Irrfahrt noch im Innerſten des Tempels zurückgewieſen zu werden.

Wie eine Hundekoppel hinter dem Zaun ſich dort zuſammendrängt, wo ſie mich draußen wittern, ſo drängen ſich die Dinge nach mir hin, wenn ſie es ſpüren, daß ich einer bin, der daran iſt, die trennende Wand zwiſchen ihrer Verlaſſenheit und dem Leben anzubohren. Durch den kleinſten Ritz ſtürzt ihr ungeheurer Schwall in mich und erdrückt

mich, ihren Erlöſer. Die Symbole aber ſind wie die Stauweiher, die die Ueberfülle der Flut von mir fernhalten, damit der Strom ruhig in mich fließe und mich nicht zerſtöre.

Jedes Aufdrängen einer Erkenntnis, jedes Aufquellen eines Erſchauens, jedes Wollen einer Tat, jedes unſtete Treiben nach Erleben meiſtere ich zur Erträglichkeit durch das Formulieren des Erkannt-werden-wollenden, durch das Tun des Tat-bedürftigen, durch das Durchleben des Erlebt-werden-wollenden. Die formulierte Erkenntnis aber, das geſchaffene Werk, die getane Tat, das erlebte Erlebnis iſt: Symbol. Verſtattet dem nach Teilhaberſchaft an meinem inneren Leben Drängenden, in mir zu leben, ohne mich zu erdrücken; gibt ihm immerwiederkehrendes Wachſein, ohne daß es mich zerſprengt.

Die Symbole ſind Helfer des Lebens: des Am-Lebenbleibens meiner ſelbſt und des Bei-mir-leben-könnens der Dinge. Sie wehren die Erregtheiten des Tun-wollens, des Vor-der-Tat-ſtehens, des Den-Weg-ſehens von mir ab. Sie verhelfen mir durch dieſe Abwehr zum Erleben ſelber und damit den Dingen zu ihrer Erlöſung, zum Eingehen in mein Lebendig-ſein.

Die Symbole geben mir Diſtanz von mir ſelber. Sie ſind gleichzeitig in mir und außer mir. Sie ſind meine Tuns-Ergebniſſe. In mir ſtehen noch die Spuren dieſes Tuns. Außer mir ſtehen die Taten, das Verſtandene, die Erlebens-Veranlaſſungen. Und beides erſt vereinigt; Erlebens-Spur in mir und Erlebtes außer mir bildet: das Symbol. — Die Symbole haben ein Doppelgeſicht. Eines ſucht nach mir, das andere nach den Dingen. Nur das mir Zugekehrte ſehe ich, nur deſſen Züge verſtehe ich.

Dem ſeeverwachſenen Mileſier Thales wurde das „Waſſer“ Symbol der Welt. Das Waſſer, an dem er groß geworden war, das ihn hundertmal umſchmeichelt und um-

zürnt und getragen hatte, das Leben und Reichtum seiner Vaterstadt ausmachte, in das alle Fäden seines Aufwachsens und Gedankens und Hoffens ausliefen. Darum fand er an allen Dingen das Wasser beteiligt, in allem Geschehen das Wasser wirksam. Den Pythagoräern war die „Zahl" Symbol der Dinge geworden. Denn sie hatten soeben als Erste die Entzückungen und Weiten des neuen Gedankens „Zahlenmäßigkeit in den Erscheinungen" in sich durchlebt; hatten sie deshalb auch überall vorgefunden. Dem Dichter wird das „Wort" Symbol der Welt. Was heißt „Mutter" alles für den Verlassenen, was ein Kinderlied für den in innen-tiefer Not?! Was alles heißt „Schmerz", was alles „Tod"?!

Das ist's. Sich selber haben die alle gesehen. Sich selber machten sie sich zum Symbol. Denn uns kennen wir. Uns sind wir restlos vertraut. Uns sind wir immer gegenwärtig. — Wir fühlen uns gedrängt zu sagen „Kraft", wenn uns an etwas auffällt, daß es sich ausnimmt wie das Herangezogen-werden von meiner Hand; mehr, zu anderem sagen wir „Kraft", damit es sich ausnehme wie solches Herangezogen-werden. Wir fühlen uns gedrängt zu sagen „Entwicklung", wenn uns an etwas auffällt, daß es sich anläßt wie das Heranreifen meiner selbst zur Erwachsenheit; mehr, zu anderem sagen wir „Entwicklung", damit es sich so anlasse. Wir fühlen uns gedrängt zu sagen „Funktion", wenn uns an etwas auffällt, daß es so aussieht, wie wenn ich aus irgend einem Rohstoff ein Werk geschaffen hätte; mehr, zu anderem sagen wir „Funktion", damit es so aussehe. — Denn Kraft, Entwicklung, Werk-Erzeugung verstehe ich, kenne ich. Das alles des Anderen nach sich, läßt mich dessen inneren Besitzes zurecht, weiß alle seine Einzelheiten, seine Folgerungen, seine Verknüpftheiten. Da zieht alles Einzelne das Auftauchen alles das Andere nach sich, läßt mich dessen inneren Besitzes

gewiß ſein. Das „lebt“ in mir. — Das iſt Symbol. Rufname!

Wir vermenſchlichen. Ueberall. Seit jeher und immer wieder. Wie Friedenbittende halten die Dinge uns den Oelzweig ihrer Uns-Aehnlichkeit entgegen; wie Anker werfen wir unſre Menſchlichkeiten nach ihnen. Gott, Wort, Kraft, Energie: Das ſind meine Augen, die ich der Welt geliehen habe, damit ſie mich anſehen kann und ich hinein in ſie. Das iſt mein Ebenbild, mit dem ich die toten Dinge bekleidete, damit ſie an meinem Tiſch ſitzen können. Das iſt mein Blut, das iſt ausgoß über die Dinge, damit ſie warm ſeien und eingehen können in mich und leben.

Das ſtärkſte aller Symbole ſind: wir ſelbſt. Wir ſchauen uns in die Dinge hinein. Durch uns ſelbſt nur haben die Dinge Zutritt zu uns.

Die Dinge bleiben ewig draußen außer uns, wir ewig drinnen in uns. — Doch durch das Erleben ſind ſie mein Erlebnis, Teil von mir geworden. Ich trage ihres Erlebt-habens Spur in mir wie die Wunde von dem Stein, an den ich mich ſtieß. Daran iſt der Stein Teil meines Ich geworden und lebt in mir. Und etwas Menſchliches blieb an dem Stein zurück: mein Schmerz. Stein und Schmerz fließen in Eins zuſammen. Eines ruft das andere auf. So iſt beides wach und lebt. — Beides, in Eins vereint, iſt: Symbol. Symbol jenes Erlebens.

So haben wir kein Wiſſen außer dem in Symbolen feſtgelegten. Alles Wiſſen, alles Gewärtig-haben reicht nur ſo weit, als unſer Uns-ſelbſt-in-die-Dinge-Hineinſchauen, als unſer Die-Dinge-an-uns-ſelbſt-erlebt-haben reicht. Wiſſen, Erkenntnis, Kunſtwerk, Glaubensformulierung iſt: Symbol; muß ſein: Vermenſchlichung.

Darum alle die Ehrfurcht vor euch, Symbole, alles Hingegebenſein an euch, alles Glauben an euch, ihr Tiefen

und Starken und Mächtigen! Darum seid ihr auf Throne erhoben und zu Göttern gemacht. Darum werdet ihr behütet vor jeder Unbill. Darum werden euch Opfer gebracht, und seien es Hekatomben an Menschen.

Ihr seid ja: wir. Ihr, alle unsre Freuden und Stärken, alle unsre Schmerzen und Entsagungen und verhaltenen Sehnsüchte, ihr, unser eignes ganzes Leben. Es war mühselig, euch zu finden, zu errichten, zu tun. Es wäre verlorenes Leben, euch zu verlieren. Ihr seid Denkmale der Wehen unseres Gebärens. Wir lebten, um euch zu Kindern zu haben.

Und doch! Wir müssen vorübergehen an euch! Wir müssen euch liegen lassen am Wege und weitergehen. Wir müssen leben und ihr seid nicht das Leben selbst. Ihr seid nur eine Miene eines ewig lebendigen Antlitzes, nur Akt-Moment im ewigen Akt.

Die Erlebens-Veranlassung steht immer noch außer mir. Die formulierte Erkenntnis, das geschaffene Werk, die vollendete Tat, all das habe ich ja gerade außer mich gestellt. — Alle die sind Symbole geworden. Aber das, was man da sehen und preisen und hören kann, ist nur Außenseite dieser Symbole. Auf dieser Seite leben sie nicht, hier sind sie Ding und tot. Nur ihre Innenseite, die in mich hinabreicht, die lebt; lebt mein Leben.

All dies Aeußere ist bloß Werkzeug. Werkzeug des Haushalten-könnens mit Kraft, Werkzeug der Freizügigkeit, Werkzeug der Lebensbewältigung, des Erfüllens jener dunklen Gedrängtheit. Werkzeug! Ein totes Nichts für sich, Schoß des Entstehens im Verein mit der kundigen Hand.

Das Leben ist nicht Getan-haben, Erlebt-haben; es ist Gegenwärtigsein all des Getanen, des Erkannten, des Erlebten. Das Einmal-getan-haben aber, das

Einmal-erkannt-haben, das Einmal-erlebt-haben iſt Vorausſetzung jedes Lebens.

Und da das Leben an mich, an dich, an lauter ſtreng geſchieden Einzelne gebunden iſt, muß jeder Einzelne einmal ſeine Erkenntnis erkannt, ſeine Taten getan, ſeine Erlebungen erlebt haben. Es geht nicht anders. Niemand kann da helfen. Es iſt nicht möglich, daß ein anderer an meiner Statt erlebt. Daß er ſein Erlebtes dann bloß durch ein Symbol mir übermittelt. — Denn Uebermitteln heißt: Hinaustreten aus dem Kreis des Inneren, des Lebens. Uebermitteln kann ich nur durch Auge, Ohr, Hand. Uebermitteln kann ich nur die Außenſeite der Symbole. Und die allein iſt machtlos. Kein Symbol mir fremden Erlebt-habens geht in mir auf. Denn ich bin ihm mit einer ſteinernen Schale verſchloſſen, an der alles Keimen verdorrt.

Das iſt: Grenze aller Symbol-Gewalt.

Es gibt keine Mitteilung! Kein fremdes Symbol kann mein Verſtehen erwecken. Formel, Modell, Bild, Wort, Zeichen, Kunſtwerk iſt ſtumm. Nur das Inmir-tragen, das aus Eigenem In-mir-tragen deſſen, was an Erleben hinter ihnen ſteht, läßt ſie aufgehen in mir und teilhaben an meinem Leben.

Es gibt keine Uebertragung der Erlebungen von Ich zu Ich. Erfüllt-ſein, Erkenntnis, Wiſſen, Leben iſt eingeſchloſſen in den ſtrengen Kreis des Ich. Ueber deſſen Schwelle reicht keine Hilfe. Auch nicht die der ſonſt gewaltigen Symbole.

Auch die Symbole ſind nicht allmächtig.

Theodor Däubler / Goldene Sonette

I

Vertändelt iſt das ernſte Gold der Garben.
Auf alten Mauern ſchlafen rote Schlangen,
Die Jagd auf Wanderwild hat angefangen,
Der Tagesabgang ſchweißt durch Wolkennarben.

Das Jahr vollendet ſeinen Kranz der Farben.
Die Lauben ſind mit Schattenblau behangen,
Der Aecker Todesgold iſt aufgegangen,
Wie wahr, daß wir ſchon alle lange ſtarben.

Ich kann dem Frühlingsbrüten nicht vertrauen.
Und doch, das Wunder wird ſo bald geſchehen,
Die Luft erholt ſich bloß auf trocknen Auen.

Es kommt die Sonne, unſer Wohlergehen.
Das Frühlingsgrün iſt heimlich im Erblauen:
Es gibt ein unerfülltes Auferſtehen.

II

Der Tag iſt wie ein Kindlein eingeſchlafen.
Sein Lächeln überſpiegelt goldnes Träumen,
Der Wiegewind vereinſamt ſich in Bäumen
Und Bäume überrauſchen blau den Hafen.

Entzweite Schweſtern, die einander trafen,
Beplätſchern ſich im heitern Abendſchäumen,
Dann nahen ſie als Schwan mit Feuerſäumen
Und landen unter Marmorarchitraven.

Auch meine Segeleinfalt iſt verſunken.
Ich warte ſtumm auf dunklem Stufendamme
Und ſtaune, daß die Brandung blau verblutet.

Mein Blick, ein Stern, des Meeres Purpurfunken —
Wie gut die Nacht durch meine Ruhe flutet.
Bedachtſam wandelt ſich die Hafenflamme.

Liebesſpiel / von Hermann Wagner

Vom Turme der Stadtkirche ſchlug es drei. Er war nun ſicher, ihren Mann nicht mehr zu Hauſe zu treffen. Er nahm einen Wagen und fuhr bis vor ihre Wohnung. Während er die Treppe hinaufſtieg, pochte ihm das Herz. Die Bedienerin, die ihm öffnete, hatte ihr altes ſchmutzig-diskretes Lächeln.

Sie empfing ihn ein wenig gleichgültig und ſchien nicht zu bemerken, daß er erregt war. Den Stuhl, den ſie ihm anbot, verſchmähte er. Während er ſie drohend anſah, ging ſie zum Spiegel, richtete ſich das Haar und trällerte kaum hörbar eine Melodie.

„Das iſt gemein", ſagte er endlich mit einer Stimme, vor deren Tonloſigkeit er ſelber erſchrak.

Sie warf den Kopf zurück.

„Was?"

„Du betrügſt mich", ſagte er heiſer. „Rede nicht! Ich weiß es!"

Sie ſagte kein Wort, verfärbte ſich auch nicht, ſah ihn nur aufmerkſam an.

Er führte das Taſchentuch an die Lippen, hatte einen heißen Kopf und fühlte, wie ſchwach er war bei all ſeiner Stärke.

Sie wendete ſich wieder dem Spiegel zu, beſah ſich darin und entfernte mit vorſichtigen Fingern einen Faden von ihrem Kleide.

„Iſt es deine Abſicht, einen Skandal zu machen?" fragte ſie leiſe.

„Du betrügſt mich", wiederholte er wie irr, „wie gemein . . ."

Sie trat von hinten an ihn heran und erfaßte ſeinen Arm.

„Paul", bettelte ſie.

Aber während ihre feinen Finger ihn berührten, war ihm plötzlich, als stehe sein ganzer Körper in Flammen.

Er stieß sie mit einem einzigen heftigen Ruck von sich.

Und ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen, ergriff er seinen Hut und verließ das Zimmer.

*

Volle acht Tage bezwang er sich und suchte sie nicht auf.

Auch den Gedanken, ihr einen Brief zu schreiben, hatte er aufgegeben. Es schien ihm, daß er ihr durch nichts deutlicher seine Verachtung kundtun könne, als dadurch, daß er schwieg.

Ging es nicht an, sie kurzerhand so aus seinem Leben zu streichen, daß sie einfach nicht mehr da war?

Er wünschte, es möchte gehen, aber er fühlte zugleich, daß es unmöglich war.

Immerhin mußte sie glauben, daß er sich von ihr frei gemacht habe, wenn er nur fest blieb und schwieg.

Ob sie das als Strafe empfand?

Ob sie ihn liebte?

Er selbst, diese Empfindung lag in seinem Blut wie ein leckendes Feuer, er selbst haßte sie jetzt. Er haßte sie jetzt, wie er sie ehemals geliebt hatte.

Und das war auch der Grund, warum er von ihr nicht loskam. Sie hielt ihn noch immer mit ihren schönen schlanken Händen, die fast krankhaft zart und weiß waren, mit ihren heimlich und leise tastenden Augen, die auch dort, wo sie grausam waren, doch eine bodenlose Hingebung verrieten. Und sie würden ihn immer halten.

Ob er auf Reisen ging?

Sie würde mitgehen. In fremden Städten, unter fremden Menschen würde er sie an seiner Seite haben und alle Nächte würde sie in seinen Träumen sein.

Nein, hier müßte er sie haben.

Hier bei sich. Er wollte dann daran denken, daß sie auch an der Brust eines anderen gelegen und ihn selbst verraten hatte. Und er wollte sie schlagen.

Er zitterte bei dem Gedanken an das Brutale, das er ihr zufügen würde. Weinen müßte sie und ihm unter Tränen alles abbitten, was sie ihm zugefügt hatte.

Stünde er dann nicht über ihr?

*

Ja, um sich zu rächen, wollte er wieder zu ihr in Beziehungen treten.

Es kam, nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, endlich Ruhe über ihn, die Ruhe der Erleichterung, in die sich eine bange Unsicherheit mischte, darüber, wie sie es wohl aufnehmen würde, wenn er plötzlich wieder käme.

Aber sie empfing seinen Besuch mit großer Unbefangenheit, die die seine, welche immerhin eine erzwungene war, bei weitem übertraf.

Sie war heiter, scherzte und lachte und verriet mit keiner Miene, keinem Wort, keinem Blick, daß etwas zwischen ihnen lag, das noch ausgetragen werden mußte.

Hatte er zuvor gefürchtet, sie könnte ihm durch gespieltes Gekränktsein Hindernisse in den Weg legen, so verwirrte ihn jetzt noch mehr die leichte Art, mit der sie über das Geschehene einfach hinwegglitt, als bestände es gar nicht.

Aber angesichts dieser beispiellosen Selbstverleugnung erwachte auch sein Ehrgeiz, und in dem Bestreben, sie zu übertrumpfen, wählte er einen Ton, dessen Zynismus sich gleichsam überschlug.

Während sie über das, was geschehen war, mit selbstsicherem Takt schwieg, vermeinte er den Stärkeren hervorzukehren, wenn er unter Lachen andeutete, daß er die ganze Angelegenheit nicht mehr wichtig nehme, und sie mit betonter Ironie um Verzeihung bat, daß er das einmal getan hatte. Allein auch diesmal stutzte sie keinen Augenblick und

verſtand es, dem Ton, den er anſchlug, auszuweichen, indem ſie ſogleich auf ihn einging.

Das aber machte ihn ratlos.

Er fühlte, daß er am Ende ſeiner Kraft ſei und daß der Bogen, wenn er ihn noch weiter anſpanne, breche.

Während er noch lachte, hatten ſeine Lippen doch ſchon etwas Verzerrtes, und während er noch billige Worte fand, um zu ſcherzen, ſpürte er den bitteren, ohnmächtigen Schmerz in ſeinem Herzen immer heftiger und tiefer.

Bis er plötzlich, von einer jähen Angſt befallen, mitten in einem krampfhaften Lachen innehielt, ſeine Geliebte wie abweſend anſtarrte und ſich fragte:

„Warum haßt ſie mich eigentlich — ſie, die ich ſo liebe?“

Und er ſchlich ſich, im Innerſten völlig geſchlagen, heimlich fort.

*

Von da an gab er allen Widerſtand gegen ſie als vollkommen nutzlos auf. Wie immer ſie auch gegen ihn verfuhr, er konnte nicht anders, als ſie lieben. Er ſah das ein, er war müde und er hatte den Wunſch, ſich ihr zu fügen.

Trotzdem verſuchte er es noch einmal, ſeine Schwäche zu maskieren, indem er ihr einen Brief ſchrieb, deſſen Ton mehr warm und verſöhnlich als demütig war.

Im Grunde aber bettelte er doch: erlaube, daß ich dich wieder ſehe!

Ihre Antwort war in der gleichen Wärme gehalten.

Wie er denn je habe glauben können, daß ſie ſich nicht freuen würde, ihn zu ſehen?!

Vor Erwartung fiebernd, ging er hin.

Er ſah, daß ſich ihr Benehmen gar nicht verändert hatte: gleich liebenswürdig und freundlich wie immer plauderte ſie mit ihm, und während er ſelbſt immer zaghafter und einſilbiger wurde, konnte er wahrnehmen, daß nicht einmal der Wunſch, an ihm Vergeltung zu üben, ſie aus

der ſicheren, gleichmäßigen Bahn bringen konnte, die ſie ſich ſelbſt vorgezeichnet hatte.

Da ſchmolz der letzte Reſt von Scham in ihm zuſammen und er bat wieder um ihre Liebe.

Seine Worte waren hilflos, verworren und ſchüchtern, in weit größerem Maße als damals, da er ſie zu einer noch unbeſcholtenen Frau geſprochen hatte, und die Art, wie ſie ihn anhörte, verriet diesmal in keiner Nuance, wie ſie ſie aufnahm.

Sie ſchwieg nur.

Sie ſchwieg ſo lange, daß er, um endlich eine Entſcheidung herbeizuführen, nach ihrer Hand griff, dieſe drückte und an den Mund führen wollte.

Da aber ſtand ſie plötzlich auf, entzog ſich ihm und ſchüttelte den Kopf.

„Magſt du mich nicht mehr?“ fragte er leiſe.

„Nein“, ſagte ſie ruhig.

Sie hob nur die Schultern hoch und machte mit beiden Händen eine gemeſſene Geſte der Abwehr, die ihm ſofort zeigte, wie ausſichtslos es für ihn war, noch länger zu fordern.

Er ſtand auf und verabſchiedete ſich von ihr mit abgewendetem Geſicht.

Sie lächelte und drückte ſeine Hand.

„Auf Wiederſehen“, ſagte ſie.

*

Doch, einmal mußte er ſie noch ſehen, ehe er ſich darein ſchickte, daß es aus war.

Durch einen Zufall traf er ſie auf der Straße, als ſie eben dabei war, Einkäufe zu machen.

Er begleitete ſie, er wartete vor den Läden, bis ſie wieder herauskam, und er war glücklich darüber, daß ſie ihm erlaubte, einige Kleinigkeiten zu tragen.

„Eigentlich hätte ich Luſt, ſpazieren zu fahren", ſagte ſie da unerwartet, indem ſie ihn mit einem ſeltſamen Blick anſah.

Er wurde vor Verwirrung rot und brachte es nur ſchwer fertig, mit ruhiger Stimme ein Automobil herbeizurufen.

Sie fuhren durch den herbſtlichen Park. Es dämmerte, über den Bäumen hing in melancholiſchen Fetzen der Nebel. In der Ferne ſchimmerten die matten Lichter der Stadt.

Eine Stunde lang ſprachen ſie kein Wort.

Erſt als es finſter war, fand er nach langem Zögern den Mut, ihre Hand zu ergreifen und ſie zu küſſen.

„Vielen Dank", ſagte er heiſer.

Sie überließ ihm eine Weile die Hand, und er hatte in dieſer kurzen Zeit die beſtimmte Empfindung, daß ſie ihm verziehen habe, ein für alle Male.

Aber er wußte auch, daß ſein Selbſt von nun an verloren war, daß es eine andere hatte, die damit machen konnte, was ihr beliebte.

Allein das machte ihn maßlos glücklich.

Schließlich war ſie es, die das neuerliche lange Schweigen brach.

„Wie lange iſt es ſchon her, daß wir nicht mehr beiſammen waren?" fragte ſie behutſam.

Er dachte nach.

„Sechs Wochen", antwortete er.

„Oh — ſo lange . . . ?"

In ihrer Stimme war ein zärtliches Bedauern.

„Dann wollen wir", ſchloß ſie, „einander doch wieder treffen — vielleicht morgen, wie?"

Und damit übergab ſie ſich ſeinen Armen.

Hugo Neugebauer / Schwellenlieder

Die beiden Nachen

Hinüber ſah ich einen Nachen fahren,
es ſtand der Schlaf an dieſes Nachens Steuer
und lenkte ihn gen Abend mit dem Blicke,
herüber ſah ich Tod vom Abendſtrande
den anderen Nachen ſtill gen Morgen ſteuern
und Schlaf und Tod erröten von den Gluten
des Tages, der den Schoß der Nacht befruchtet.

Und Seelen ſah ich in den Nachen ſtehen
und ſah die Sehnſucht jener nach dem Leben
und dieſer nach dem Tod die Ruder regen.
So ſchifften ſie. Doch wo der Tod dem Schlafe
begegnet', ſah ich ihre Sehnſucht tauſchen
die Schiffenden und ſchaute Tod im Leben,
Leben im Tod im Traumesblick der Liebe.

Der Mönch

Er hütet über Tag die Totenblumen,
die auf dem alten Kloſterkirchhof wachſen,
wo einſt das Kloſter ſtand der argen Nonnen,
der blonden Frauen, die ſich mit den Knechten
des roten Herrn der See vergangen haben,
und büßt für ihre unerhörten Sünden
am eignen Leib, den Brüdern zur Erbauung.

Er büßt für ihre unerhörten Sünden,
wenn mitt der Nacht ſie leiſe ſich entwurzeln
und von den Gräbern lächelnd niederſteigen
und ihrer Blumenleiber ſich entkleiden
und ihre Arme um den Büßer ſchlingen,
der ſie bei Tag mit Tränen und mit Blute
entſühnt zu frommer Brüder Auferbauung.

Die Jünglinge

Sie ſteigen auf und ab am toten Strande
über die Trümmer ſturmzerſchellter Schiffe
und blicken voller Sehnſucht in den Abend,
wo ſich die Sonne vor der Nacht entkleidet,
und winken mit den weißen, zarten Händen
und ſtammeln ſchluchzend unerhörte Namen
und manche ſinken leblos auf die Scheiter.

Doch andere rufen immer nach den Bräuten
und ahnen nicht, daß die im Abend dulden
rohe Gewalt von wetterharten Männern,
narbenzerfetzten mit zerzauſten Bärten,
und nach den blaſſen Jünglingen ſich ſehnen,
die über Trümmer ſturmzerſchellter Schiffe
wie Schatten ſteigen an dem Totenfluſſe.

Die Totenbeſtürmer

Von andern hört' ich, Lebensbrunſtverſehrten,
die Kühlung ſuchen in den kalten Waſſern,
Verjüngung auch und urgeheimes Wiſſen
um Dinge, die die Toten uns verhehlen.
Die raſen durch die abendroten Pforten,
legen das Ohr an lang verſtummte Munde
ſenken den Blick in lang erloſchne Augen,

kehren zurück und keiner kennt ſie wieder.
Und lachen leiſe, wenn die andern weinen,
und legen in die läſſigſte Gebärde
den tiefſten Sinn und raunen dunkle Worte,
die fallend alpen, aber aufgefangen
und fromm erwogen große Wunder wirken
an alten Kindern und an jungen Greiſen.

Betrachtungen über Strindberg/ von Heinrich Marno

I

an kann nicht an ihm vorüber, ohne ihm Reverenz zu erweisen, wenn es einem darum zu tun ist, sich aus dem Gestrüpp dieser ratlosen Tage eigenen Weg zu suchen. Die Vision dieses Dichters hat die aufrüttelnde Macht des starken Erlebnisses: Wir kommen zu uns selbst. Mögen auch unsere heiligsten Instinkte sich wider Strindberg empören, mit einer im Feuer leidvoller Erkenntnisse gehärteten Dialektik greift er in unser Hirn und schleift uns in seine Hölle. Diese Hölle ist kein Blendwerk, ist nicht die „persönliche Note" eines Literaten, die Seele des Menschen ringt in den Qualen dieser Hölle, und darum ergreift ihr Anblick die geistigen Antipoden der Strindberg'schen Welt nicht minder als jene, die eigenes Schicksal dem Wege des Tiefenttäuschten folgen heißt. Seine Erkenntnisse, aus Leidenschaft geboren, bewähren und vertiefen sich am Widerstande einer Gesellschaft, die unfähig zu Wollust wie zum Schmerze rücksichtslosen Denkens, für jede Art Wahrheit verdorben ist, einer Gesellschaft, die von Kompromissen lebt, und deren stumpfsinnige Sorge um Sicherheit und Wohlbehagen dem Meere nicht verzeihen kann, daß es keine Balken hat.

II.

Nicht seine Art die Frauen zu sehen ist es, was ihm Feinde schafft; mit einer Dosis des in Deutschland so beliebten Humors gewürzt, kitzelten seine Gerichte auch den Gaumen des bürgerlichen Gesindels, das sich sofort in die Pose drohender Abwehr wirft, wittert es einen Geist, dem es um die höchsten Dinge geht, der vor nichts zurückscheut, wenn es gilt, mit sich selbst ins Reine zu kommen

und der nicht eher ruht, als bis er sich aus eigener Not oder Lust seine Welt und seinen Gott erschaffen hat.

III.

Ich kenne Leute, die Strindberg einen Sadisten, andere, die ihn einen Masochisten nennen. Es ist Hoffnung vorhanden, daß jene wie diese in Kürze die Weltanschauung des Herrn Max Nordau als reifste Frucht vom Baume der Erkenntnis pflücken werden; sie sind auf dem Wege dazu. Nichts ist widerlicher als der Wahn des Bildungsphilisters, ungeheure Gefühlskomplexe durch eine Etikette erledigen zu können. Da sind mir noch die Einfältigen ein Labsal, welche die Hände über den Kopf zusammenschlagen, tritt ein Unbegreifliches vor sie hin. Das „nil admirari" des Horaz bedeutet dem Wissenden: Du bist unaufhörlich von Wundern umringt — und noch hat sich kein Geheimnis des Lebens einem „ismus" ergeben.

IV.

Ein Strindberg'sches Motiv: Das Weib hat keine Seele, es empfängt sie erst durch die Liebe des Mannes. Ein fragwürdiges Geschenk, diese Seele, ein Danaergeschenk will's mich bedünken! Die schlechte Manier, jemandem eine Gabe aufzudrängen, die er nicht braucht, sublimiert sich bei Strindberg zur Geste des Heiligen, welcher den Tieren des Waldes predigt. Der Gedanke, daß diese Tiere vollkommenere Geschöpfe sind, als er selbst, würde ihn vernichten.

Das Pathos dieses Heiligen mag sinn- und nutzlos sein, eine Kraftvergeudung: aber eben darum ist es Schönheit.

V.

„Das Weib hat Hunger und will essen; Durst und will trinken; es ist läufig und will geküßt werden: auch ein Verdienst!" Das könnte Strindberg gesagt haben — gesagt hat es Baudelaire.

VI.

Die Mittelmäßigkeit verträgt alles Mögliche, sie besitzt

den berühmten Magen des Straußvogels, aber mit instinktivem Entsetzen lehnt sie sich gegen jene Geistigkeit auf, welche den Stoff verbrennt, indem sie ihn durchstrahlt.

VII.

Das Weib: Du glaubst Dich meiner Macht entwunden zu haben?

Der Asket: Ja, Du vermagst nichts mehr über mich.

Das Weib lacht.

Der Asket: Warum lachst Du?

Das Weib: Du betrügst Dich! Ich beherrsche Dich nach wie vor, ich beherrsche Dich jetzt erst ganz. Meine Schönheit wächst mit der Entfernung, und wer sich von mir entfernt, gibt sich völlig in meine Hände. Es dient mir noch Dein einsamster Traum ... Deine Entsagung ist nichts anderes, als meine Wohllust, meine tiefste Wohllust!

Der Asket stürzt wie vom Blitz getroffen in den Staub.

VIII.

Strindberg verwirft das Weib, aber den Traum des Mannes vom Weibe läßt er gelten. Das ist die Geberde des Idealisten, der die Blüte preist und es nicht wahr haben will, daß die Wurzeln der Pflanze ihre Kraft aus dem Schlamme saugen.

IX.

Das „vas impurum" der Kirchenväter antizipiert Strindberg's Frauenbetrachtung mit dem Unterschiede, daß die alten christlichen Asketen im Weibe das ewige Uebel, die Verbündete Satans, den notwendigen, dem Plane Gottes gemäßen Gegenpol des heiligen Geistes sahen, während Strindberg eine Besserungsmöglichkeit des Weibes annimmt und in der Mutterschaft die Rechtfertigung der weiblichen Existenz entdeckt. Die Kirchenväter gingen bis ans Ende. Strindberg jedoch biegt ab und erweist sich darin als ein Kind seiner Zeit, deren Schwäche mit dem Glauben an den

Fortschritt buhlt und sich im Dogma von der Entwicklung den Luxus einer scheinbaren Tiefe leistet.

X.

Der Rhythmus seines Zornes entzückt, bezaubert auch den, der die Lust am Weibe mit Leid und Haß zu büßen nicht zu seinen Erfahrungen zählt. Uebermältigt von der furchtbaren Pracht einer Sprache, die an die Propheten gemahnt, („Donner und Blitz wohnte in ihrem Munde"), erschüttert von Wortfolgen, aus denen Blut zu stürzen scheint wie aus zuckenden Wunden, sieht man die Materie in der Form restlos aufgehen. Wunderbares Schauspiel: Gegen seinen Willen anerkennt der Künstler die Schönheit, an die er seine unvergleichliche Absage ergehen läßt.

XI.

Absolute Geistigkeit hat etwas Herausforderndes: sie fordert die Instinkte heraus, und die einzige dieses gewaltigen Gegners würdige Antwort ist rückhaltlose Hingabe an das Panische, das Göttlich-tierische in uns, das immer mehr abhanden kommt. So wirkt die lebensfeindlichste Geistigkeit lebenzeugend, indem sie ihr Extrem, die stärkste Sinnlichkeit, aus der Betäubung reißt, die eine impotente Zivilisation mit ihrem tükischen Narkotikum Moral zu erhalten strebt.

XII.

Strindberg verabscheut die Erotik, d. i. die Liebe als Kunst, Liebe als Selbstzweck. Er verabscheut sie, weil sie antisozial ist, er verwirft sie als eine Empörung gegen den Willen Gottes, der ihm einzig auf die Fortpflanzung gerichtet erscheint. Grandiose Beschränktheit eines schöpferischen Moralisten, der sich gewaltsam von Dingen abschließt, die ihm die Linie seines Schaffens verwirren könnten.

XIII.

Strindberg überschätzt das Weib, wie nur der Liebende es überschätzen kann. Er macht das Weib und nur das

Weib zur Trägerin einer Empfindungswelt, welche den ethischen Mächten Widerpart hält. Der zwiefache Eros der Griechen sagt ihm nichts, läßt ihn nicht ahnen, daß Eros, entbehrte er auch das Weib als gemeingiltige und stärkste Mittlerin der sinnlichen Freude, seinen Weg zu finden wüßte und weiß. Uns Andern überschattet die Wonne am Weibe nicht die übrigen Formen der Lust, deshalb gewinnt auch unsere Enttäuschung über das Weib nicht jene titanische Wucht, die der schmerzliche Triumph des vom Weibe Besessenen ist.

XIV.

Das zweckbefreite Anschauen der Dinge macht den Künstler. Strindberg weiß es wohl, aber er will nicht nur Künstler sein; zuweilen erscheint ihm sein Künstlertum verdächtig, er hat Momente der Verachtung alles Künstlerischen. Ein Erbteil des germanischen Blutes. Die romanischen Kulturen kennen jene schwer faßbaren, in einem wunderlichen Helldunkel der Triebe schwankenden, zwischen den Extremen „Künstler" und „moralisches Genie" hin und hergeworfenen Seelen nicht, zu denen auch Strindberg gehört. Darin berührt er sich mit Tolstoi und Dostojewsky. Hier ist die Quelle seiner Neigung zur Mystik, hier der Ursprung seiner moralischen Krise zu suchen. Aber wie das Opium keine unerhörten Träume schenkt, sondern immer nur den Bewußtseinsinhalt des Individuums zu steigern oder zu verzerren vermag, so wirken die Gifte, die ein Künstler in sich aufnimmt, immer nur Kunst in ihm. Daß sich Strindberg darüber nicht beruhigt, hängt irgendwie mit der großen Hysterie zusammen, welche die Welt dem Christentum verdankt.

XV.

Sokrates bewunderte die Aspasia. Strindberg schüttelt darüber den Kopf. Aspasia soll die Reden des Perikles gemacht haben. Strindberg sagt: Unmöglich! Er hat Recht.

Sokrates hätte ſie in dieſem Falle gewiß nicht bewundert, Perikles nicht geliebt und Alkibiades ſie verachtet. Der Vorwurf der Gottloſigkeit, den der Pöbel von Athen gegen die Hetäre Aſpaſia erhob, hätte, gegen einen politiſierenden Blauſtrumpf gerichtet, allerdings viel Sinn und eine tiefere Bedeutung gehabt.

XVI.

Die Räuſche, aus welchen Strindberg's Männer mit einem Katzenjammer erwachen, dem die Perſpektive des Dichters das Pathos eines jüngſten Gerichtes verleiht, ſtammen faſt immer aus mehr als zweifelhaften Getränken. Was für Frauen! Sie rächen ihre enttäuſchte Liebe mit Feder und Tinte, ſie ſchleifen den Leichnam eines erotiſchen Erlebniſſes durch einen ſchlechten Roman, ſie ſchwelgen in dem verächtlichen Ehrgeiz, beſſere Bilder zu malen als der Geliebte uſw.

Man freut ſich einen Augenblick an der elementaren Wucht der Abrechnungen, mit denen der Strindberg'ſche Mann ſich von der durchſchauten Frau wendet, bedauert aber gleich darauf die Inſtinktarmut, welche den Mann an ſolcher Frau jemals Gefallen finden ließ.

XVII.

Das Unvermögen, das Weib als eine blühende Wildnis zu genießen und gut zu heißen, iſt der moraliſche Stolz des Mannes: ſo macht er aus ſeiner Not ſeine Tugend. Selten nur ſchwingt er ſich zur Hingabe an das Elementare auf; ſie dünkt ihn gleichbedeutend mit der Hingabe ſeiner Selbſtachtung, und es iſt denkbar, daß mancher dieſen gewinnvollen Verluſt mit allen Schauern einer ſeeliſchen Kataſtrophe erlebt. Freilich, das Wort, das Barrès eine ſchöne Frau ihrem Geliebten ins Ohr flüſtern läßt, jenes „. . . in der Liebe, mein Kind, gibt es keine Selbſtachtung", gehört zu den magiſchen, wie ſie die Prieſterinnen der Kybele gekannt haben ſollen: Worte, die zur rechten Stunde ausgeſprochen, fähig ſind, die Weltordnung aufzuheben. Solchen furcht-

baren Formeln ſtehen als Gegengewicht gleich mächtige gegenüber — Buddha und Jeſus haben ſie geprägt — und die Welt bleibt in ihren Angeln.

XVIII.

Das glühende Bekenntnis des Kampfes zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit, den Strindberg mit ungebrochener Energie immer wieder in ſich ausficht, der ſchöpferiſche Wille, mit dem er ſich dem uralten Problem von Mann und Weib entgegen wirft, um es in immer höheren, reineren und typiſcheren Formen zu bewältigen, ſichert ihm die einſam erhabene Stellung über den trüben Moraliſten dieſer Zeit. Es iſt ſein Schickſal — wie es auch das eines Pascal war — die ungeheure Spannung polarer Gefühlsmächte in ſich zur Entladung zu bringen, und dieſes Schauſpiel möchten wir nicht miſſen in einer geiſtig verarmten Epoche, die es auf die Verflachung alles Menſchlichen abgeſehen hat. Lieber noch hören wir, daß der Trieb zur Freude vom Satan eingegeben und der Quell alles Uebels ſei, als daß man ihn mit Hämlingskünſten und den Alluren eines verlogenen Spiritualismus zur „quantité négligeable“ degradiere.

XIX.

Ein junges Mädchen ſprach zu ſeinem Anbeter: „Du machſt mich Unvollkommene zu Deinem Ideal? Ich kenne Euch und Eure Ideale! Ihr erhöht uns, um uns ſpäter mit einem dürftigen Schein von Berechtigung vom Piedeſtal hinab zu ſtoßen und in den Kot zu treten. Ihr ſpannt uns, Ihr überſpannt uns, und wenn der Bogen dann bricht, ſpeit Ihr auf ihn. Ihr ſeid unmenſchlich grauſam, infam. Ich aber pfeife auf Dein Ideal und Deine Vollkommenheit: Ich will glücklich ſein, glücklich, nichts weiter — oder unglücklich, wie mein Weibſchickſal es will.“

In dieſer Empörung ſteckt der Keim zu einer Frauenbewegung, der ich meine bewundernde Sympathie nicht verſagen könnte.

XX.

Die Feindſchaft der Geſchlechter. So ſehr man auch bemüht iſt, Schlagworten aus Gründen des guten Geſchmackes aus dem Wege zu gehen, dieſes iſt von einer ſo faszinierenden Zudringlichkeit, daß man ſich davor in die erotiſche Einfalt der Primitiven retten möchte, die ſich dergleichen ſinnlich-überſinnliche Empfindungsmonſtra nicht einmal träumen laſſen. Das künſtleriſche Gewiſſen verbietet es Strindberg, ungebrochene Naturen dieſem Phantom einer imaginären Feindſeligkeit erliegen zu laſſen, deshalb macht er vorwiegend zerebrale Männer (Künſtler, Gelehrte, &c.), und „von des Gedankens Bläſſe angekränkelte" Frauen zu Streitern in dieſem Kampfe mit Windmühlenflügeln; ſie kämpfen ſo furchtbar ehrlich, wie nur je ein Don Quixote es tat — und kein Sancho Panſa ſollte darüber das Maul verziehen dürfen.

XXI.

Wenn er dieſe „Feindſchaft" in der dumpfen Enge der Ehe am Ekel einer inhaltsloſen Gemeinheit, an den Hemmniſſen und Abſcheulichkeiten des gemeinen Tages, an der bösartigen Stumpfheit ermüdeter oder gelangweilter Sinne, der zyniſchen Entblößung erſchöpfter Herzen geheimnisvoll ſich nähren und zur grauenvollen Größe eines apokalyptiſchen Ungeheuers heranwachſen läßt, ſo wirft uns das hölliſche Geſicht allerdings zu Boden: wir erkennen darin — über die Intention des Dichters hinaus — ſchaudernd die Geſtaltung des einzigen Konfliktes, den wir als tragiſch anſprechen, und das iſt die Unvereinbarkeit der Luſt mit den ethiſchen Bedingungen des Daſeins.

XXII.

Die Tendenz zum Ueberſinnlichen läßt ſich aus der Liebe der Heutigen nicht mehr wegdenken. Man betrachte die Verwandlungen des Don Juan: am Anfange die Inkarnation des primitivſten Lebensgenuſſes, einer nur auf das

Weib gerichteten Sinnlichkeit, wird er zum Träger kosmiſcher Sehnſucht und Liebesfülle, um in Kirkegaards Verführer in ſein Extrem, in ein rein intellektuelles, aller Erdenſchwere entrücktes Wüſtlingstum zu münden. Im „Tagebuch eines Verführers“ wird die Frau bewußt auf die Folter der Ueberſinnlichkeit geſpannt und mit dem ganzen Rüſtzeug einer infernaliſchen Geiſtigkeit ſyſtematiſch zugrunde gerichtet. Ein beiſpielloſer Triumph des Gehirnes über die Sinne, der äußerſten Bewußtheit über das Weib als Verkörperung des Unbewußten. Der von ſich ſelbſt berauſchte Intellekt zelebriert eine Satansmeſſe, und als Opfer blutet das Leben.

XXIII.

Strindberg ſpricht: „Wir waren gottlos und darum ſanken wir in die Erbärmlichkeit unſeres eigenen Weſens hinein. Wir liebten Schönheit und Reinheit, alles aber verwandelte ſich in Dreck, als wir uns von den ewigen Urbildern zu den vergänglichen Abbildern wandten und Baal (und Aſtarte) verehrten, ſtatt Gott im Himmel“. Das „platoniſche Ideal“ iſt eine ebenbürtige Ehe eingegangen: es hat ſich mit dem Gott der Juden vermählt, dem Eifernden, der keine anderen Götter neben ſich duldet.

XXIV.

Omne animal triste post coitum. Die Asketen haben dieſe Traurigkeit ſeit jeher mißverſtanden und dieſes Mißverſtändnis gründlich ausgebeutet. Die Seele wird ſich ihres Sündenfalles bewußt, daher ihre Trauer, verkünden ſie. Wer aber unbefangen, ohne die Vorausſetzung einer urſprünglichen, durch den Geſchlechtsakt eingebüßten Reinheit an die rätſelvolle Melancholie herantritt, erkennt in der asketiſchen Deutung nichts anderes als einen jener pſychologiſchen Kniffe, deren ſich Prieſter und Philoſophen von altersher bedienen, um ihre Syſteme als in den Tiefen der Natur ankernd hinzuſtellen. Iſt es nicht als wollte ſich

eines der Grundgeheimnisse entschleiern, deren Anblick tötet, wie das Antlitz der Medusa? Steigt nicht aus jener Traurigkeit die Ahnung auf von der unüberwindlichen Einsamkeit der Wesen, verrät sich in ihr nicht die Resignation des Individuums, das durch den Koitus die Einsamkeit zu brechen hofft, doch immer wieder in den Kerker des Ichs zurück geworfen wird? Man ahnt es nur — Gewißheit wäre Tod! — und stürzt sich schaudernd, aber mit doppelter Glut in die schöne Trunkenheit der Liebe.

XXV.

Strindberg behandelt die Frau als inferior, weil sie in ihren Liebesäußerungen nie die „Seele" vom „Leibe", das „Sentiment" von der „Sensation" trennt. Er sieht darin eine Schwäche der Frau, wir aber beten darin ihre Stärke an und ihre tiefste Schönheit.

An meine Schwester / von Georg Trakl

Wo du gehst wird Herbst und Abend,
Blaues Wild, das unter Bäumen tönt,
Einsamer Weiher am Abend.

Leise der Flug der Vögel tönt,
Die Schwermut über deinen Augenbogen.
Dein schmales Lächeln tönt.

Gott hat deine Lider verbogen.
Sterne suchen nachts Karfreitagskind
Deinen Stirnenbogen.

Abend / von Iſidor Quartner

Als das viele Licht hinter den Bergen
Tief hinabging in ein fernes Land,
Ward der Abend über mir ganz leicht und weit.
Bis der finſtere Vogel
Aufflog aus dem Walde .....
Da ſanken die Uferweiden ſchwer in den See.

Alle hohlen Wege im Walde ſind verſchüttet;
Von Bäumen fielen viele Neſter;
Dürres Laub iſt in Höhlen zuſammengeweht.

In der Ebene
Die gebogenen Brücken aus Holz
Sind hoch und ernſt geworden.
Langſam unaufhörlich trägt der Fluß ſeine Ufer mit ſich fort.

Verlaſſen iſt der Altar auf dem heiligen Hügel im Walde.
Verlaſſen die Opferſtätten aus alten Steinen
Auf den heiligen Hügeln
Der Ebene. —

Ein weiches Tuch, alle Geräuſche im Abend
Zu verhüllen. —

Eine ewige Lampe für alle grauen Stunden
Zünde ich an .....

Die Verlorenheit der Größe / von Carl Dallago

Mitten durch den Wald führt ein ſtiller, ſteiniger Weg. Darauf ziehen die Spuren ſchwerer Karren in tiefen Furchen. Der Wald ſteigt auf der einen Wegſeite bergan, auf der anderen ſteil zu Tal. Auf dieſe ſtille, mächtige Waldung ſtrahlt von der einen Hangſeite her ſchräg die Sonne. Ein Lichtgezitter greift um Kronen und

Stämme hinein in das dunkle Schattengewoge des Forstes. Und da steht Stamm an Stamm, silberweiß, herrlich schlank und kerzengerade mit dunkler, luftig sich türmender Krone. Das Gezweig zeigt zuweilen einen silberblauen Anhauch, wenn der Wind daran rührt, sodaß es sich hochhebt. Es sind lauter Weißtannen, lauter edle Bäume, die wie Schwestern hier zusammenstehen, hehr und königlich.

Und ich staune über ihren Wuchs und ihr Aussehen, über ihr friedlich frohes Zusammensein, über ihre gute Artung. — Wie kam es, daß sie es so weit brachten, zu so hochragender Herrlichkeit aus stillem Samenkorn, das blind in die Erde fiel? Wer züchtete sie hoch? Wer leitete ihren Wuchs, ihr Aussehen, daß sie nun dastehen, freiragend wie Riesenspeere, deren Schaft eine ungeheure Faust tief in die Erde versenkt hat? War es das Auge des Instinkts oder die Blindheit ihres Wachstums? Jene Blindheit, die tiefer und mächtiger sieht und greift und sich Wege bahnt als tausend Menschenaugen und Menschenhände. Jene Blindheit, die einzig in sich zu bergen scheint: die Freude am Licht, das Streben nach Licht, den Drang nach Licht. — Und zuletzt ist sie sich auch dieses Umstandes nicht mehr bewußt: des Umstandes ihrer Größe? — Welch ein Wunder von Verlorenheit!

*

Größe: was ist Größe anders als ein Sichverlieren an ein Unermeßliches, an ein Unvergängliches, an ein Rätselhaft-Dunkles und Machtvolles! — Ein Sichverlieren, das alles Tun der eigenen Seele noch mit dem Abglanz dieses Unermeßlichen, dieses Unvergänglichen, dieses Rätselhaft-Dunklen und Machtvollen tief verklärt. — Wie steht es nun klar erhellt, daß der Weg zur Größe ein immerwährendes Zurücklassen sein muß, eine immer größere Vereinsamung und Verlassenheit, die als höchste Blüte die Verlorenheit aufweist — jene Verlorenheit, die sich selber in nichts mehr gewahr

wird: also auch nicht mehr der Freundschaft und Liebe, nicht mehr der Freunde und Geliebten gewahr wird. —

Wie da die Seele selbst unermeßlich wird und von allem, was an sie rührt, Gestalt annimmt, sodaß sie bald wie ein Segel, bald wie ein Vogel, bald wie eine Wolke dahintreibt. Oder sie ragt hoch gleichsam als Fels, als Baumwipfel, als Waldung. Und es spielen in ihr seltene Rufe und Stimmen. Und sie wird groß wie ein Gebirge mit Tälern und Flüssen, mit Waldwiesen und frischen Quellen. Die rauschen dann so seltsam und verloren. Und es kommen Träume, lichte, wundersame Träume, linde, süß und inbrünstig flutend wie Wellen der Liebe. —

Die Seele erwacht, staunt, sieht sich um und langsam erstirbt in ihr der Flügelschlag der Verlorenheit. Sie wird sich selber wieder völlig bewußt: ihrer müden und nüchternen Menschennatur. Und sie erschrickt ob ihrer Vereinsamung und Verlassenheit und breitet die Arme aus nach Gemeinsamkeit begehrend und sieht sich stumm nach Freundschaft, nach Liebe um.

Hier setzt der Schmerz für die Größe ein; hier liegen ihre vielen Gefahren; hier begegnet ihre Verlorenheit der Rache der Menschen.

Denn der Sinn der Mehrheit der Menschen geht dahin, schlimme Vergeltung zu üben dafür, daß man ihrer vergessen konnte. Dahin treibt zumeist auch der Sinn der Weiber. Oder welches Weib verstände Größe als Verlorenheit und vertrüge sie billigend? Welches Weib vertrüge sein Zurückbleibenmüssen ohne gekränkt zu sein? Welches Weib wäre groß genug, um gutzuheißen, Zuständen der Größe mehr anzuhangen und nachzuhangen als ihm selber? — Zurückgekehrt aus ihrer Verlorenheit, in einem Zustand von Bedürftigkeit der Menschennatur, sieht sich die nun wieder ganz Mensch gewordene Seele völlig nur auf sich selbst gestellt. Der weite, grenzenlose Raum über sich und

niemanden, keine Menſchenſeele, nichts Vertrautes und Inniges um ſich für die eigene bedürftige Menſchlichkeit! —

Da beginnt etwas wie ein ſchwerer Flügelſchlag ſich zu rühren, der dumpf und ſchwerfällig durch den endloſen Raum eilt, alles in düſteres Grau kleidend: Farben, Formen und Geräuſch. Es iſt die Melancholie. Sie verbleibt im Geleit der Größe. Und immer wenn die Verlorenheit aufhört: das Lichtmeer, das Entzücken, das tiefe Glück, — wenn die Menſchennatur menſchlich bedürftig daſteht, wälzt ſie ſich wie aus Abgründen heran: ſchleppend, tiefgrau, bleiern, wie maſſige, finſtere Nebelung, die allen Glanz verſchlingen will.

Dann befällt die Seele ein Gefühl ſchwer und drückend wie ein Alp. Das Herz ſcheint ſtill zu ſtehen vor lauter Aufhorchen und Hinaushorchen. Alles wird dunkel und grauenhaft. Die große Stille iſt tief unheimlich. Ein Rauſchen dringt von fernher und riecht von fernher wie ein böſer Odem. Es iſt die finſtre Stunde, wo man aus dem Leben fortmöchte, wo man alles Geliebte vom Leben erlöſen und fortnehmen möchte, um als Letzter nachzugehen, als Allerletzter. — —

Dies ſei hier als eine Art Warnungstafel angebracht: ſie *warnt* vor Größe; ſie zeigt zugleich die Kehrſeite des unvergleichlichen Lichtzuſtandes ihrer Verlorenheit.

*

Ein ſpäter Abend dehnt ſich weit über junge Waldung. Hohes, helles Gewölk. Ich ruhe in meiner Hängematte unter den Bäumen. Mir zu Füßen eine Fichte und eine junge Lärche, wie Freundinnen aneinander geſchmiegt. Im Winde ſchaukelt die ſeidengrüne junge Lärchenkrone und zwiſchendurch ſchimmert der weite, weiße Himmel.

In der Ferne über blauen Bergen türmen ſich helle Wolken zuhauf. In der weiten Himmelswölbung wird der Glanz blaſſer und blaſſer. Der Wind wächſt und ſingt und rührt

an die Waldung mit junger Faust. Die Baumkronen rauschen kühl und spähen nach verlorenem Schimmer aus. Der Wiesengrund liegt kurz und still. Und in diese Stille irrt wie ein Hauch ein Lied, das an Sommerneige mahnen will. — —

Weit hinter den Bergen, tief in den Bergen lauert wohl schon der Herbst? — Ja, ich fühle es: Der Windhauch trägt in Tropfen schon Spuren von ihm. Bleich, endlos, in verlorenem Glanze spannt sich der Himmel über mir aus. Eine bleiche Verlorenheit nimmt mich auf.

(Aus „Gelände der Landschaft", 1906)

Sonnenuntergang am Gardasee / von Carl Dallago

Rauh und dunkel ragt ein Wall von Schroffen
wie ein Riesenriff und wehrt dem See;
um die Zacken liegt der Himmel offen.
Lautlos in den blauen blassen Bogen
gießt ein Abendrot die Flammenwogen:
kupfern spiegelt das Geleucht der See.

Westwärts will ein weiter Schimmer reifen,
der die Töne rings zu Liedern stimmt,
die wie trunken ums Gehänge schweifen.
Goldschwer von verschneiten Gipfeln nieder
gleitet rosig sprühendes Gefieder,
das in abendblauer Flut verschwimmt.

Tief im Süden säumt den Wasserspiegel
dunsturnwoben eine Wolkenwand
mit der Abendröte Flammensiegel.
Bald vom grünen Glast der Nacht umflossen
zwischen finster ragenden Kolossen
Well um Welle dunklen Schlummer fand.

(gez. von Max v. Esterle)

Friedensdenkmal für die Valsugana

(Ing. Werkmeister / Victor Emanuel II)

gemeinsam gestiftet vom Tiroler Volksbund und der Lega nazionale

Ein tschechisches Novellenbuch

Fráňa Šrámek: „Flammen". Uebersetzt von Otto Pick
Verlag E. Rowohlt, Leipzig

An den sechs Erzählungen dieses Buches erweist es sich, daß die Tschechen in Fráňa Šrámek einen Dichter von ganz ungewöhnlich hoher Bedeutung haben, deren sie sich anscheinend nicht voll bewußt sind. Was hier an neuen Formulierungen geleistet wird, in Absichtslosigkeit und aus schöpferischem Zwang entstanden, würde in Paris genügen, um letzte Mode zu werden, in Berlin, um innerhalb des Intellektes Schule zu machen und in Wien, um scherzhafte Popularität und witzlose Persiflage zu finden. Šrámek, dessen böhmische Soldatenlieder zu Volksliedern geworden sind, wird in den kritischen Kreisen seiner Heimat — Gruppen, die von Kunstprinzipien regiert sind, aus diesem Grunde also schon eine üble Kritik üben — so lange als tendenziöser Dichter der Not verschrien werden, bis die Fremde auf diese seltene poetische Kraft aufmerksam wird, sie in hohem Maße bewundert und auf diese Weise dem Golde, welches man im eigenen Lande für unedel nahm, zu seinem Werte verhilft.

Die Uebersetzung der Šrámek'schen Prosa ins Deutsche ist von einer anderen Wichtigkeit, als die irgend eines Literaten-Werkes, welches in jedem sprachlichen Gewande die schaufrohe Neugierde befriedigt und immerwieder beweist, daß eine Maschinerie nichts zu verlieren hat, wenn sie Denen hinter der Grenze vorgeführt werden soll. Daß der Uebersetzer Šrámek's das Werk vor der Gefahr zu wahren wußte, der Organismen bei einer solchen Uebertragung ausgesetzt sind, daß er das Werk in seiner neuen Atmosphäre am Leben erhielt und gliederweise sogar aufblühen machte, als wäre es in heimatlicher Erde und Luft, — das beweist seine hohe Eignung für Aufgaben dieser Art, welche Umsicht, Liebe, technische Fertigkeiten, Präzision und eine Bedachtnahme erfordern, wie sie heute aus der Menge derer, die zwischen deutsch und böhmisch vermitteln, in diesem Maße kaum ein Zweiter aufbringt.

Es läßt sich vermuten, daß die Freunde Hamsun's bei Šrámek mit Freude ein Verwandtes finden werden. Und

jene, die unter dem Eindrucke der großen Russen stehen, werden sich auch diesem Slaven ergeben, der — als erster Tscheche vielleicht — Ansätze zu einer Gefühlshoheit zeigt, wie sie jenen ganz menschlichen Dichtern eignet, die einem Volke dann beschieden sind, wenn Gott Feiertag macht und seine Kinder belohnt.

Wie dieser Künstler zu einer erschreckenden Deutlichkeit in der Wiedergabe innerer Gesichte oder bei Schilderungen von Landschaft, Gefühl, Milieu, Gedanken kommt, indem er Vergleiche anstellt, die oft absurd klingen und dem Durchschnittsleser wenig gemäß sein werden, — das nötigt den Glauben an eine Verschmelzung von Poesie und malerischer Darstellung ab, wie sie da und dort auftaucht, aus Mißverständnis abgelehnt und bewundert, und in Männern, wie van Gogh, Munch — von Literaten wären einige zu nennen, jedoch keiner noch scheint endgültig und ausschließlich herzugehören, — vollzogen erscheint. Die sechs Erzählungen dieses Buches sind Gebilde einer Art und das ist es eben, was den Künstler vom Virtuosen unterscheidet. Während es der Ehrgeiz des Technikers bleibt, alle Stile zu beherrschen, — ein Metier, zu dessen Ausübung nur der geborene Journalist befähigt ist, — wird der Künstler Werke und Werte stets nur aus seiner Person schöpfen, aus seiner Eigenart, seinem Stil.

Was nun diese Erzählungen Šrámek's anbelangt, so bleibt zu sagen, daß sie in der Darstellung der oft ganz legendär anmutenden Gestalten immer wieder an Maler erinnern: eine Beobachtung, die nicht individuell beschränkt sein dürfte, da auch Hermann Bahr im Vorworte einen raschen Vergleich mit Munch unternimmt. — Das Einemal wird erzählt, was in und mit einer alten Jungfer vor sich geht („Flammen"). Jammer und Not werden klargelegt, daß selbst die Ahnungslosigkeit mediokrer Weltmannsintelligenz das Grauen lernen könnte. „Tragikomödie" heißt die Geschichte eines alten Fürsten, der bei seiner Umgebung für seine Ideen nur Verständnislosigkeit findet, die sich zu dem Glauben an seine Unzurechnungsfähigkeit befestigt und endlich zum völlig verkehrten Morde erhärtet: der Prolet ersticht den Fürsten, der für wahnsinnig gilt, weil er die Rache des Proletariates an der blutsaugenden Aristo-

kratie mit Freude voraussagte. Eine tragische Satire, zwingend in ihrer Folge von Geschehnissen, aus denen die Gegensätze brechen; es ist gar nichts Gemachtes darin und doch schließt sich alles mechanisch zu dieser Einheit der Gegensätze, die die Satire ausmacht.

„Siehe, ein Mensch . . .!“ ist eine Erzählung, die drei Episoden aus dem Leben eines Mannes bringt, und hier sind Keime zu erkennen, die dafür sprechen, daß sich von Šrámek auf dem Gebiete großer epischer Prosa Schönstes erwarten läßt. Zum Lobe dieser letzten Erzählung ist nichts zu sagen. Für ein so edles Werk slavischer Schmerzenskundigkeit möchte man dem Dichter in Tränen seinen Dank aussprechen. — Die Erfahrungen des unehelichen Knaben, dessen Kinderstube eine Waschkammer ist, — mit aller Not und Qual auf die Erlebnisse des Jünglings übertragen, dessen Mädchen Gewalt duldet, um für den gemeinsamen Haushalt Geld zu schaffen, — und die Konsequenz im Erdulden: das Sterben des jungen Mannes im widerwillig mitgemachten Kriege, — das ergibt ein Darstellungs-Trifolium der Lebensmarter, wie es einheitlicher kaum bei Dostojevski zu finden ist.

Dieses Buch wird für viele eine Ueberraschung sein, die gewohnt waren, daß die Uebersetzungen moderner Autoren aus dem Böhmischen bis auf wenige Ausnahmen Hergebrachtes aufwiesen. Hier findet man wieder Neues und Großes und es läßt sich voraussehen, daß der tschechischen Literatur von Šrámek und seiner Generation jene volkstümlichen Säfte zugeführt werden, die lange Zeit hindurch von Injektionen verdrängt schienen, die der allzu empfängliche Leib von der Fremde empfing.

Hans Janowitz

Druckfehler-Berichtigung. Auf Seite 316 des vorhergehenden Heftes muß es zu Beginn des Gedichtes „Nacht“ von L. E. Tesar statt „Du schwingst die Hämmer“ richtig heißen: „Du schweigst die Hämmer“.

III. Literarischer Abend des „Brenner“

Donnerstag, 16. Jänner 1913

halb 8 Uhr abends im kleinen Stadtsaal

VORLESUNG

Karl Kraus

I

JEAN PAUL: „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei“

NESTROY: Szenen aus „Die beiden Nachtwandler oder: Das Notwendige und das Ueberflüssige“, Posse mit Gesang in zwei Aufzügen

II

FRANK WEDEKIND: „Das Lied vom armen Kind“

KARL KRAUS: Satiren und Glossen

KASSA-ERÖFFNUNG ½7 UHR

Sitzplätze zu K 3.50, 3.—, 2.—, 1.50. - Stehplätze K 1.—
Studentenkarte 60 Heller

Theodor Däubler

In den Neuen Blättern erscheint:

ODE AN ROM

UND

DREI GESÆNGE

Die Neuen Blätter brachten von Däubler:

Im ersten Heft: DER NACHTWANDLER

Im dritten Heft: VOM ALTEN ROM

Als siebtes Heft: SCHNEE

JEDES HEFT IST FÜR 40 PFENNIGE KÄUFLICH

In den nächsten Tagen erscheint:

DIE ODEN

Von dieser neuen Arbeit wird eine einmalige Auflage in einhundertzwanzig Abzügen hergestellt: sie wird mit Ziffern versehen und vom Dichter selbst handschriftlich unterzeichnet

Jeder Abzug kostet in Pappband 10 Mark

VERLAG DER NEUEN BLÆTTER

HELLERAU BEI DRESDEN

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 336/337 (60 Heller.):

Glossen / Notizen /

Herbstzeitlosen oder: Heimkehr der Sieger

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand . . .

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Draufloſsgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

III. Jahr Heft 9

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Karl Borromäus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / Georg Trakl: Helian / Desider Kosztolányi: Der Unbekannte / Theodor Däubler: Flügellahmer Versuch / Hugo Neugebauer: Gedichte / Hermann Broch: Philistrosität, Realismus, Idealismus der Kunst / C. Dallago: Leuchtende Heimkehr / C. Dallago: Kleine Sämereien / Ludwig von Ficker: Richtigstellung / Karikaturenfolge 57: Max von Esterle: Professor Bernheimer

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. Februar 1913 Heft 9

Karl Kraus als Erzieher / von Karl Borromäus Heinrich

„Wieviel Großes einer verrichtet, darnach wird gefragt; wie groß aber die Tugend, woraus er wirkt, wird selten erwogen.“
Thomas a Kempis.

1.

Unzulänglich ist es, eine künstlerische Erscheinung auf die erzieherische Kraft hin, die möglicherweise von ihr ausgeht, einseitig zu untersuchen. Dennoch ist es mir nicht anders gegeben. Die Versuchung, Karl Kraus in seiner geistigen Totalität, so wie ich diese sehe, darzustellen, scheitert an meinem Anstand; und gern begnüge ich mich damit, nur eine bestimmte Teilwirkung des erstaunlichen Ganzen zur Anschauung zu bringen: es will mir nämlich scheinen, als ob die Wiedergabe des Spiegelbilds, das ein Großer in unserem Auge wirft, an sich ein schaales Beginnen sei; wie überhaupt alle Reproduktion. Man soll sich, so weit einem die Möglichkeit geboten ist, durchaus nur an das Originalbild halten, das aus Werk und Leben eines Großen in unsterblich-klaren Farben leuchtet. Ich reproduziere niemand; am wenigsten möchte ich es in diesem Falle tun, wo der Geist, dem ich nahe, uns in lebendigster Fülle und in vielfältigster Ausstrahlung noch allen nahe ist.

Obwohl ich also die natürliche Beschränktheit meiner Aufgabe vollkommen einsehe, bin ich fest überzeugt, daß hier der Teil pro toto steht, daß er das Ganze in einem wesent-

lichen Maße betrifft. Aber mehr noch als selbst diese Ueberzeugung leitet mich ein anderer Beweggrund: ich will, daß meine Aussage über Karl Kraus unumstößlich sei. Nichts aber ist unumstößlich, es sei denn die innere Erfahrung; ihr wohnt, außer der subjektiven Gewißheit, auch jene Verpflichtung und Kraft zum Bekenntnis inne, die allein das Ethos, die normative, und damit die allgemeine Bedeutsamkeit ihres Inhaltes erweisen kann; sie eröffne ich, indem ich bekenne, daß Werk und Leben dieses Mannes (mit einer Nachhaltigkeit, die mir naturgemäß erst spät zum Bewußtsein kommen konnte), wie keines anderen Zeitgenossen Werk und Leben, erzieherisch auf mich, auf mein geistiges Leben gewirkt haben.

Dieses Bekenntnis allem, was ich zu sagen habe, freudig voranstellend, erfülle ich nur eine lang versäumte Pflicht des Dankes. Karl Kraus wird mir, wage ich zu hoffen, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es nicht Menschenfurcht gewesen sein kann, die mich an der öffentlichen Erstattung solchen Dankes so lange gehindert hat.

Vielleicht war es das unbewußte dunkle Gefühl davon, daß man, um wahrhaft danken zu können, erst einer gewissen Distanz zur erfahrenen Hilfe und Segnung bedürfe. Solche Distanz aber wird, besonders einem jungen Menschen, nur durch die Zeit gegeben, welche die Mutter der Gerechtigkeit ist, also auch der Dankbarkeit im rechten und gerechten Sinne. Dankbarkeit ist Erkenntlichkeit und Erkenntnis. Diese jedoch — so ist es nun einmal unter Menschen — spielt oft lange mit nichtigen Dingen, bis sie sich ernsthaft den wichtigen zuwendet.

Bei mir hat sich inzwischen ihr Gang noch besonders verlangsamt. Ueber meine Jugend war eine schmerzliche, wenn auch wohl durch eigene Unrast verdiente, Rastlosigkeit verhängt. Glück und Unglück, Ehre und Unehre wurden zu

maßlos auf mich gehäuft, als daß ich mich leicht zu Einkehr und ruhiger Besinnung hätte sammeln können.

Heute aber, da ich endlich, Gott sei Lob und Dank, „einsam und arm“ geworden bin, wie der Psalmist von sich sagt, heute fasse ich, was von inneren Erlebnissen dem rückschauenden Auge stand hält, mit beiden Händen; so halte ich Karl Kraus, wie er durch die Nacht mir ein Stern war und durch die Wirrnisse ein Wegweiser, wonach ich mein Schifflein unwissend und fast unbewußt steuerte, dankbar fest.

2.

Die Notwendigkeit, dem Menschen besondere Erzieher zu suchen, ist zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Maße zwingend gewesen. Solange eine Rasse, und mit ihr das Gemeinwesen, das sie bildet, einheitlich lebt, das heißt solange sie zusammengehalten wird durch den Willen zu religiöser und geistiger Einheit, findet der Mensch in seiner Rasse und in ihrem Gemeinwesen alles, was ihm not tut: das Ziel seiner Erziehung liegt im Wesentlichen darin, daß er seine angeborene Zugehörigkeit zu seinen Geschlechts- und Stammesgenossen als höchstes Gut schätzen lerne, und daß sein Leben und Tun nicht aus der Art falle. Die Möglichkeit, auf eigene Faust irre zu gehen, ist in solchen Epochen gering; ihr Stil wirkt allezeit orientierend auf den Menschen, in einer Weise, die seiner eigenen Natur gemäß ist. Diese glücklichen Epochen und Völker (die bekanntlich alle vor unserer Zeit waren) haben ihre großen Erziehungsmittel in ihrer eigenen Organisation: z. B. in einer Solonischen Gesetzgebung, in einem Römischen Recht, in der Katholischen Kirche.

Anders jedoch wird die Sache, wenn eine Zeit auseinanderfällt: wenn sie statt einer Religion (einer allein-selig-machenden, die allein überhaupt Sinn hat) vielerlei Konfessionen aufweist, ungerechnet die betrüblichen, aber betrieb-

ſamen Diſſidenten, von denen jeder auf ſeine Faſſon ſelig werden möchte; wenn die Geſetzgeber ſich an der Menſchennatur vergehen und das Privatleben zu einer öffentlichen Angelegenheit, die öffentlichen Angelegenheiten hingegen zu einer Privatſache machen; wenn man die Kinder individuell behandelt, die Unſchuld ihrer Individualitäten aber von Aufklärern defloriert wird; wenn im Gemeinweſen jeder alles werden kann, der ſelbſt nichts iſt (nach der Stufenleiter Volks-, Mittel- und Hochſchule), hingegen wer ſelber etwas zu ſein droht, frühzeitig hinausgeſtoßen wird, und es dem Zufall überlaſſen bleibt, ob er Mönch werde oder Anarchiſt; wenn das Allerweltstalent exklufiv wird und vom Genie die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung verlangt; wenn die Untertanen von ihrem Kaiſer Schweigen fordern, damit ſie, in ihren ſcheußlichen Parlamenten, unbehelligt ſchwätzen können; wenn die Tugend des Dienens ſtirbt und dort, wo ehedem Herren und Gebieter ſaßen, Hausmeiſter und Protzen dominieren; wenn die Soldaten verachtet werden, faſt die einzigen Menſchen, die es, außer etlichen Bauern, noch auf dieſer Erde gibt, und der Weltfriede bis aufs Meſſer gepredigt wird; wenn Wagner gedeiht, das Volkslied aber verkümmert und jeder, der die Nationalhymne mitſingt, Angſt hat, es möchte irgend ein filziger Kosmopolit herſchaun; wenn die Huren angeſpieen werden, aber die Ehe in Hurerei entartet; wenn auf den Wangen der Frauen, vom Sport her, ein lügneriſches Braun liegt, unter der Haut aber die Syphilis nach innen frißt; wenn weibiſche Männer das dreimal ehrliche Duell bekämpfen, dafür aber von ihren Damen zum Anblick der namenlos ordinären Boxkämpfe geſchleift werden; wenn die Weiber das Wahlrecht ausüben, der Schrei nach dem Kind aber nur mehr in Buchform ausgeſtoßen wird; wenn, mit einem Wort, aus der Zeit ſelber eine Zeitung wird: dann, oh dann und in ſolchen Finſterniſſen tut eine Fackel not und einer, der ſie unerbittlich

ſchwingt über die Stätte der Verwüſtung! Dieſer leuchtende Bote Gottes, dieſer berufene Wegweiſer, nach dem alle Guten rufen, dieſer einzige Erzieher, der allem, was noch Art hat, wieder zu ihr Mut und Recht gibt, iſt unter uns, iſt über uns erſtanden. Dieſer heißt, dieſer iſt: Karl Kraus.

3.

Man hört, unter Menſchen, die der herkömmlichen Rachſucht Betroffener nicht geziehen werden können, zweierlei Einwände gegen Karl Kraus (ſie laufen, letzten Endes, auf ein und dieſelbe Befürchtung, auf ein und dasſelbe Mißund Unverſtändnis hinaus):

Die einen beſorgen, er ſei ein bloßer Witzmacher, alſo einer, dem jeder Anlaß recht iſt, um darüber einen guten Witz zu machen. Dieſe verwechſeln, von der Unſentimentalität und deſpotiſchen Haltung ſeiner Kunſt verſchüchtert, den, der Gelegenheiten durch ſeinen Widerſtreit erſt ihre ewige Bedeutung gibt, mit dem, der ſie noch beſtiehlt. Den, der die Schmach des Tages in leidvoller Empörung unauslöſchlich hinſtellt, mit einem Tagſchreiber, der ſie ſchamlos und teilnahmslos reportiert; den Züchtiger alſo mit dem Zuchtloſen.

Die andern nehmen ſich ein beſonderes Herz, geben ſich herablaſſend, und ſagen: Nun ja, nun eh. Er iſt doch nur das Negativ-Bild der Welt. Er iſt Negativ. — Oh über dieſe Amateurphotographen! Da haben ſie ein Wort gefunden, hinter dem ſie ſich, vor einer übermächtigen Erſcheinung, glauben verſtecken zu können. Denn im Grunde hatten ſie ſich in die Troſtloſigkeit ſchon eingelebt und ſehen den großen Troſt des erbarmungsloſen Vernichters als eine unbequeme Störung herankommen. Sie tun ſo, als ob der Schmerz über die Welt eine aktuelle Reaktion, ein pures Negativ ſei. („Ein edler Menſch muß doch fortgeſetzt einen tiefen Schmerz über die Welt empfinden". Doſtojewskij). Sie vermeinen, Lebensart liege darin, daß man über

die Gemeinheit duldsam hinwegsehe; wo hingegen die Toleranz doch eigentlich die größte aller Gemeinheiten ist, gerade der Fanatismus aber die Auszeichnung bedeutender Naturen, die selbst dem kleinsten Unrecht ein schlagfertiges Recht, einen strafenden Glauben entgegensetzen.

(Einige sogar berufen sich, in der Not Unzucht treibend, auf die Konzilianz Goethes. Aber etwas anderes ist, daß Goethe nicht an das radikale Böse glauben wollte, und etwas anderes die Frage, wie er sich zu der wurzellosen Schlechtigkeit dieser Tage und ihrer schreibenden Gelegenheitsmacher verhalten hätte; wenn er etwas dergleichen noch gekannt hätte, würde es ein schauerliches Negativ an ihm erlebt haben!)

Wer immer Karl Kraus für einen Witzbold hält, der mit der Not des Tages Schindluder treibt, oder gar für einen Negierenden aus der Okkasion heraus (die Furcht, er sei nur aktuell, ist beiden gemeinsam), dem ist entgangen, was keinem rechtschaffenen Menschen dieser Zeit entgehen durfte: das ethische Pathos, das diesem Karl Kraus als sein Urtrieb, und immer lebendiger Antrieb, in einem unvergleichlichen Maße angeboren ist, und das sein Schaffen so sehr durchdringt, daß es, bis zur Interpunktion herab, strengstes Verantwortungsgefühl beweist.

In der Tat: nicht allein dem Geschehnis gegenüber, das seine edle Empfindsamkeit herausfordert, waltet sein ethisches Pathos; auch gegen die Sprache selbst, in welcher er die Herausforderung beantwortet, zeigt er sich von einer Gewissenhaftigkeit, die vor ihm unbekannt gewesen ist.

Karl Kraus wirkt als das Gewissen der Welt, die unter ihm lebt. Aber glaube niemand, daß diesem wachsamen Auge irgend etwas, das in der Tiefe sein Wesen treibt, entgehe. Man tue noch so sehr als Bagatelle, und man werde, von einer schläfrigen Umwelt, noch so sehr als solche

empfunden: es hilft nichts, die Sonne dieſes Auges bringt es an den Tag.

Das Auge des Wächters aber blickt ſpöttiſch und ablehnend. Iſt dieſer unermüdliche Wächter deshalb ein Witzbold oder ein negierender Tagſchreiber? Verhält es ſich nicht vielmehr ſo, daß die Gemeinheit des Tages tagtäglich an ſeinem heiligen Ernſt und an ſeinem wahrhaften Geiſt zu Schanden wird, und daß die poſitive Lumperei an ſeinem gewaltigen Nein zerſchellt! Die Eingeweihten wiſſen es.

4.

Der Abſtand des Geiſtes vom Intellekt iſt zu allen Zeiten gleich groß geweſen; allerdings zu keiner Zeit ſo offenſichtlich wie etwa ſeit der franzöſiſchen Enzyklopädie (Viviſektion des edelſten aller europäiſchen Völker) und der ihr nachfolgenden Revolution. In Karl Kraus aber erkennen wir heute, als ein einzigartiges Phänomen in der Geſchichte des Geiſtes, die Inkorporation dieſes Abſtandes ſelbſt. (Eben deshalb war er Verkennungen, wie den erwähnten, in einem beſonderen Maße ausgeſetzt.)

Was nun iſt der Unterſchied des geiſtigen Lebens vom intellektuellen, ſomit des geiſtigen Menſchen vom intellektuellen? Welche unverſöhnlichen Gegenſätze ſind es, deren Klarſtellung ſich in Karl Kraus verkörpert hat?

Nichts kann über dieſe Haupt- und Grundfrage alles geiſtigen (das iſt: religiöſen oder künſtleriſchen) Schaffens, über dieſe Norm aller Normen, und über dieſe innerlichſte Angelegenheit und Aufgabe jedes Menſchen, die je nach der Art, in welcher er ſie löſt, über ſeinen Wert unwiderruflich entſcheidet (unwiderruflicher ſelbſt, als alle Bande des Blutes, deren er ſich etwa rühmen mag), nichts kann darüber beſſer orientieren als eben die Erſcheinung Karl Kraus'. Denn die Löſung dieſer Aufgabe liegt in ihm beſchloſſen. In einer Epoche, deren Hauptmerkmal iſt: desorientiert zu

ſein, hat ihn ſein Dämon — ein Schutzengel nicht nur für ihn — angetrieben, Ordnung zu ſchaffen, Wache zu halten und jegliche Münze auf ihre Legierung zu prüfen: ſo hat ſein Werk die reinlichſte Scheidung formuliert, die zwiſchen geiſtigem und intellektuellem Leben jemals formuliert werden konnte. Der Drang zu ſolcher Reinlichkeit iſt in ihm auf eine radikale Weiſe ſchöpferiſch geworden. Er hat die vordem problematiſche Scheidung für alle Zeitgenoſſen und für alle Zeiten verbindlich getroffen, ſo daß, von nun an, kein Irrtum mehr möglich, keine Vermengung mehr erlaubt, kein Hin- und Herſchwanken mehr entſchuldbar iſt. Und in dieſer Scheidung und Entſcheidung, in der heroiſchen Aufopferung, mit der er ſein Leben Tag für Tag daran geſetzt hat, ſie unverfälſcht zu erhalten, iſt er geworden, als den ich ihn verehre: der Orientierung ſchenkende, der uns allen den Weg ins geiſtige Leben und das Vertrauen zu dieſem Wege untrüglich weiſende Erzieher.

An dem nämlich, wogegen Karl Kraus reagiert, erkennt man, wie an einer kategoriſchen Warnung, alle Merkmale des intellektuellen, an dem aber, was in ihm reagiert, den Fundus, Beſtand und Charakter des geiſtigen Menſchen.

Was nun reagiert in ihm, und wogegen reagiert er? Ganz kurz geſagt: Hier reagiert das Sittlich-Freie gegen das Unſittlich-Freie. Darauf, nur darauf, läßt ſich der geiſtige Kampf gegen das intellektuelle Leben zurückführen. Das ethiſche Pathos des Geiſtes (der ihm innewohnende Zuſtand), das Verantwortungsgefühl: für das Denken im nähern, für die ganze überlieferte Kulturwelt und ihre Werte im weitern Sinne, erhebt ſich in ihm gegen das unſittliche, zucht-, verantwortungs- und verehrungsloſe Denken der modernen Intelligenz.

Ein Intellektueller nämlich iſt im eigentlichen Sinne unverſchämt; daher kann er alles denken, nach allem fragen, alles ſagen. Der geiſtige Menſch aber, allezeit von

milder Diskretion, ja von religiöser Schweigsamkeit inbezug auf die Gebrechen des Menschlichen gehalten, gegen das Göttliche seinerseits in vollendeter Bußfertigkeit verharrend, ist durch seinen heroischen Glauben an die Einfachheit und Unergründlichkeit aller Dinge, durch die Gebundenheit seines Denkens an sittliche Werte (die ihm gewisse Gedanken von vorneweg undenkbar macht), jenem zügellosen, findigen und windigen Freischärler (der keine Pietät kennt und jeden Busch, mag er auf noch so heiligem Boden stehn, durchstöbert und kein Asylrecht der Scham respektiert) von vielen Seiten preisgegeben.

Das Elend des geistigen Menschen, seine Mühe: sich, seine Kulturwelt und ihre überlieferten Werte gegen jene Angriffe zu verteidigen, steigt ins Ungemessene, wenn, wie in unserer Zeit, sich die Intellektuellen in millionenfacher Ueberzahl befinden, und der Respekt vor dem geistigen Leben mit den geistigen Menschen selbst fast völlig dahingeschwunden ist. In solcher Not, im unübersehbaren Zusammenbruch der geistigen Welt erhebt sich die Erscheinung jenes großen Satirikers machtvoll und hilfreich vor den Verzweifelnden. Er nimmt, mit einer Ausdauer, die unter Geistigen selbst größter, entlegenster Epochen unerhört ist, den schicksalsschweren Kampf auf. Und es geschieht das Wunder, daß der einsam ragende Fechter — oft genug auch von denen verlassen und verleugnet, die er verteidigt — über die Meute, die zahllos ist wie der Sand am Meer und die auch im Meer noch alle Kabel beherrscht, einen der grandiosesten Siege erringt, welche die geistige Weltgeschichte aufweist.

Er wird, er bleibt Sieger. Aber auch nach dem Sieg gönnt er sich keine Ruhe. Keiner der Fliehenden kann sich so klein machen, daß er ihn nicht sähe. (Wahrlich, die Kleinsten sind ja hier die Schädlichsten!). Der Verfolger scheut nicht das schmierigste Lokalkolorit und nicht den Vor-

wurf, daß er dort ſeine Kraft vergeude; denn er weiß: ex cloaca bacillus! Kein Intellekt iſt ihm zu gewandt und keiner windig genug; es entkommt ihm nichts. In jeden Schlupfwinkel hinein leuchtet ſeine ſiegreiche Fackel.

5.

Ich habe ſo, implicite, auch den Kampf beſchrieben, den Karl Kraus gegen die intellektuelle Preſſe ſeines Landes geführt hat.

Schopenhauer etwa und Bismarck haben, für ihren Teil, gelegentlich ſehr offen und tapfer geſagt, was ſie von jener Preſſe hielten. Daß aus ihr inzwiſchen das Welt- und Grundübel erwachſen könne, der Paraſit und tauſendarmige Tintenfiſch, der ſeine Fangarme um alle Eingeweide der überlieferten chriſtlich-europäiſchen Kultur ſchlingt und, nachher, in blumigen Wendungen die getane Notzucht noch ins Wort umſetzt, konnten jene nicht vorausſehen. —

Es gibt heute in der Tat nichts Großes mehr, was die intellektuelle Preſſe nicht als klein verſchrieen hätte: Religion, Vaterland, Armee, Menſchentum, Pflicht, Aufopferung, Sexualität und Ehe; nichts Kleines, was ſie nicht als groß ausgeſchrieen hätte: Monismus, Weltfrieden, Sport, Sozialismus, Emanzipation, Individualiſtik, Malthuſianismus und Ehrlich-Hata. Sie hat alles fertig gebracht, ſie iſt mit allem fertig geworden. — Karl Kraus hat zum Wiederaufbau ein ganzes Leben eingeſetzt und wird den Reſt ſeines Lebens dazu brauchen, die von der intellektuellen Verſchüttung befreite, wiedererſtandene geiſtige Welt von neuen Anwürfen zu ſäubern. Da tut ſchon not, daß ihm Gott weiterhin zu Hilfe komme und ihm ein langes Leben ſchenke, unbeſchadet der Langlebigkeit, die ſeinen Werken in längſtem Ausmaß verliehen iſt. (Wir wollen Gottes Ratſchluß auch in Gedanken nicht vorgreifen; aber vielleicht tut, nach dieſem Krieg, den Einer gegen die ganze Welt ge-

führt hat, noch der Weltkrieg selber not. Fast scheint es, wenn es auch schauerlich ist, solche Not kommen zu sehen, als ob der Geist der Nächstenliebe darnach rufe: denn wohin jetzt in aller Welt mit allen diesen Intellektuellen und allen schon intellektualisierten Christen dazu! Denn sie haben wirklich das Grausige verübt, wovor aller Herzschlag, wo noch ein Herz schlägt, stille steht, sie haben wirklich verübt, wofür sie Karl Kraus — mortis in nomine laesae majestatis! — zum Tode verurteilt hat: sie haben mit dem Krieg Sechsundsechzig gespielt und aus sterbenden Soldaten haben sie Zeilenhonorar herausgeschlagen! Vielleicht also müssen die Soldaten und der Krieg muß über sie kommen.)

Was aber soll ich, dessen Kraft hier in keiner Weise ausreicht, über eine Sache sagen, die richtig zu sagen, nein: zu tun, nur Karl Kraus selber gegeben ist! — Dies eine indes noch muß ich sagen und rückhaltlos bekennen: daß ich und Tausende meinesgleichen den Intellektuellen zum Opfer gefallen wären, schlafend und wehrlos, wie wir waren, Greisen gleich und schon als Jünglinge tatenlos in blinde Sonnen starrend, wenn er uns nicht erweckt, für uns gekämpft, uns seine Waffen geliehen hätte!

6.

An dieser Wendung der Dinge angelangt, — ich wiederhole: eine der bedeutungsvollsten Wendungen, die je zugunsten des geistigen Menschen eingetreten sind; ja das einzige Ereignis überhaupt, das an der Schwelle dieses geist- und gottlosen Jahrhunderts für den Geist zu erleben war — an dieser Wendung nun ergibt sich, in der Person dessen, der die Dinge also wendete, eine überraschende, ja paradoxe Tatsache: Karl Kraus ist Jude.

Wie erklärt sich ein solches Phänomen? Welcher im Gang der Dinge immanent wirkenden Gerechtigkeit verdanken wir, daß ein Jude das geistige Leben (denn alles geistige Leben

in Europa ist heute christlich) von den Intellektuellen befreien mußte? von den Intellektuellen, die (was freilich in einer profan-geschichtlichen Ordnung Platz hat, ja was, eben als europäische Aufgabe der Juden, historisch in sich fundiert, wenn auch über alle Maßen abscheulich ist), von den Intellektuellen also, die den Sozialismus und Kapitalismus geschaffen haben, die aber auch (was ganz und gar nicht, niemals und auf keinen Fall in Ordnung ist, sondern eine, jeder Spur und Idee von Gerechtigkeit bare Entartung des merkantilen Judentums) in der Welt des Denkens alle Zucht niedergerissen, mit dem Wort Sodomie getrieben, den Geist entblättert, feuilletoniert, prostituiert und den Tempel in eine Zeitungs- und Markthalle verwandelt haben! Welche heilige Ironie hat einem Juden den Kampf für die geistige, im abendländischen Christentum beschlossene Welt als eine Lebensaufgabe zugewiesen, dem großen Abtrünnigen die Geißel in die Hand gedrückt, um den Vorhof des Geistes von den Greislern zu säubern und ihre Wechseltische umzustürzen?

Aber ist es wirklich ein Abtrünniger, der hier, scheinbar wider die eigene Natur und das eigene angeborene Blut, als Jude gegen Juden aufgetreten ist und steht? — Man müßte wissen, was ihn mehr bewegt hat: der unsagbare Jammer der preisgegebenen, ja nahezu aufgeriebenen geistigen Welt (der Welt des abendländischen Christentums), oder die unfaßbare Schmach, die eine in dieser Welt brandschatzende Intellekteska der eigenen Rasse antat, als deren typische Entartung sie erscheint.

Eine solche Frage kann von uns, die wir ihre Zeitgenossen sind, vielleicht nie entschieden werden. Und auch Karl Kraus selber, für den sie eine mehr als autobiographische Bedeutung hat, kann schwerlich um ihre Antwort wissen. Aber wie es sich auch verhalten möge: ob in ihm mehr das sittliche Gewissen der eigenen Rasse gegen die Entartung zum Aus-

bruch gekommen ist — in welchem Fall er nicht als Abtrünniger, sondern vielmehr als Bekenner seiner Rasse zu werten wäre —; oder ob er in der Tat von seiner Rasse abgefallen ist, weil er den Anblick des Unheils, das orientalische Entartung in das edle, müd gewordene Abendland getragen hat, nicht mehr länger mitansehen konnte: jede der zwei möglichen Antworten adelt sein Werk.

Steht er aber (was für mich am meisten Wahrscheinlichkeit hat) auf der Grenzscheide zweier Welten, dergestalt: daß in ihm nicht nur der Abstand der geistigen von der intellektuellen, sondern, in umfassender Analogie, auch derjenige der christlich-abendländischen von der jüdisch-orientalischen Welt verkörpert ist; steht es so um ihn — was könnte stärker seine Eignung und Fähigkeit, als Erzieher dieser Zeit zu wirken, begründen! Gerade wer in sich den Widerstreit beider erlebt hat, weiß am gewissesten um beider Not, kann am besten allen beiden Weg und Richtung weisen. Mir hat er sie gewiesen. Gratias ago.

Diese Studie — aus der Erwägung hiehergesetzt, daß in einer Zeitschrift, die im wesentlichen den Versuch einer Bekenntnisschrift darstellt, einer Erscheinung wie Karl Kraus gegenüber keine andere Würdigung am Platze ist als die, welche die Kraft hat, einem persönlichen Erlebnis so Ausdruck zu verleihen, daß dieser Ausdruck als ein Dokument zur geistigen Bewegung der Zeit gewertet werden darf — diese Studie erscheint hier an Stelle eines Berichtes über eine zweite Vorlesung von Karl Kraus in Innsbruck, die, mit stärkstem Beifall aufgenommen, als dritter literarischer Abend des „Brenner" am 16. Jänner im kleinen Stadtsaal stattfand, wobei folgendes Programm zum Vortrag gelangte:

I. Jean Paul: Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei / Nestroy: Szenen aus „Die beiden Nachtwandler oder: Das Notwendige und das Ueberflüssige"; Entree des Wendelin aus „Höllenangst"; Entree des Feberl aus „Papiere des Teufels". II. Karl Kraus: Aus dem Essay „Untergang der Welt durch schwarze Magie" (aus den Seiten 6—11, 18—23) / Glossen: Man muß die Leute ausreden lassen; Bitte, das ist mein Recht . . .; Ein Satz; Angesichts; Durch Bahr zur Suffragette geworden; Beim Anblick einer sonderbaren Parte; Interview mit einem sterbenden Kind. — Zugaben: Ich rufe die Rettungsgesellschaft / Die neue Art des Schimpfens.

Helian / von Georg Trakl

In den einſamen Stunden des Geiſtes
Iſt es ſchön, in der Sonne zu gehn
An den gelben Mauern des Sommers hin.
Leiſe klingen die Schritte im Gras; doch immer ſchläft
Der Sohn des Pan im grauen Marmor.

Abends auf der Terraſſe betranken wir uns mit braunem Wein.
Rötlich glüht der Pfirſich im Laub;
Sanfte Sonate, frohes Lachen.

Schön iſt die Stille der Nacht.
Auf dunklem Plan
Begegnen wir uns mit Hirten und weißen Sternen.

Wenn es Herbſt geworden iſt
Zeigt ſich nüchterne Klarheit im Hain.
Beſänftigte wandeln wir an roten Mauern hin
Und die runden Augen folgen dem Flug der Vögel.
Am Abend ſinkt das weiße Waſſer in Graburnen.

In kahlen Gezweigen feiert der Himmel.
In reinen Händen trägt der Landmann Brot und Wein
Und friedlich reifen die Früchte in ſonniger Kammer.

O wie ernſt iſt das Antlitz der teueren Toten.
Doch die Seele erfreut gerechtes Anſchaun.

Gewaltig iſt das Schweigen des verwüſteten Gartens,
Da der junge Novize die Stirne mit braunem Laub bekränzt,
Sein Odem eiſiges Gold trinkt.

Die Hände rühren das Alter bläulicher Waſſer
Oder in kalter Nacht die weißen Wangen der Schweſtern.

Leiſe und harmoniſch iſt ein Gang an freundlichen Zimmern hin,
Wo Einſamkeit iſt und das Rauſchen des Ahorns,
Wo vielleicht noch die Droſſel ſingt.

Schön iſt der Menſch und erſcheinend im Dunkel,
Wenn er ſtaunend Arme und Beine bewegt,
Und in purpurnen Höhlen ſtille die Augen rollen.

Zur Veſper verliert ſich der Fremdling in ſchwarzer Novemberzerſtörung,
Unter morſchem Geäſt, an Mauern voll Ausſatz hin,
Wo vordem der heilige Bruder gegangen,
Verſunken in das ſanfte Saitenſpiel ſeines Wahnſinns.

O wie einſam endet der Abendwind.
Erſterbend neigt ſich das Haupt im Dunkel des Oelbaums.

Erſchütternd iſt der Untergang des Geſchlechts.
In dieſer Stunde füllen ſich die Augen des Schauenden
Mit dem Gold ſeiner Sterne.

Am Abend verſinkt ein Glockenſpiel, das nicht mehr tönt.
Verfallen die ſchwarzen Mauern am Platz,
Ruft der tote Soldat zum Gebet.

Ein bleicher Engel
Tritt der Sohn ins leere Haus ſeiner Väter.

Die Schweſtern ſind ferne zu weißen Greiſen gegangen.
Nachts fand ſie der Schläfer unter den Säulen im Hausflur,
Zurückgekehrt von traurigen Pilgerſchaften.

O wie ſtarrt von Kot und Würmern ihr Haar,
Da er darein mit ſilbernen Füßen ſteht,
Und jene verſtorben aus kahlen Zimmern treten.

O ihr Pſalmen in feurigen Mitternachtsregen,
Da die Knechte mit Neſſeln die ſanften Augen ſchlugen,
Die kindlichen Früchte des Hollunders
Sich ſtaunend neigen über ein leeres Grab.

Leiſe rollen vergilbte Monde
Ueber die Fieberlinnen des Jünglings,
Eh dem Schweigen des Winters folgt.

Ein erhabenes Schickſal ſinnt den Kidron hinab,
Wo die Zeder, ein weiches Geſchöpf,
Sich unter den blauen Brauen des Vaters entfaltet,
Ueber die Weide nachts ein Schäfer ſeine Herde führt.
Oder es ſind Schreie im Schlaf,
Wenn ein eherner Engel im Hain den Menſchen antritt,
Das Fleiſch des Heiligen auf glühendem Roſt hinſchmilzt.

Um die Lehmhütten rankt purpurner Wein,
Tönende Bündel vergilbten Korns,
Das Summen der Bienen, der Flug des Kranichs.
Am Abend begegnen ſich Auferſtandene auf Felſenpfaden.

In ſchwarzen Waſſern ſpiegeln ſich Ausſätzige;
Oder ſie öffnen die kotbefleckten Gewänder
Weinend dem balſamiſchen Wind, der vom roſigen Hügel weht.

Schlanke Mägde taſten durch die Gaſſen der Nacht,
Ob ſie den liebenden Hirten fänden.
Sonnabends tönt in den Hütten ſanfter Geſang.

Laſſet das Lied auch des Knaben gedenken,
Seines Wahnſinns, und weißer Brauen und ſeines Hingangs,
Des Verweſten, der bläulich die Augen aufſchlägt.
O wie traurig iſt dieſes Wiederſehn.

Die Stufen des Wahnſinns in ſchwarzen Zimmern,
Die Schatten der Alten unter der offenen Tür,
Da Helians Seele ſich im roſigen Spiegel beſchaut
Und Schnee und Ausſatz von ſeiner Stirne ſinken.

An den Wänden ſind die Sterne erloſchen
Und die weißen Geſtalten des Lichts.

Dem Teppich entſteigt Gebein der Gräber,
Das Schweigen verfallener Kreuze am Hügel,
Des Weihrauchs Süße im purpurnen Nachtwind.

O ihr zerbrochenen Augen in ſchwarzen Mündern,
Da der Enkel in ſanfter Umnachtung
Einſam dem dunkleren Ende nachſinnt,
Der ſtille Gott die blauen Lider über ihn ſenkt.

Deſider Koſztolányi / Der Unbekannte

Einzig autoriſierte Uebertragung von Stefan J. Klein.

Still, geräuſchlos durchwandelte ich die Gaſſe. Mit meinen Schuhen machte ich nicht einmal ſo viel Lärm, wie wenn ich in bloßen Strümpfen gegangen wäre. Von allen verlaſſen, ſchlenderte ich dahin, allein mit meinem Herzen, wie eine Traumgeſtalt aus qualvollen, mitternächtlichen Träumen. Es wäre mir leicht gefallen, mit dem ausgeſtreckten Arm die ſteinernen Giebelverzierungen der vierſtöckigen Häuſer zu erreichen, oder die Fenſter, hinter denen Nachtlichter brannten, Menſchen ſchliefen. Oftmals dachte ich, all dies ſei bloß ein Traum. Jetzt fühle ich in ſchwerer, atemloſer Bruſt nur die Angſt, die jedes meiner Glieder erſtarren läßt, eine ſchlummernde Angſt vor dem Mond und lechze nach dem Erwachen.

Betrunkene Arbeiter kamen die Straße daher.

„Haho, haho“, heulten ſie in die Nacht.

„Haho, haho“, antwortete eine andere Gruppe aus der Ferne, verhallend, wie auf der Jagd.

Von einem fürchterlichen Zechgelage kamen ſie. Kupferrot waren ihre Ohren, ihre Geſichter brannten, waren durchſcheinend und leuchteten wie eine runde und glänzende Turmuhr. Es mochten ihrer zehn oder fünfzehn ſein. Dichter Dampf qualmte ihnen aus Mund und Naſe und kräuſelte ſich wie Zigarrenrauch. Schon im erſten Augenblick waren mir dieſe Leute widerwärtig. Ich bog daher vom Aſphalt ab und ging auf der Fahrbahn, um ihnen auszuweichen. Doch kaum blickte ich mich um, da ſtapften ſie auch ſchon auf dem Steinpflaſter daher. Einige von ihnen liefen blitzſchnell auf die andere Seite. Andere duckten ſich und lauerten. Eine Weile zögerte ich. Dann, als ich fühlte, ich ſei in ihre Hände geraten und die Schlinge ſchließe ſich immer enger, begann ich zu haſten, lief ziellos, zitternd,

etwa hundert Meter. Endlich erreichte ich den Wagenstand, schwang mich in einen Wagen und im Galopp ging es weiter.

In dieser Nacht jagte mich die Verzweiflung wie ein hungriger Wolf. Erst in der Vorstadt wagte ich Halt zu machen, vor einem zweifelhaften Wirtshaus, wo rote Tischtücher die Tische bedeckten, hinkende und schielende Kellner in schmutzigen Kleidern bedienten und aus dem Zeitungsrahmen eine zerrissene Zeitung herabhing, die Zeitung von gestern, flatternd, ziellos, alte fade Sensationen bietend, wie ein altes Weib auf dem Balle. Hier ruhte ich endlich aus, setzte mich an einen Tisch und bestellte Wein, trocknete meine Stirne, betrachtete die zerrissene Tapete. Sauer war der Wein und ungenießbar.

Nach fünf Minuten öffnete sich die Türe mit starkem, lautem Geklirr. Die Arbeiter kamen. Es ist unverständlich und unglaublich, aber sie waren es doch, alle fünfzehn, in blutrünstig guter Laune, roh singend, mit blumigroten Weinnasen. Nahe beim Schanktisch ließen sie sich nieder, um einen riesigen, roten Tisch herum. Ich kümmerte mich nicht um sie. Gelbe und rote Flüssigkeiten schaukelten in ihren Gläsern. Nach einer Weile blickten sie immer häufiger zu mir herüber. Einer, ein hagerer und bleicher Bursche, erhob sich. Ihre Blicke belästigten mich. Ich setzte mich an die andere Ecke des Tisches und wendete ihnen den Rücken zu.

Die wollen etwas von mir, sprach ich in meinem Innern.

Lange saß ich so, meine Erregtheit vor mir selbst verbergend. Die schienen mich alle zu verkennen. Möglicherweise hatte ich mit denen einmal etwas zu tun gehabt und hatte sie vergessen. Vielleicht sahen sie mich einmal, ohne daß ich davon wußte.

Doch jetzt, wo ich die Leute nicht sah, und sie mich immer betrachteten, immer schärfer und immer stiller, brannten ihre Blicke auf dem Stoffe meines Rockes, als strahlten sie durch ein Brennglas. Mein Herz pochte stürmisch. Die Situation

wurde unerträglich. Ich ſtand auf und ſetzte mich auf meinen alten Platz.

Sie betrachteten mich wirklich. Einige ſtanden auf und beugten ſich vor, andere geſtikulierten freundlich, mich zu ſich rufend. Ich winkte den Kellner näher.

„Wer ſind die?“

„Ich weiß nicht.“

Ich jagte den ekelhaften Wein hinab, zahlte und wollte gehen. Ich hatte auch ſchon den Winterrock angezogen. Plötzlich ſchlichen ſich zwei Arbeiter zu meinem Tiſch. Einer der beiden, der Braunröckige, plapperte etwas in einer mir unbekannten Sprache.

„Ich verſteh' Sie nicht“, ſagte ich ungeduldig, auf's äußerſte aufgeregt.

Da begann er deutſch zu ſprechen.

„Die ‚Organiſierten Krakauer Arbeiter‘ begrüßen dich. Servus.“

Er hielt die Hand hin.

Ich wich zurück und nahm den angebotenen Handſchlag nicht an.

„Wer ſind die Herren?“

„Du fragſt noch?“ zwinkerte der blaſſe Hagere.

„Das macht er gut!“ kicherten die anderen.

Unbeſchreibliche Schwäche überwältigte mich. Ich dachte nach, ob ich die Leute ſtehen laſſen oder der Sache auf den Grund gehen ſolle. Ich blickte ihnen in die Augen. Ich ſah in ihren Geſichtern die ehrlichen Slavenaugen glänzen und ſah, ſie treiben keinen Spaß und ſah, ſie hatten mich in dieſem Augenblick — alle auf einmal — wirklich erkannt. Der Schatten eines fremden Lebens ſchlich durch meine Seele. Ich griff an meinen Kopf, betaſtete meine Stirne, fühlte das darüber fallende Haar, mein Haar. Ich ſprach und hörte meine Stimme und dennoch war mir, als ſei ich vernichtet. So wohlig wäre geweſen, unter der Erde

zu ſchlafen, namenlos zu ſchlafen, tief . . . tief unter der Erde.

„Was wollen Sie?“ flehte ich mit weinender Stimme, „ſuchen Sie mich? Um Gotteswillen, warum quälen Sie mich?“

„Komm zu unſerem Tiſche!“ riefen ſie im Chor.

Ein Moment — und ich ſaß auch ſchon dort, blaß, ſteif. Es gab kein Erbarmen für mich. Die Arbeiter durchbohrten mich mit ihren Blicken, zerzauſten mein Haar, küßten mich drunter und drüber. Wir dutzten einander. Allmählich fügte ich mich allem. In dem dunklen Nebenzimmer begann ein Klavierwerkel zu wiehern, wir aber tranken. Nur auf Augenblicke kam ich zu Bewußtſein. Ich ſuchte in meinem krampfhaft zuſammengepreßten Gehirn nach etwas, als ſuchte ich in ohnmächtigem Schlaf einen Schatz, ſuche wahnſinnig und finde ihn nicht. Mein Leben verſchwand. Ich konnte mich ſchon auf gar nichts mehr beſinnen, ſah nur die Arbeiter, die wieder zu heulen und zu ſtreiten begannen und mich mit Fragen beſtürmten.

„Biſt du aber ſeither mager geworden“, meinte der Hagere.

„Aber woher denn“, rülpſten die anderen, „er iſt doch ſo feiſt, wie der Biſchof von Krakau.“

„Ich verſteh' euch nicht“, ſtotterte ich.

„Er verſteht nicht!“ deklamierte ein kleiner Pole, „er will uns nicht erkennen, der Elende, der Eſel, der Frechling . . .“ und ſchlug ſein Glas zu Boden.

„Auch an deine Mutter erinnerſt du dich nicht?“ fragten mehrere.

„An meine Mutter?“

„Deine Schweſter heiratete im Winter“, ſchrie ein Arbeiter, „wo iſt das Hochzeitsgeſchenk geblieben, du Geizhals?“

„Ich hab' ja gar keine Schweſter.“

„Er hat keine, er hat keine“, lachte die ganze Runde.

Später ließen sie mich kaum zu Worte kommen, umringten, bestürmten, betäubten mich.

„Erinnerst du dich auch an die große Brücke in Krakau nicht, auf der du so viel herumgestanden? Nicht an die trunkenen Nächte, in denen du dich schnaufend im Schnee gewälzt, in denen du den Mädchen Champagner in die Busen gossest? An das Geläute der Schlitten? An die weiten Spazierritte? An dein schwarzes Roß, das du in der Nacht durch die Stadt getummelt?"

„Nein, nein, nein", stöhnte ich bebend.

„Auch an deinen Vater nicht, den dicken Ulanen?"

„Nein."

„Nicht an deine Geliebte, an Marica mit den apfelgrünen Augen, an die weiße, herrliche Marica?"

„Nein", schluchzte ich immer leiser, ohne jeden Widerstand.

„Warte nur!" kreischte ein kleiner Krauskopf. „Ich werde dir schon helfen. Eines Nachmittages, im August, schliefst du inmitten der Bienenstöcke des Pfarrers auf der Erde und um dich herum summten Bienen, Drohnen. Wir werden gleich auf der Spur sein, mein Herrchen! Damals sprachst du mit mir. Am Bergesabhang glänzten die Kürbisblüten, der Hagedorn spreizte sich in der Wärme. Auch daran erinnerst du dich nicht?"

Ich lauschte der Rede, in der aller Schmutz eines fremden Lebens aufgestöbert wurde und wankte zurück. Jetzt sah ich schon die Gegend, in der ich geweilt, vielleicht in einem Traum, aber ich erinnerte mich wirklich und bestimmt daran, besonders an die dicken, orangegelben Kürbisblüten. Dies hatte sich einst tatsächlich ereignet. Auch die betrunkenen Traumgestalten waren mir nicht fremd. Ich beschloß, mich zu ergeben, ihnen mein Leben hinzuwerfen, damit sie es plündern, damit sie alles in mir töten und mich loslassen.

„Erinnerst du dich daran?" fragte nochmals der kleine Pole sehr bedeutungsvoll.

Todesstille herrschte. Ich ließ meinen Kopf hängen und sagte leise:

„Ja."

Wahnsinniger Tumult entstand. Lachsalven knatterten, Gläser wurden geschwungen, gejubelt wurde und getanzt. Ich aber raffte meine ganze Kraft zusammen, stand auf und wollte heimgehen.

„Nicht doch!" schrie ein kräftiger, breitgesichtiger Pole, ein Riese, der bisher keinen Laut gesprochen. „So billig kommst du nicht davon. Einmal versetzte mir jemand eine Ohrfeige von hinten, hinterlistig, in einem finsteren Gang. Jetzt weiß ich schon, wer es war!"

In meinen Adern erstarrte das Blut. Er hob seine fürchterliche Hand und wies auf mich.

„Du Wildschwein", kreischte er heiser, „du Lump, du Schmutz."

Die anderen versuchten, ihn zu beruhigen, doch er gab nicht nach.

„Ein Dieb ist dieser Mann"! brüllte er aus voller Kehle. „Er hat mir einmal dreißig Gulden gestohlen! Sag' nur, daß nicht du es warst!"

Wortlos nahm ich Börse, Uhr, Nadel und warf diese vor ihn hin. Gerne hätte ich jetzt alles hingeworfen, meine Kleider, mein Hemd, — wenn er mich nur fortließe — nur fort, fort, weiter, in die Nacht, fliehend, laufend. Selbstmörder nehmen so vom Leben Abschied. Die Arbeiter jauchzten grunzend, verdauend, im Rausche wiederkäuend. Der polnische Riese schwang siegreich die Börse. Die anderen umringten ihn, wollten ihm die Geldtasche entreißen. Dies war mein Glück. Ich konnte flüchten. Schlich heimlich zur Türe und hinaus auf die Gasse.

Ich konnte kaum auf den Füßen stehen. Jetzt erst ergriff mich die Furcht wirklich. Ich wußte nicht, was mit mir geschehen war, nur das wußte ich, ich wurde ausgeraubt,

hatte mich verloren. Wer bin ich, ich, ich armer Mann? Ein Mensch im Weltall? Ein Niemand, der durch die Gasse schlendert?

In Worten und Lügen suchte ich Beruhigung. Und meine Verzweiflung wurde immer größer. Ich sehnte mich unter Menschen, die ich kenne, die mich kennen, um mich an mein Leben zu klammern. Wohin sollte ich? Hier kennt mich niemand. Die Wirtshäuser sind geschlossen, in den Kaffeehäusern ist keine Seele.

Ich rannte nach Hause. Meine Eltern sind sicher schon wach und frühstücken. Denn mein Vater steht zeitlich auf. Bevor er zu Gericht geht, pflegt er die Akten durchzusuchen.

Langsam, funkelnd graute der Morgen. In dieser grünen Dämmerung irrten Hunde herum und die fürchterlichen Gestalten der Vorstadt, mit Tüchern um den Hälsen, wie man sie weder bei Tag noch bei Nacht sieht, nur in dieser unbestimmten halben Stunde, in der der Himmel zögert, ob er dämmern oder finster bleiben soll.

Ich kam daheim an, riß erregt die Türe auf.

Die Lampe im Schlafzimmer brannte noch.

Daneben im Speisezimmer frühstückten Vater und Mutter bei Kerzenlicht. Neblig, düster war es in der Stube.

Ich trat ein.

Mit verwunderten Augen betrachtete mich meine Mutter:

„Wen suchen Sie?“

Mein Vater erhob sich vom Tische, legte die Zeitung nieder, nahm die Zigarre aus dem Munde und blickte etwas betroffen drein.

„Pardon, mein Herr ... in eine fremde Wohnung ... Vielleicht gehen Sie fehl ... Ich begreife nicht, daß die Mägde ...“

Meine Mutter sagte:

„Sonderbar ...“

Nur so viel hörte ich. In der nächsten Minute war

ich auch schon draußen auf der Gasse, ohne Unterstand, voll Grausen vor mir selbst. Ich durchsuchte meine Taschen. Fand meine Photographie. Dies bin ich. Auch meine Briefe hatte ich bei mir. Die Briefe, welche an mich adressiert waren. Auch meine Papiere. Auch meine Bahnlegitimation. Doch ich brauchte einen stärkeren Beweis. Drüben, auf der anderen Seite der Ringstraße, war ein Spiegel. Ich rannte hin. Blickte gierig hinein. Sah es. Sah alles. Verstand alles.

Ein wirres und verstörtes Antlitz blickte mich an. Ein fremdes Antlitz, das ich vorher niemals gesehen. Eine gleichgültige, müde Gestalt, im Nichts schwebend. Ein Mensch, der von allem losgerissen ist. Der Unbekannte.

Ohnmächtig lehnte ich mich an die Spiegelfläche. Regungslos lag noch immer das Antlitz dort, wie der Tote im Glassarg.

Theodor Däubler / Flügellahmer Versuch

Es schweift der Mond durch ausgestorbne Gassen.
Es fällt sein Schein bestimmt durch bleiche Scheiben:
Ich möchte nicht in dieser Gasse bleiben,
Ich leid' es nicht, daß Häuser stumm erblassen.

Doch was bewegt sich steil auf den Terrassen?
Ich wähne dort das eigenste Betreiben,
Als wollten Kreise leiblich sich beschreiben:
Ich ahne Laute ohne sie zu fassen.

Es mag sich dort ein weißer Vogel zeigen!
Fast wie ein Drache trachten aufzusteigen,
Dabei sich aber langsam niederneigen.

Wie scheint mir dieses Mondtier blind und eigen:
Es klopft an Scheiben, unterbricht das Schweigen
Und liegt dann tot in Hainen unter Feigen.

Gedichte / von Hugo Neugebauer

An Max von Esterle

Du wandteſt dich von ſchmiegſam weichem Fleiſch
zum ſtummen Trotze ſtarrender Geſteine,
beſchwichtigend des Blutes Brunſtgeheiſch

mit deiner Winter klarer, kalter Reine,
die dunkel flockend Grab an Grab bedeckt,
und ſtehſt, verblickt in bleiche Sonnenſcheine.

Dich lockt der Herbſt nicht mehr, der, bunt gefleckt,
die Becher ſchwenkt, drin dumpfe Räuſche lauern,
des Sommers Korn und was im Lenz ſich reckt:

Du ſtarrſt, verſenkt in ſtilles, weißes Trauern,
und all die Tode, die du ſchon erlebt,
umwerben uns mit heimlichem Erſchauern,

wenn deine Hand dem Werke ſie verwebt.

Den Freunden

Meine dunkeln Geſichte
werden ſtrahlendes Licht
aus euern Herzen empfangen.
Lange wandert ihr um,
Freundliches nichts begegnet
erdhin ſchleifendem Blick.
Plötzlich bricht aus der ruhenden
Schau ob der glänzenden See
oder der leuchtenden Landſchaft
lange verklungen ein Ton
mächtig wie Quellen hervor:
Lebteſt du dieſes, Verſunkner?
Ja, ich erlebt' es, Geliebter,
leb es noch einmal in dir!

Philiſtroſität, Realismus, Idealismus der Kunſt / von Hermann Broch

I

Um ſich im allgemeinen über den Eindruck eines Werkes klar zu werden, halte ich es für notwendig es zu iſolieren, und nicht für dienlich, es mit anderen zu vergleichen oder ſeinen Beziehungen zum Autor nachzuforſchen: hier dürfte es jedoch von Nutzen ſein.

Die beiden letzten Publikationen Thomas Manns, der Roman „Königliche Hoheit“ und ein Eſſay über Chamiſſo können — die Gründe werden ſich folgend ergeben — als gediegene Unterhaltungslektüre, jedoch nicht als Kunſtwerke betrachtet werden; beſonders der Chamiſſoaufſatz erſcheint, trotz ſorgſamer und ſchöner Sprache, feuilletonhaft, leer, gezwungen. Es war, als hätte die Entwicklung dieſes Schriftſtellers einen traurigen und berufsmäßigen Weg eingeſchlagen: er ſchien dem Kliſchee der „edlen Erzählungskunſt“ anheimgefallen zu ſein, jener edlen und reichen Proſa, deren Reichtum in der Häufung überflüſſiger Attribute beſteht und deren Farbenpracht, Gedanken- und Geſtaltenfülle ein Reſervat iſt der jubilierenden fünfzigjährigen Autoren des Jahres 1912. Auch die neue Novelle erhielt noch einen brokatenen Titel — ſie heißt „Der Tod in Venedig“.

Carl Dallago verſpürte den Ungeiſt der Philiſtroſität im Chamiſſoaufſatz und brach den Stab: nun hängt Thomas Mann zwiſchen zwei üblen Philiſtern und iſt vermerkt mit dem (vielleicht allzu gewichtloſen) Wort „ein Mann weniger in der Kunſt“.

Ob nun Thomas Mann dieſe Kritik kannte und bewußt ſich gegen ſie wendet oder ob hier ein anſcheinend zufälliges, aber innerliches und logiſches Zuſammentreffen vorliegt, iſt einerlei. Die Erzählung wirkt als Proteſt. Der Vorwurf

der Philiſtroſität wird zurückgewieſen, der Beweis für die Künſtlerſchaft ſoll erbracht werden.

Es geſchieht dies — von der faſt gewaltſamen Vermeidung jeglichen landläufigen Philiſtertums abgeſehen — in einer tiefe Fragen der Aeſthetik berührenden ausgeſprochenen Polemik, und es iſt, als ſolle die Schönheit der Einkleidung vor allem Beweis und Stütze ſein für den kunſttheoretiſchen und polemiſchen Kern.

Die Darlegung dieſer kunſttheoretiſchen Anſichten (polemiſcher Tendenz) iſt in der Entwicklungsbeſchreibung des Hauptcharakters durchgeführt; ihr iſt ein ganzes Kapitel von den fünfen der Novelle gewidmet. Da Mann wohl erkannt haben muß, daß durch dieſe unverhältnismäßige Breite die Architektonik des Aufbaues geſtört erſcheint, wohl erkannt haben muß, daß ſich dieſes Kapitel allzu kommentarmäßig zwiſchen die anderen drängt, dadurch aus dem Rahmen des Kunſtwerkes herausfällt, trotzdem aber belaſſen hat, ſo iſt anzunehmen, daß er ihm beſondere Wichtigkeit beimißt, es abſichtlich zur Diskuſſion ſtellt und daß er hier ſeine eigene künſtleriſche Ueberzeugung ausſpricht.

Selbſtbekenntnis des Schaffens: ſchwerſter Vorwurf der Kunſt, in aller Kunſt enthalten, denn jede Kunſt iſt Lyrik, aber ſchärfer und ernſter als alles andere. Das Phänomen des Schaffens, tiefſtes Erlebnis des Künſtlers, wird als Objekt gefaßt ein tiefſtes Problem der Kunſt.

Ich glaube daher in der Novelle eine ganz außerordentliche Anſpannung des künſtleriſchen Wollens erblicken zu können und darin auch die Urſache ihrer hohen Vollkommenheit; ein tour de force ſcheint den toten Punkt ſeines Wirkens bezwungen zu haben und über die Gewaltſamkeiten hinaus veredelt ſich dieſes kleine Werk Thomas Manns, gleich manchen ſpätbarocken Architekturen, zu Wirkungen, in denen das Gewaltige, Gefügte aller echten Kunſt zu ahnen iſt.

Die Erzählung handelt alſo vom Dichter, wirklichen

Künſtler, entfaltet Art und Weſen ſeines Schaffens und ſeines Verhältniſſes zur Welt — immer aber im Widerſpruch ſtehend zu den Forderungen Dallagos an den Künſtler, den ſchöpferiſchen Menſchen.

Der Schriftſteller Guſtav Aſchenbach entſtammt einer preußiſch-ſchleſiſchen Pflichtgefühls-Beamtenfamilie, aber ſeine Mutter iſt (Reverenz vor der Vererbungstheorie) Tochter eines böhmiſchen Kapellmeiſters. Er ſelbſt daher Kreuzungsprodukt ohne Robuſtität, Naivität; Skepſis der Degeneration. Der kleine Hanno. Von der Mutter die künſtleriſche Anlage und die Neigung, das Pfund bohèmemäßig zu verſchlampen, von den Vätern Pflichtgewiſſen zum Berufe, inneren Zwang das Talent zu entwickeln.

Seine Skepſis hatte ihn bald zu erkenntnistheoretiſchen Problemen getrieben und folgend mußte er eher zum Schluſſe von der Einſichtsloſigkeit des Urteils, der Haltloſigkeit jedes Begriffes gelangen: „Aſchenbach war problematiſch, war unbedingt geweſen wie nur irgend ein Jüngling. Er hatte dem Geiſte gefröhnt, mit der Erkenntnis Raubbau getrieben,..... ja, während ſeine Bildwerke die gläubig Genießenden unterhielten, erhoben, belebten, hatte er, der jugendliche Künſtler, die Zwanzigjährigen durch ſeine Zynismen über das fragwürdige Weſen der Kunſt in Atem gehalten.“

„Aber es ſcheint, daß gegen nichts ein edler und tüchtiger Geiſt ſich raſcher, ſich gründlicher abſtumpft, als gegen den ſcharfen und bitteren Reiz der Erkenntnis; und gewiß iſt, daß die ſchwermütig gewiſſenhafte Gründlichkeit des Jünglings Sicherheit bedeutet im Vergleich mit dem tiefen Entſchluſſe des Meiſtergewordenen Mannes, das Wiſſen zu leugnen, es abzulehnen, erhobenen Hauptes darüber hinwegzugehen, ſofern es den Willen, die Tat, das Gefühl und ſelbſt die Leidenſchaft im geringſten zu lähmen, zu entmutigen geeignet iſt.“

Der Philiſter Dallagos: „„Er will ſcheinen und darum

nicht allein sein. Wenn er nur nicht an sich und die Dinge mit nutzlosem Denken heranzukommen braucht!'" — Aschenbach wirft das nutzlose Denken über Bord: es führe zum Zynismus. — „„So ist ihm das Herkömmliche, das Konventionelle, als das Diktat der Vielen, auch Leitstern . . .'" — „Etwas Amtlich-Erzieherisches trat mit der Zeit in Gustav Aschenbachs Vorführungen ein, sein Stil entriet in späteren Jahren der unmittelbaren Kühnheiten, der subtilen und neuen Abschattungen, er wandelte sich ins Mustergültig-Feststehende, Geschliffene, Erhaltende, Formelle, selbst Formelhafte." — „„Der wahrhaft schöpferische Mensch aber gehört nicht der Gesellschaft an.'" — „Es war ihm innerlich gemäß und er lehnte nicht ab, als ein deutscher Fürst, soeben zum Throne gelangt, dem Dichter des ‚Friedrich' zu seinem fünfzigsten Geburtstag den persönlichen Adel verlieh." — „„Die Kunst kennt nicht gut und böse, nicht schön und häßlich, sie kennt nur ein Vorhandensein und Da-Sein und maßt sich nicht an über dieses zu richten.'" Aber von einem Werke Aschenbachs wird gesagt „die Wucht des Wortes, mit welcher hier das Verworfene verworfen wurde, verkündete die Abkehr von allem moralischen Zweifelsinn . . . . ."

„„Philister!'" — „Nein, ein Künstler."

Um hier einzudringen, möge das Verhältnis Philister-Nichtphilister untersucht werden. Wie jedes Problem, ist auch dieses bei Kant vorgedacht und ohne jede Ueberhebung behaupte ich, daß sowohl Mann als Dallago das Vergehen einer nicht genügenden Berücksichtigung seines Denkens vorzuwerfen ist. (Kritik, wahre Kritik, heißt ja nicht Besserwissen wollen, sondern die Ordinaten zwischen Projektionen, Schnitten ziehen und die Bilder sich gegenseitig ergänzen lassen.)

Carl Dallago *postuliert*, und dagegen ist nichts einzuwenden, der Philister sei ein absolut unschöpferischer Mensch. Er charakterisiert ihn durch gut und scharf erfaßte Züge,

vielfach Bourgeoiseigenschaften. Folgert aber dann wieder zurück, daß dem Künstler diese Eigenschaften unbedingt fehlen müssen — Einschränkung: Aeußerlichkeiten der Boheme machen gewiß nicht den Künstler aus — und heischt, als ideales Gegenspiel zum Philister, vom schöpferischen Menschen etwas sehr Schönes: Einsamkeit des Ichs vor der Natur. (Erwiesen an seinem eigenen Leben.)

Richtige und treffende Urteile sind noch keine erschöpfenden Urteile und ästhetische Wertungen, die lediglich auf der Beobachtung menschlichen Materials aufgebaut sind, sind Verallgemeinerungen empirischer Kenntnisse und müssen sich zu ihrem Bestande Einengungen gefallen lassen: „Wo das nicht zutrifft, ist das schöpferische Element noch nicht reif oder stark genug, oder es ist bereits angekränkelt oder verdorben." Solche Sätze, krank-gesund, heißen nichts, haben aber die Gabe alles umwerfen zu können.

Der Verdacht liegt nahe, daß der von Dallago gesetzte Antagonismus nicht besteht.

Vor allem der aufgezeigte, merkwürdig elementare, logische Fehler: Cassius ist kein Legionär. Alle Legionäre tragen Waffen. Folglich kann Cassius keine Waffen tragen. — Und Dallago hätte zeigen müssen, daß Cassius, wenn er Cassius sein soll und will, keine Waffen tragen darf und kann.

Dies tat er aber nicht, konnte es nicht tun, denn die von ihm angemerkten Kriterien *kommen nicht nur dem Philister zu, sondern gehören einer größeren Gruppe an*: der Philister wird die Eigenschaften *immer* besitzen, der Künstler *kann* sie besitzen. Die Gruppe ist aber der philisophische Realismus, besser gesagt die Richtung des unphilosophischen Denkens.

Es ist dem realistischen Denken eigentümlich, daß es im Gegensatz zum Kant'schen, philosophischen Geiste, Erscheinung und Begriff decken zu können vermeint. Der Realismus

iſt die erhaltende Geiſtesrichtung; er ſtellt ſich im Weſen als das Gedächtnis der Generationen dar, als das Gedächtnis der Fähigkeiten für den Kampf ums Daſein und die Erhaltung der Raſſe und damit hat er alles Beſtehende geſchaffen: Sympathie, Raſſenhaſſe, die Inſtinkte des Einzelnen, des Volkes, Art und Leben, Inſtitution und Schichtung der Geſellſchaft. Dem Realismus iſt die Geſellſchaft, ſowie der Krieg, der techniſche Fortſchritt und alles menſchliche äußere Geſchehen gleich notwendig und gleich bedeutſam: er iſt ein Automat feſter Begriffe und bewegt ſich (für uns) nach rein mechaniſchen Geſetzen. Auch dieſe Geſetze haben die Notwendigkeit des Realismus; den *Grad* ihrer Wichtigkeit und Verläßlichkeit hat Kant zur Genüge dargetan.

Die Geſellſchaft und ihre Forderung, ſie ernſt und tatſächlich zu nehmen, iſt nur ein Teil des realiſtiſchen Weltbildes. Sie iſt gleichwertig mit Krieg und Volk und vielem Unphiliſtröſen. Die Dallago'ſchen Philiſtereigenſchaften werden ſich überall wiederfinden, wo Eindruck und Begriff gleichgeſetzt werden und dieſe Einheit iſt Urſache für die gezeigte Einſchiebung einengender Zwiſchenglieder ins Denken — „in der Religion iſt es das dogmatiſierende Element, die Kirche; in der Kunſt das profanierende, die Preſſe; im Leben das rationaliſierende, die Geſellſchaft.“ Die Begriffe werden geſichert, ſie werden verſteift, und auch der Philiſter „will das Leben geſichert“. Die Philiſtereigenſchaften haften dem Realismus überall an und es iſt vielfach das Schimpfwort „Philiſter“, das ihren Kreis ſo verkleinerte.

Ich glaube daher, daß auf Grund der Dallago'ſchen Kriterien eine Scheidung zwiſchen Philiſter und ſchöpferiſchem Menſchen nicht vorgenommen werden kann, es ſei denn, der ſchöpferiſche Menſch ſei *immer* Kant'ſcher Idealiſt, denn ein anderer Gegenſatz iſt hier nicht aufzuſtellen. Es werde daher vorerſt der Verſuch einer tatſächlichen Abgrenzung

der Gruppe der Philiſter unternommen und man kann annehmen: der Philiſter ſei der Realiſt reinſter Obſervanz. Er iſt nur mehr Generationengedächtnis (und tatſächlich: er iſt entſetzlich erwachſen). Ihm decken ſich nicht nur Erſcheinung und Begriff, als von außen kommende Eindrücke, ihm geſellt ſich noch eine dritte Identität hinzu: das Wort. Es entſteht ihm ein Einklang, Erſcheinung-Begriff-Wort, und ſein Denken iſt ein handgreifliches, klappendes Ineinandergreifen ſolcher Einheiten. Ein tiefes Beiſpiel: Harakiri, Geſpräch der Kuli, von Karl Kraus.

Es decken ſich ihm Wort und Begriff, beide werden für bare Münze genommen. Darum iſt der Philiſter immer bigott. Iſt er aufgeklärt (und er iſt es gerne), ſo wird der Begriff zum Wort und der überzeugte Rationaliſt, Atheiſt, Freidenker entſteht — iſt er es nicht, ſo wird das Wort zum Begriff und der Bet-, Wortfanatiker das Reſultat. Eine Verquickung beider Formen iſt im Proteſtantismus, Modernismus zu finden. — Ob nun Freidenker oder Pfaffe, Moniſt oder Dualiſt, (jedenfalls Realiſt): er wird ſich immer wortklauberiſch (die einzige Fähigkeit ſeines Intellektes) erweiſen und in ſeinem häufigen, vor allem bourgeoiſen, Auftreten als Philiſter zu bezeichnen ſein. Gerät er in künſtleriſchen Beruf, ſo iſt die Folge der Einheit von Erſcheinung-Wort die Verwandlung von Originalität in Manierismus und ſo fort.

*

Es iſt die Unterſuchung notwendig, ob die aus der Dallago'ſchen Abgrenzung hervorgegangene Forderung, der Künſtler könne nicht Realiſt, müſſe Kant'ſcher Idealiſt ſein, nicht doch zu Recht beſteht.

So ſympathiſch dies nun auch wäre: ſelbſt die naheliegendſten empiriſchen Tatſachen ſprechen dagegen. Man denke an das Verhältnis Goethes zu Kant, man denke trivialſt an ſeine Stellung in der Geſellſchaft. (Es iſt übrigens nicht

zu vergessen, daß die Gesellschaft auch eine erotische Institution des Realismus ist!) Und von den Meistern der Renaissance bis zu den Naturalisten, Impressionisten, mit wenigen Ausnahmen. Wahre Künstler trotzdem. — Ja, sogar Dallago selbst, denn eine Einsamkeit vor der Landschaft ist Einsamkeit vor der Realität.

Der Schopenhauersche ästhetische Grundgedanke: Künstlerisches Sehen ist die Fähigkeit in den Objekten deren „platonische Idee", das „Ding an sich" zu ahnen; künstlerisches Schaffen heißt, dieses Ahnen im Materiale manifestieren zu können. (Daß diese schöne und klare Darstellung durch ihre Verschmelzung mit der Willenstheorie getrübt wird, kann hier unberücksichtigt bleiben.)

Es ist ohneweiteres ersichtlich, daß Schopenhauer damit dem Künstler ein realistisches Schaffen zuweist, das sich um einen idealistischen Kern ansetzt, im Grunde aber sogar rein naturalistische Züge aufweist. Damit berührt sich der Satz Dallagos: „. . . wonach sie (die Kunst) drängt ist einzig dieses Vorhandensein zu heben und zu geben, so wie es ist. Daß es da ist, daß es so gegeben wird, wie es da ist — wie es gefühlt wird, also wahr — echt, macht in der Kunst einzig etwas gut wie schön, und es ist das Schwerste es ungeschminkt zu heben und zu geben." — Diese Ehrlichkeit dem Objekt und sich selbst gegenüber ist die Forderung fast jedes Künstlers. Der Künstler ist vor allem Realist.

Sollte also Mann doch Recht haben, wenn er das philosophische Denken als kunstfeindlich perhorresziert; wenn er die philosophische Skepsis als erschreckenden Zynismus hinstellt, in ihm das Ungewisse, den „Abgrund" sieht, das Wesen des Künstlers (wenn der Fall Aschenbach ins Typische erhoben wird), an dem die Kunst zu Grunde gehen kann; gibt es hier nur die Flucht vor dem Denken in die „zweite Unbefangenheit"?! — Nein, denn dies alles mit seinen Folgerungen und Forderungen ist „angewandte" Philoso-

phie und eine solche gibt es ebensowenig wie „angewandte" Kunst. Man kann mit „Null und Unendlich" mathematisch nicht operieren und Konsequenzen aus dem unendlichen Ignorabimus abzuleiten ist unphilosophisch. Die Kant'sche, idealistische Philosophie ist Analyse von Grenzen, und künstlerische, ethische Moral aus dieser skeptischen Analyse ziehen wollen, geht hundert Jahre nach Kant nicht mehr. Eine solche Philosophie kann niemals im Widerspruch zur Kunst stehen, denn sie kennt überhaupt keinen Widerspruch.

Nichtsdestoweniger sind die Spuren des Idealismus in der Kunstschöpfung nicht leicht zu finden, in einzelnen Fällen aber mögen sie nachgewiesen werden; der Idealismus innerhalb des Schaffens kennzeichnet sich überall durch überaus schwierige, krampfhafte Stellungnahme des Künstlers zu seinem Problem, zu seinem Material: man kann, bei flüchtiger Uebersicht, drei Gruppen dieses Schaffens erkennen, Gruppen, deren Eigenschaften auch beim einzigen Künstler vereint vorkommen, oft aber als die Folge von Lebensphasen erscheinen.

Erste Phase. Erscheinung, als der idealistischen Geistesrichtung völlig fremd, wirkt erschreckend; die Vertrautheit infolge des Generationengedächtnisses scheint ausgelöscht: alles wird neu aufgebaut, so van Gogh. — Kindheitserinnerungen spielen eine große Rolle; mit ihnen eine leise und rührende Versöhnung mit der Erscheinung gegeben. Ja, alle Kunst ist Kindheitserinnerung. (Rainer Maria Rilke.)

Zweite Phase. Die Erscheinung als bloße Auslösung wird bewußt erkannt, sie verliert das Erschreckende, wird aber daher als solche zurückgeschoben und nur mehr als das Echo des Ichs und der Verwandtschaft des Geistigen, Träger des Gesetzes verwertet. Flaubert dürfte in diesem Sinne bewußter Künstler gewesen sein. Heinrich Mann ist vielleicht, aber nur vielleicht, hier einzureihen.

Ein Zurückbiegen zum reinen Materialismus, Realismus kann leicht eintreten.

Dritte Phase. Die Nichtigkeit der Erscheinung und die Unhaltbarkeit des Begriffes wird extrem empfunden.

Es entwickelt sich hieraus

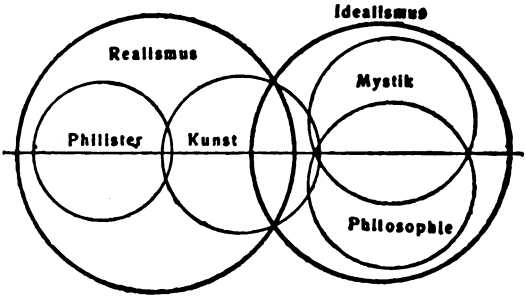
entweder: bewußte Gegenüberstellung, Wesen des Humors. Tiefe aller wahren Humoristen. (Bezeichnend: größte männliche Schauspieler sind vor allem Komiker.)

oder: gänzliche Abschüttlung und Uebergang zur Mystik (Strindberg) und zur Philosophie der Passivität (Innerliche Abkehr Michelangelos von der Kunst).

Das Schaffen Karl Kraus, wie wahrscheinlich jedes echten Satirikers, dürfte sowohl aus der zweiten als aus der dritten Phase bestimmt sein.

So schwer eine solche Untersuchung ist, so plump sie hier durchgeführt erscheint, so glaube ich doch dargetan zu haben, daß das wahrhaft philosophische Denken von der Kunst weder abgelehnt werden darf noch abgelehnt worden ist. Wohl bietet die Philosophie, und zwar immer und immer wieder Kant, bloß ein genau determiniertes Ignorabimus, dieses Ignorabimus ist aber nicht feindlich der Kunst, kann sie höchstens vertiefen. Daß es auch von der Kunst wegführen kann (wie die „dritte Phase" zeigt), ist eine weitere Vertiefung des Menschen; kein Sturz in den Abgrund, sondern hellste Auflösung des Seins. — Schopenhauer stellte das Brahma über die Kunst.

Wir kommen zum Schluß. Ueber das Verhältnis der Kunst zur Philistrosität hinaus ist das Thema gewachsen und wurde zur Frage der Stellung des Künstlers zu den beiden großen Denkkategorien der Menschheit, Idealismus und Materialismus. Fanden eine Zwischenstellung, die sich in logischen Symbolen beiläufig folgendermaßen ausnimmt:



Der Kunſtkreis ſchließt das idealiſtiſche und realiſtiſche Schaffen ein und es erſcheint nun noch die Frage nach dem Mittelpunkt dieſes Kreiſes berechtigt, nötig. Es ſei zum Verſuch der Beantwortung wieder an die Schopenhauerſche äſthetiſche Theorie angeknüpft.

Durch die Einführung der platoniſchen Idee, Dings an ſich, ſcheidet ſich der Naturalismus Schopenhauers von der Forderung nach einem rein photographiſchen Verfahren. Durch die gewaltſame Anpaſſung ſeiner hohen erkenntnistheoretiſchen Urteile an die Willenstheorie, wurde auch hier der Wille hineinesklamotiert, um in der platoniſchen Idee der Dinge zu erſcheinen. Zur Willenstheorie muß man aber gläubig ſein, denn ſie iſt, bekanntlich, eine wirkliche Poſtulierung und auch ſie führt nur immer wieder zum Letzterkennbaren des Geiſtes zurück: Willen der Dinge iſt ihre Weſenheit und ihre Weſenheit iſt das „erkennbare" Naturgeſetz. (Alſo kein Monismus deswegen!) Die platoniſche Idee jedes Kunſtwerkes iſt die aeſthetiſche Geſetzmäßigkeit. Und ſo wie Platon bereits alle „Ideen" als Ausflüſſe einer Idee anſieht, ſo kann alle Geſetzmäßigkeit auf ein einziges Geſetz, das Geſetz vom Gleichgewicht ſämtlicher Faktoren des geſchloſſenen Syſtems, zurückgeführt werden. Die Muſik iſt dieſes Geſetz in Reinheit entwickelt (man denke im

übrigen an die physiologische Verbindung des inneren Ohres mit dem Gleichgewichtssinn) und hier der innere Zusammenhang aller Kunst, gleichzeitig die Einsicht, daß die Kunst von Objekt, Formgattung, überhaupt von einzelnen Prämissen völlig unabhängig ist, denn Gleichgewicht läßt sich in jeder Lage und durch jedes Material herstellen. — Es wird aber auch klar, daß auch dieses Gesetz als Materialismus aufgefaßt werden kann (dadurch der Schluß gestattet, daß auch die Musik realistische Kunst ist!), denn der Zusammenhang mit dem Naturgesetz ist offenkundig: alle bekannten Naturgesetze sind Sätze über das Gleichgewicht, und darum auch: „alles Natürliche ist schön." — Der Beweis aber, daß all die sogenannten Naturgesetze samt ihrer gepriesenen Universalität nur krasser Materialismus sind, wurde in der „Kritik der reinen Vernunft" restlos geführt.

II

Selten ist der Satz des Gleichgewichtes so schön, so klar versinnbildlicht worden, wie in der Erzählung „Der Tod in Venedig". Das Gleichgewicht der Handlung verbindet sich hier (das polemische Kapitel muß ausgeschaltet gedacht werden!) nahezu restlos dem Gleichgewicht der Stimmung, des Gefühles, des Stiles. Alle Linien schließen sich, das Ganze zur Einheit rundend und doch einer Spitze zuströmend; der physikalische Vergleich mit dem Gleichgewicht der Potentialflächen drängt sich auf: das Kunstwerk ein geschlossenes, im Gleichgewicht schwebendes Gebilde; auf ihm bedingen sich alle Faktoren gegenseitig, Kräfteverhältnisse, Form, Ausstrahlungspunkte und Intensität, Dynamik, Temperatur — keiner ist unabhängig, alle dem Gleichgewicht des Systems unterworfen.

Die Grundannahme ist in dem Charakter Aschenbachs gegeben; die Erzählung zeigt, wie sich aus dieser Prämisse

das Schickſal erfüllt, erfüllen mußte: und dieſer lückenloſen Ueberſetzung rein geiſtiger Vorausſetzungen in Notwendigkeiten ſcheinbarer Zufälle des körperhaften Lebens verdankt das Kunſtwerk zum großen Teil das eminent Starke, Gefügte, durch das es ausgezeichnet iſt.

Der künſtliche Zuſammenhalt des Charakters Aſchenbachs, ſeine künſtliche und bewußte, gewollte Feſtigkeit, (Erbe der Väter) mußte durch die unausgeſetzte Anſpannung einen Sprung bekommen: der hatte ſich langſam vorbereitet und plötzlich iſt er da, erweitert ſich blitzſchnell, unaufhaltſam und durch den Riß blickt ein ſchwarzes Nichts, der Abgrund, der Tod.

Die Erzählung hebt an mit dem Augenblicke der Willensentſpannung. Guſtav Aſchenbach ſieht ſich außerſtande den Kampf mit dem Material weiterzuführen, er muß ſeine Arbeit im Stich laſſen; körperlich und ſeeliſch voll Unruhe, erwartet er Wünſche, fühlt vorläufig nur Abneigungen. Die Geſtalt eines fremdländiſchen Touriſten, Wanderers, — nichts Beſonderes, rein Zufälliges — läßt ſeine Wünſche, ſeine Unruhe ſich plötzlich verdichten: Reiſen. Halb künſtleriſch, halb fieberſchwül erſcheint eine Dſchungellandſchaft, verwiſcht ſich. Vierzehn Tage ſpäter iſt er in Brioni, ſeinem Reiſeziel — aber es iſt nicht das Richtige, er ſucht wieder und erkennt, daß er nach Venedig will. Dies war der Auftakt.

Während ſich bis jetzt ſein Schickſal nicht unnormal verhalten hat, beginnt es nun, ihm ein Geleit fratzenhafter Geſtalten zu geben. Ein Bocksbart empfängt ihn auf dem Schiffe, das ihn nach Venedig bringen ſoll, ein als Jüngling aufgeſtutzter Greis beläſtigt ihn. (Das Hauptthema wird variiert und leicht verzerrt). Er kommt bei lichtem, halbdurchſonntem, ſchwülem Nebel in Venedig an; weiß, blendend, ungeduldig und doch ſchleppend liegt der Dunſt über den Flächen. Wird von einem Gondolier aufgenommen, der ſich nicht unwahrſcheinlich und doch nicht geheuer benimmt;

in ſeiner leider ſchon beliebten Manier gibt ihm Thomas Mann kleine, gleiche Aeußerlichkeiten mit jenem Wanderer vor der Abreiſe. Seine Gondel wird — dünnes Muſikgeklimper unter Sonnennebel — von einer Muſikbarke verfolgt. Sie bleibt zurück. Die Fratzen verlaſſen ihn. Er iſt am Lido.

Es taucht, licht, ſchlank, das Gegenleitmotiv auf — Tadziu, ein Knabe von großer Schönheit. (Ein Verwandter des Baron Frangart von Karl Borromäus Heinrich, doch zärtlicher, ſinnlicher.) Aſchenbach iſt von der beſonderen Schönheit des Kindes angeregt, ſeine Einſamkeit konzentriert ſich auf dieſen Punkt — ſeine Gedanken beleben ſich an der Grazie und Ebenmäßigkeit. Er beobachtet ihn einen Tag am Strande, iſt entzückt, aber dieſer erſte Tag lehrte ihn auch, daß ſein Körper das laſtende Sciroccowetter nicht aushalte und er entſchließt ſich kurzerhand Venedig zu verlaſſen. So ſieht ihn bereits der nächſte Morgen auf der Abreiſe — auf der Flucht? — Alle Motive ſind gebracht: die Introduktion iſt vorüber.

Aſchenbach nimmt unſäglich ſchweren Abſchied von Venedig. In plötzlicher Bangigkeit, Sentimentalität, fühlt er ſich an die Stadt gebunden, begrüßt jedes Haus, jeden Stein an den Ufern des Canals; wie in Heimweh fühlt er ſich nahezu phyſiſch gefeſſelt, bekämpft aber die Regung. — Doch eine unbändige Freude erfüllt ihn, als er am Bahnhof erfährt, daß ſein Gepäck nach einer falſchen Station verſchickt worden ſei: er kann bleiben (und ſein Bleiben vor ſich ſelbſt verantworten). Kehrt auf den Lido zurück, empfindet ſich frei und ſicher — er iſt eins mit ſeinem Schickſal, die Luft drückt nicht mehr — iſt es der Scirocco, der entſchwindet — und Tadziu tritt wieder auf.

Er hat nun Gelegenheit Tadzius Anblick unausgeſetzt zu genießen und immer aufs Neue enthuſiasmiert ihn die Erſcheinung. Wahrlich das Gefallen iſt zum Enthuſiasmus

gewachſen: Sonne, Strand und Meer haben in dem lieblichen, badenden, antiken Körper ihren Mittelpunkt gewonnen. Leuchtendes Bild in Farben lichter Feſtesfreude, hellſtes Gelb, hellſtes und doch akzentuiertes Blau, voll heißer Luft des ſommerlichen Südens und doch geſchliffen-kühl aus bildwerklicher Einheitlichkeit. Aſchenbach lebt in dieſem Bilde und all ſein Talent, Genie verſammelt ſich wieder, noch einmal, und er ſpricht — wie bezeichnend für dieſen Willenskünſtler, daß er ſeine Gedanken ſich ſprechen muß — Worte von fröhlich-ſchönem Inhalt. Ja, im Angeſicht der körperlichen Vollkommenheit, verſucht er die edlen Linien in ſeinem Stile zu wiederholen, ſchreibt eine Abhandlung voll „erleſener Proſa", (über deren Inhalt leider nur geſagt wird, daß er ein „brennendes Problem der Kultur" berühre — Realismus? Philiſtroſität? — man denkt an Eheſcheidung in Oeſterreich.) Sie wurde aber von der Mitwelt als Meiſterwerk begrüßt und es konnte dies wohl ſein, denn ſie war geſchrieben in Tagen voll zitternder, ungeduldiger Schöpfungsfreude und unruhigen Glückes. — Es iſt der feſtliche Höhepunkt, ein jubelndes und doch kein haſtendes Allegro, das Orcheſter iſt hell geſtimmt, im Einklang wird das lichte, ſchlanke Motiv uniſono gebracht.

Aſchenbach vermied es Tadziu kennen zu lernen, er wollte den Zauber nicht zerſtören, fürchtete ſich davor, aber es ſtellte ſich ein Einvernehmen der Seelen ein, flüchtig, unbewußt, nebenſächlich erſt, nur den Blick aufeinander ziehend wie in jenen häufigen Augenblicken, da man es ſpürt von irgendwo beobachtet zu werden. Aber die Seele des Aelteren öffnete ſich und die ſeit Jahren verſteckte Zärtlichkeit eines Arbeitslebens ſuchte und umſchloß das fremde kleine Objekt. — Und als Tadziu eines Abends den Dichter voll anlächelte, da war dieſer, vielleicht durch die Plötzlichkeit, ſo ſehr erſchüttert, daß er die Einſamkeit und das Dunkel des Parkes flüchtend ſuchte: und auf eine Bank zurückgelehnt,

mit hängenden Armen, überwältigt, flüsterte er die stehende Formel der Sehnsucht, — unmöglich hier, absurd, verworfen, lächerlich und heilig doch, ehrwürdig auch hier noch:

„Ich liebe Dich.“.....

Und nun, dämonisch, Scherzo, kommen die Fratzen wieder hervor, in Venedig geht die Cholera um; sie wird von Buffonen und Bocksbärten totgeredet. Durch die infizierte, schleichende, schwüle Stadt verfolgt Aschenbach sein Idol, Gondelverfolgungen und finstere Torwege wie in der Intriguenoper. Der rothaarige Wanderer und Gondoliere erscheint in bestimmterer, bajazzohafter Form als possenreißender Straßensänger aus dem Dunkel — ist es ein rothaariger und obszöner Teufel, der ihn in den Abgrund jagt?! Das Tempo hetzt vorwärts — kleine Aufenthalte, Umkehrungen, Besinnungen, — weiter; dann doch ein deziseres plötzliches Stocken: er orientiert sich über den Stand der Seuche, will die ahnungslose Familie Tadzius zur Abreise bewegen — wird er es tun? Generalpause — Nein! Er will im Rausche bleiben — und da: allegro furioso. In dieser Nacht träumt Aschenbach, nein lebt den bestimmenden Traum; alle Fratzen fangen zu tanzen an, es hebt an die große Orgie der Körpervermischung. Der Phallusruf ertönt und verwebt sich mit dem gleichvokaligen Namen Tadzio, (ein vielleicht zu sinnfällig herbeigeführtes, aber echtes Traumbild), und unter Paukenschlägen und Gekreisch erstirbt entsetzensvoll das Willensbewußtsein Aschenbachs.

Koda. Zerrüttet und tief ermüdet, nachirrend auf den Spuren des Schönen, erlebt Aschenbach, der zum Jüngling durch Schminke und Kleidung herausstaffiert ist, auf dem Brunnen eines kleinen venezianischen Platzes ruhend, eine letzte Stunde wundervollen Selbsterkennens. Wieder sagt er sich seine Gedanken vor, wissend, daß er nunmehr dem Abgrund zuwandle, und seine Worte an den kleinen, fernen

Tadzio wendend, dankt er ihm faſt, daß er ihn zu dieſem Tode geleite.

Er ſitzt wieder am Strande, wieder erſcheint das Bild jener Feſttage vor ihm, nur weniger laut; es iſt alles zarter, blaſſer, feiner. Das Licht ſammelt ſich opaliſierend um den Körper des Knaben, der, wie ſo oft, dem Meere zuſchreitet. Dort ſteht er nun auf fernerer Sandbank, höchſt abgeſondert und verbindungslos, vorm leichten nebelhaft Grenzenloſen: Aſchenbach lag bewegungslos, folgte nur mit den Augen und es war ihm, als ob der bleiche und liebliche Pſychagog dort draußen ihm lächle, ihm winke; als ob er, die Hand aus der Hüfte löſend, hinausdeute, voranſchwebe ins Verheißungsvoll-Ungeheure. — Und noch desſelben Tages empfing eine reſpektvoll erſchütterte Welt die Nachricht von ſeinem Tode.

Uns aber wäre es nicht ſeltſam und lächerlich, wenn Muſik hinter der Szene ertönte und in leiſem Rhythmus das Thema übernehmen und langſam verklingen laſſen möchte.

Denn alle Linien ſind hier in dieſem Finale zuſammengelaufen. Es iſt eine Architektonik des Gefühls, wie des Geſchehens, wie des Stiles vor uns entwickelt worden, die außerordentlich iſt. Die Linie des äußeren Geſchehens und die des gefühlsmäßigen, die innere Entwicklung des Menſchen wie die Handhabung der Ausdrucksformen, die Unterordnung des Zufalles unter das Subjekt: alles, alle Motive führen gleich einem edlen Kuppelbau oder einer bedeutenden Pyramide, ſich gegenſeitig ſtützend, antreibend und voll Tektonik zur Spitze, zur Ausſtrahlung, die zur Unendlichkeit ſtrebt. — Und dadurch tut ſich die Novelle als Kunſtwerk kund, im Gegenſatz zur landläufigen Schriftſtellerei, bei der bloß eine oder wenige dieſer Linien (gewöhnlich die des Geſchehens) ſich kraus und unvermittelt, ungeſtützt in den leeren Raum hineinbiegen.

Leuchtende Heimkehr/von Carl Dallago

In weiten Schleiern dunkelt das Gewände.
Dumpf drückt das Land auf falbes Feld und schwer
Und schwankend streift der Abend. Herbstlich tritt
Er auf vergilbtes Laub, und immer mehr
Verdunkeln müde Weiten seine Hände,
Nur Blätterfackeln leuchten seinem Schritt.

Brandrotes Leuchten einer Rebenranke
Kauert zu Füßen einer Pappelschar: —
So lagert Sehnsucht, wenn mit düstern Flügeln
Die Wirklichkeit Verlassenheit gebar. — —
Nun hebt das Dunkel höher schon die Pranke,
Nur fern zagt noch ein Glanz auf welken Hügeln.

Mein Haus wird mir zur Last. Ich tret' hinaus:
Der Glanz erlosch'ner Abendröte haucht
Kühlung auf mein Gemüt: so kühlt ein Schau'n,
Das nach verrauschter Brunst in Fernen taucht,
Wo über aller Leidenschaft Gebraus
Sich unentwegt in Gleichmut wiegt ein Blau'n.

Mein Tun entgeht mir. Dunkelheit begräbt
Die Landschaft rings. Wie eine Halde liegt
Mein Herz. Der Sternenmantel funkelt kühl
Darüber. Witternd seine Zweige schmiegt
Ein Baum an mich. Verwandtschaft mich belebt —
Und wie der Baum glänzt sternkühl mein Gefühl.

(gez. von Max v. Esterle)

Alma Mater
Oenipontana VII

Prof. Stefan Bernheimer

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Arthur Rimbaud sagt in einem Reisebericht: „Wenn das Weib eines Ogaden ein Kind bekommt, so enthält er sich solange jeden Verkehrs mit ihr, bis das Kind imstande ist, allein zu gehen. Selbstverständlich heiratet er eine oder mehrere andere in der Zwischenzeit, aber immer mit denselben Einschränkungen.“ Ich habe mein Wohlgefallen am Gehörten und denke, wie wahrhaft sittlich solche Zustände sind im Vergleich zur Sittlichkeit unsrer Zivilisation, die mit einer monogamen Ehe prunkt, in der es nicht selten vorkommt, daß der Mann seine Frau schon gebraucht, bevor sie vom Wochenbett genesen ist. Die sogenannte eheliche Pflicht liefert den ersten Kitt für das Anrecht auf solchen Besitz. Und die Naturarmut in einem solchen Gattenpaar wehrt der Mannesluſt nicht mehr vor dem erst niedergekommenen Weibe und läßt dieses zu wenig gewahr werden, daß die Weibesluſt der Mutterluſt gewichen ist, daß Körper und Kräfte der Mutter nunmehr der Hilflosigkeit des Säuglings gehören und nicht der Hilfstüchtigkeit des Mannes. Darum könnte sich am Verhalten des unzivilisierten Volksstammes der Ogaden unsere Zivilisation soweit besinnen, daß sie den Anforderungen der Natur des Säuglings wie der des Mutter gewordenen Weibes und der des Mannes gerechter wird zum Segen der Zukunft — wenn es eben nicht die Zivilisation wäre, die es für sittlich hält, an Stelle der Anforderungen der Natur ihre eigenen zu setzen.

*

Was die Natur vergewaltigen will, verdient niemals den Namen Sittlichkeit.

*

Zölibat wie monogame Ehe sind zumeist unsittlich, weil sie unwahrhaft sind. Wo sie wahrhaft — also sittlich — sind, muß eine Genügsamkeit der Luſt da sein, die wie Trägheit anmutet, oder eine seltene Vertiefung der Luſt, die sich hier lebenslang um *ein* Weib rankt, weil sie an ihm immer Neues zu erschließen findet — die sich dort so verinnerlicht und vergeistigt, daß sie ihrem Hauptzuge nach über das Weib hinaus ist.

*

Die körperliche Hingabe sollte erst der Anfang der weiblichen Willigkeit sein, nicht ihr Ende. (Es ergäbe wohl nicht mehr gerade die Ehetauglichsten als die Eheuntauglichsten.)

*

Mit der Erschließung zum Weibe ist noch lange nicht ein Weib erschlossen. Anders ausgedrückt: Mit der Jungfernschaft hat ein Weib noch lange nicht alles hingegeben.

*

Freilich ist es so, daß der männliche Leib in das Weib leichter Einlaß findet als der männliche Geist. Aber der Geist verlebendigt erst den Leib, und auch das Weib begehrt Leben.

*

An Weibern zu kurz kommen, hieße noch nicht: am Weibe zu kurz kommen. (Auch hier ist das Vereinzelte mehr als die Menge.)

*

Ich brauche nie zurückzunehmen, was ich sagte; denn es war so, als ich es sagte.

Richtigstellung

In einem Heft der von Alfred Kerr herausgegebenen Berliner Wochenschrift „Pan", das am 10. Oktober 1912 erschienen mir erst jetzt vorliegt, enthüllt ein Wiener Kerr-Imitator einen Wiener Kerr-Plagiator. Das Plagiat, das der enthüllende Herr, ein Herr Dr. Theodor Reik, mit objektivem Recht eine „Talentprobe literarischer Unredlichkeit" nennt, betraf einen Artikel über Schnitzler und war in der Wiener Zeitschrift „Der Merker", einer — wie derselbe Herr versichert — „mit Recht hochgeschätzten Halbmonatsschrift", erschienen. Soweit die Dinge, die zu Recht bestehen. Zu Unrecht aber besteht eine Nachschrift des Herausgebers Kerr selbst, die er mit den Sätzen einleitet:

„Die Technik in Berlin ist so sehr viel entwickelter auch nicht als die des jungen Nemmrod in der tiroler Zeitschrift.

Um eine ähnlich nette Liste zu sehn — wozu in die Ferne bis Innsbruck schweifen? In der Heimat kann ich

rechts und links von einem senkrechten Strich Gegenüberstellungen von ergreifender Komik bringen."

Sei's drum. Aber so sehr der Umstand, daß dem Herausgeber des „Pan" die Existenz des „Brenner" vertrauter scheint als die des „Merker", geeignet ist, uns freundlich zu stimmen: in diesem Falle war es in der Tat nicht nötig, bis Innsbruck zu schweifen. Denn im „Brenner" wird Herr Kerr vergeblich nach stilistischen Extravaganzen suchen, die er als legitime oder gar illegitime Nachfahren der seinen zu agnoszieren vermöchte. Und er tut dieser Zeitschrift, die er leichtfertigerweise mit einer von Dr. Reik mit Recht geschätzten verwechselt, zu viel Ehre an, indem er sich herbei läßt, ihrer Ehre nahe zu treten. Nun bestünde gewiß kein Anlaß, über eine sachliche Feststellung hinaus einen an sich belanglosen Lapsus übel zu vermerken; und ferne sei es uns, in einer Zeit ernsthafter Abrechnungen der Pikkolo-Flöte eines Pan zu folgen, der die Losung „Vive la bagatelle!", die nur als Weckruf, nicht als Deckruf einen Sinn hat, als Retirade benützt, um Blähungen, die von Bagatellen herrühren, auf eine ebenso ausdrucksvolle wie bequeme Art los zu werden. Aber wenn schon die Aufdeckung eines Plagiats dazu benützt wird, jener Zeitschrift, in der es erschienen ist, ein Kompliment zu machen, während eine andere, die auf Anerkennung von dieser Seite keinen, im übrigen aber darauf Wert legt, der Beherbergung literarischer Freibeuter nicht verdächtig zu sein, mit ihr verwechselt und trotz der Verwechselung mit jenem hochgeschätzten Organ mit einer geringschätzigen Maulbewegung abgefertigt wird — wenn daraufhin kein Dr. Reik sich findet, um als Kleinsiegelbewahrer des literarischen Anstands Herrn Kerr zur nachträglichen Feststellung seines Irrtums zu bewegen: dann fühle ich mich als Leiter der zu Unrecht in Mitleidenschaft gezogenen Zeitschrift nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, auf eigene Faust und mit gehörigem Nachdruck jene Richtigstellung anzubringen, die diesen allzu geschäftigen Anwälten publizistischer Gewissenhaftigkeit — à bas la bagatelle! — aus irgend welchem Grund nicht ins Konzept paßte.

Ludwig von Ficker

Karl Borromäus Heinrich

KARL ASENKOFER
Geschichte einer Jugend

*

KARL ASENKOFERS FLUCHT
UND ZUFLUCHT
Erzählung

*

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN
Roman

ALBERT LANGEN VERLAG MÜNCHEN

Otto Weininger
und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...

Karl Kraus in der „Fackel“: ... Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand ...

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: ... Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht ...

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. ... Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) ... So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. ...

III. Jahr Heft 10

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

L. E. Tesar: Gut und Böse / Georg Trakl: Gedichte / Peter Fellner: Knabe im Sommer / Karl Linke: Der Taube / Josef Georg Oberkofler: Biblische Gedichte / C. Dallago: Gegenüberstellung / Hugo Neugebauer: Tod und Liebe / Carl Dallago: Meine Einsamkeit redet / Karl Borromäus Heinrich: Briefe aus der Abgeschiedenheit / Karikaturenfolge 58: Max von Esterle: Ludwig von Hörmann

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. Februar 1913 Heft 10

Gut und Böse / von L. E. Tesar

Ein Gespräch

Ich glaubte einmal, daß ein Maßstab von Gut und Böse wäre, welcher jenseits alles Individuellen läge. Ich glaubte an ein Ziel im Geschehen. Ich bildete mir ein, kein Knecht eines Dogmas, sondern Jünger der Seele, meiner Seele, zu sein. Und fürwahr, wenn ich jene Zeiten zurückdenke, ahne ich eine Art Verklärung über ihnen. Dieses Ziel mußte mir mehr als ein Programm gewesen sein; ich dachte neben ihm kein anderes möglich. Ich schaute die Arme Gottes gebreitet, mich zu empfangen; ich hielt mich gesendet aus der Lende Gottes. Ich wußte, wer Gott umarmt, spürt keine Zerfahrenheit mehr, keine Trennung zwischen sich und den anderen."

„„Und warum begannst Du zu zweifeln?""

„Ich weiß das nicht. Wurde das Leben um mich wach? War auch ich an ein Programm verhaftet? Verwechselte ich die Grenzen meines Gartens mit jenen der Welt?"

„„Und vermeinst Du nicht heute, daß das Tal des Zweifels das Einzige wäre, in welchem das Leben sich abspielen könnte?""

„Wochen genügten, Nebel auf die Wege zu legen, auf denen ich Jahre gewandert. — Damals erachtete ich als des Mannes allein würdige Beschäftigung: die Philosophie und die Kunst."

„„Du wirst auch diesen Zweifel überwinden. Die persischen Weisen verlangen, daß der Mensch über sieben Erden

ſchreite; eine von ihnen iſt die Erde des Zweifels. Der Zweifel fiel in Dich, als Du anfingſt, Dich nach dem Werke zu ſehnen.““

„Der Zweifelnde wird kein Werk tun. Die Frage ſtörte ihn: was ſoll das Werk? Freilich, was ſind im Grunde die Namen Zweifler und Poſitiver? Sind ſie anderes als Bezeichnungen? Sie hängen an dem Menſchen nicht feſter als ein Hemd.“

„„Doch die Namen geben nicht zu ſelten ihren Trägern den Sinn.““

„Ehedem nannte ich den Menſchen des Studiums einzig lohnende Materie. Ich ſprach im Bilde. Ich verglich den Trieb, der zur Erforſchung des Menſchen führe, mit dem Sehnen nach der Braut, von der im Hochzeitsgemach die Hülle falle und die vor dem Begehrenden ſtünde rein und ſtark und hüftenbreit, voll Duft über den geſchwellten Gliedern. Das Bild hat Pathos, aber es iſt ohne Erkenntnis. Ich antwortete mir nur und ich fragte nicht: was aber iſt der Menſch?“

„„Im äußerſten Denken krümmt ſich der Geiſt des Einzelnen gegen den Einen Geiſt, der allein beſteht. Wie die Woge gegen das Meer ſich biegt und ſie beſchaut, ehe ſie in die Mutter ſinkt.““

„Wenn nur ein Einziger Geiſt wäre und die Menſchen wären bloß deſſen Aeußerungen, woher rührten die Klüfte, welche zwiſchen den Menſchen gähnen?“

„„Warſt Du es nicht, der ehemals behauptete, daß es in jedem Augenblick nur ein, ein Einziges Leben, und ein, ein Einziges Lebendiges geben könne? Der die geſellſchaftliche Erſcheinung, die wiſſenſchaftliche Erſcheinung, die künſtleriſche Erſcheinung verſchiedene Seiten der gleichen Tätigkeit des gleichen Tätigen nannte?““

„Ich hielt die Welt nach Zwecken eingerichtet. — Heute frage ich: Iſt das Geſchehen der Welt vom Zwecke beſtimmt?

Iſt es von Zufällen beſtimmt? Hat das Geſchehen irgend einen Sinn? Sinn habe nur ich, der Menſch. — Ich überſah den Widerſpruch zwiſchen der Notwendigkeit eines zu tuenden Schrittes und der Wirklichkeit des getanen Umweges. Den Widerſpruch in jenen, welche die Notwendigkeit des Helden und die Erkenntnis des Helden in ſich tragen und in die Wirklichkeit des Gauklers treten müſſen."

„„Wenn aber, was Dich Umweg dünkt, die Notwendigkeit wäre?""

„Gibt es eine andere Notwendigkeit als jene, deren Maßſtab ich bin? Auf dem Boden Deines Einwurfes liegt wieder der unkritiſche Glaube an unbedingte Maßſtäbe."

„„Woher nimmſt Du das Recht zu Deinem Zweifel, wenn nicht aus dem Glauben. Du glaubſt an den Zweifel, wie der andere an das Abſolute glaubt.""

„So wäre denn alles Gefühl und Wiſſen wäre nichts! Durch die Behauptung würde der Zweifel an dem Zweifel irre. Das Ich, das ſeinem Träger, Mir, unbegreifliches Problem wurde, da es die anderen Ichs gewahrte, die ſeine Rätſel ſpiegelten, würde bloßer Schatten fremder Geheimniſſe. Die Menſchen würden Träume eines anderen."

„„Deſſen Bewußtſein zu erlangen, ihre höchſte Aufgabe wäre. Die erkenntniskritiſche Löſung der Frage von Raum und Zeit als angeborene Anſchauungsformen befriedigt das Ich nicht. Es will zu Jenem dringen, der dieſer Formen Anfang und Ende iſt.""

„Und wir ſtünden wieder am Beginn; nur daß Gott, der Schöpfer, zu Gott, dem Träumer, geworden. Noch eher könnte ich glauben, es ſei Gott in die Menſchen zerbrochen, und das Ich, dieſes durch die Zeit in den Raum geriſſene Loch, ſei eine ſterbende göttliche Scherbe."

„„Du erſetzeſt die geordnete Einheit des Lebendigen durch die ſataniſche Vernichtung. Du leugneſt des Menſchen

höchſte Möglichkeit, überall das Geſetz zu erſchauen und dadurch zu erkennen.““

„Die Wirkung deſſen, das Du Satan heißt, iſt der Quell des Geſchehens. Sein iſt Tod, Werden iſt Leben. Werden aber iſt zugleich zerſtören. Der ſich ſelbſtgefällig in die Einheit einſenkt, zerfließt in ihr; denn ſie hat keine Grenzen, ſie iſt ſtrukturlos. Gäbe es Gott und Satan, nur der Menſch, der dieſem diente, könnte ſich ein ewiges Selbſt erhalten. Er legte um ſein Ich dadurch die Reifen, die es vor dem Auseinanderfall bewahren.“

Der andere der Sprechenden zürnte. „„Du irrſt. Des Satans Thron iſt Eis. Sein Hauch häuft ſich um ihn in ewigen Perlen. Das Herz deſſen, der ihm naht, ballt ſich zum gefrorenen Klumpen. Die vor Satan treten, ſterben. Sein Sitz bleibt einſam.““

„Und wie denkſt Du Dir den Sitz Gottes? Langweilte Dich niemals der Bibel Verſprechen, daß alle Seligen in der gleichen Weiſe Gott anſchauen? Sie ſitzen um ihn, der Sucht bar, des Wunſches bar, des Traumes bar, in unverrückter ſtummer Paſſivität.“

„„Vom Ziel des Weges, den wir ſchreiten ſollen, kommt mir keine Empfindung zu. Weder Wärme, noch Kälte. Ich halte ſeinen Ort für leer. Er wartet auf uns, daß wir ihn dereinſt erfüllen. Wir, die wir die Ewigkeit gewonnen haben, durch den Glauben, daß der Keim des Guten, des Ewigen, in uns ſteckt, und wir einander zu ſeinem Wachstum helfen ſollen.““

Die Freunde ſchwiegen. Als der Abend gekommen war, ſuchten die Augen deſſen, den die Zweifel quälten, den hellſten Stern des Himmels. Jenen, den ſie Luzifer benennen. Er dachte an die Einſamkeit des Geiſtes, der den Vater leugnete und ſein Angeſicht den Brüdern nur im Tode ſchauen läßt. (Juni 1911)

Zwei Gedichte / von Georg Trakl

Nähe des Todes

O der Abend, der in die finsteren Dörfer der Kindheit geht.
Der Weiher unter den Weiden
Füllt sich mit den verpesteten Seufzern der Schwermut.

O der Wald, der leise die braunen Augen senkt,
Da aus des Einsamen knöchernen Händen
Der Purpur seiner verzückten Tage hinsinkt.

O die Nähe des Todes. Laß uns beten.
In dieser Nacht lösen auf lauen Kissen
Vergilbt von Weihrauch sich der Liebenden schmächtige Glieder.

Abendlied

Am Abend, wenn wir auf dunklen Pfaden gehn,
Erscheinen unsere bleichen Schatten vor uns.

Wenn uns dürstet,
Trinken wir die weißen Wasser des Teichs,
Die Süße unserer traurigen Kindheit.

Erstorbene ruhn wir unterm Hollundergebüsch,
Schaun den grauen Möven zu.

Frühlingsgewölke steigen über die finstere Stadt,
Die der Mönche edlere Zeiten schweigt.

Da ich deine schmalen Hände nahm
Schlugst du leise die runden Augen auf.
Dieses ist lange her.

Doch wenn dunkler Wohllaut die Seele heimsucht,
Erscheinst du Weiße in des Freundes herbstlicher Landschaft.

Knabe im Sommer / von Peter Fellner

Die Lateinstunde war fast um, Georg Angerers Platz war leer geblieben. Sein Nebenmann ahnte wohl, daß es auch diesmal nicht Krankheit sei, die ihn fernhielt, und sandte einen sehnsüchtigen Blick zum geöffneten Fenster gegen die Stadtwälle hinaus. Auf einer Schanze oben am Hügel saß Georg, freute sich der Freiheit, der warmen Frühlingssonne und der klaren Luft, die voll von dem Geruche der feuchten Erde und der ersten Veilchen war und träumte von Erlebnissen der Zukunft.

Weit unter ihm, bei den Kastanienbäumen saßen zwei Soldaten bei einem Schützengraben, ließen die Beine herabhängen und bliesen doppelstimmig ein Signal. Hell und männlich eilten die Töne durch die Stille den Hügel hinan. Da traten Tränen in die Augen des Knaben, er legte sich zurück, griff mit den Armen in die Luft und ein Stöhnen löste sich in seinem Innern. Dann setzte er sich plötzlich wie ertappt auf, es war ihm, als hätte ihn jemand beobachtet. Doch die beiden Liebenden, die sich unweit von ihm niedergelassen hatten, sahen ihn nicht, sie hielten sich eng und küßten einander. Er schämte sich sie zu beobachten und doch umklammerten seine Blicke das Bild und wieder fühlte er das Flimmern vor den Augen und den stechenden Schmerz in der Brust. Da schlich er sich fort und eilte den Abhang hinab; der Nachmittag war ihm zerstört, er bereute die Schule versäumt zu haben und nannte sich unnütz und verworfen.

Diese Zerfahrenheit dauerte nun schon seit dem Winter. Er war scheu und ängstlich geworden, mied die Kameraden, war hager und blaß. Nannte jemand irgend eine schöne Frau mit Namen, so errötete er, als wäre sie seine Geliebte. Seine Mutter merkte erst die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, als er einmal meinte, es gäbe für ihn

keine Lieblingsspeisen, das Essen sei überhaupt zu langweilig und als er unvorsichtig herausplatzte, unter allen Menschen, die er kenne, halte er sich für den jämmerlichsten. Der Vater überhörte derlei Reden, doch als Georg einst beim Abendessen die Hand an die Stelle der Tischkante legte, die das Stubenmädchen mit dem Schenkel berührte, da dachte auch er, daß man für den Knaben etwas tun müsse. Nach langen Beratungen entschieden die Eltern, daß der Aufenthalt bei einem Förster für den Jungen das einzige Richtige wäre. Doch fand sich kein Förster, der ihn nehmen wollte. Man erinnerte sich also eines Oheims, der im Gebirge in einer zwar waldarmen aber gesunden Gegend lebte. Und einige Wochen später hielt das Postwägelchen, dem Georg entstieg, vor dem kleinen Kaufmannsladen dieses Oheims. Der Knabe hatte sich die ganze Fahrt über gefreut, den Oheim endlich vor sich zu sehen, denn er wußte von ihm, daß er schiele. Noch knapp vor der Abfahrt hatte ihm die Mutter die lustige Geschichte erzählt, wie sich Onkel Michael als Jüngling auf einem Balle vor einem Mädchen verbeugt hätte, doch zu seinem Erstaunen hätte sich eines in der anderen Ecke des Saales erhoben. Der Oheim trug einen dunklen Andreas-Hoferbart und versprach treuherzig, daß Barfußgehen und Waldluft jede Krankheit vertreiben werde.

Einsamer als in dem Dorfe hätte es der Knabe bei einem Förster auch nicht gehabt; denn als der erste Versuch, sich mit der Dorfjugend zu befreunden, mißlang, war er völlig allein. Die Kinder umstanden ihn das erstemal, wie es etwa Spatzen mit einem Papagei tun würden, dann begannen sie ein Spottlied zu singen und überschütteten ihn schließlich mit einem Steinregen. Georg hielt sich daher an die Tiere, die ihn ohne Mißtrauen aufnahmen. Die Hühner am Hofe beguckten neugierig seine noch weißen Füße, die jungen bepickten sie dumm. Er lernte nach und nach ihre Sprache und ihr Gebahren und machte sie sich durch Maikäfer, die

er in ſeinen Taſchen mitbrachte, und Hafer, den er dem Oheim ſtahl, völlig ergeben. Und ſo gings mit den Schwalben unterm Dachrand und allem, was auf dem Hofe Schutz und Unterſtand hatte; und ſelbſt die Bienen unter den Häubchen des blauen Fingerhuts im kleinen ſonnigen Garten waren ihm Zerſtreuung und Geſellſchaft. So vergingen ihm die Tage in ſonnenwarmer Zufriedenheit. Er hatte es bis jetzt ſtets hinausgeſchoben in den Wald zu gehen, denn er fürchtete ſich vor deſſen Schatten und Stille. Doch ſchließlich meinte er, man erriete ſeine Gedanken, und machte ſich dahin auf. Zwiſchen Gärten führte der Weg zum Bach, der ſich hier in mehrere Arme teilte, breite Sandbänke bildend. Herden von Gänſen ſonnten ſich hier; ſie badeten im ſeichten Waſſer, ſtanden auf einem Bein den Kopf unterm Flügel, oder ſaßen träge am Ufer und zupften das Gras, das ihnen erreichbar war. Dann hielt der Weg auf eine Allee von Apfelbäumen und ſtieß ſchließlich auf einen Bauernhof, hinter dem er umbog. Zu beiden Seiten des Weges ſtand hier hoch aufgeſchichtetes Holz, gleichſam ein Tor bildend, und ein Holzverſchlag mit Ackergeräte erhöhte in Georg das Gefühl, mitten in den Hof des Hauſes gelangt zu ſein. Am Wege lag ein Baumklotz, auf dem Holz klein gehackt worden war, das noch überall verſtreut herumlag. Die Sonne brannte auf den kleinen Platz, die Luft war ſchwer vom Geruche des harzigen Holzes und der trockenen Nadeln. Niemand arbeitete, nichts rührte ſich, kein Hund bellte, keine Kuh rief hungrig nach Gras. Um die geſchloſſenen blumenleeren Fenſter hatte ſich früher wilder Wein gerankt, jetzt hing er in verdorrten Schnüren herab. Die kleine Haustür ſtand halb offen. Georg ſah den Hof des Hauſes in blauem Schatten, eine Brüſtung, durch Säulen mit dem vorſpringenden Dache verbunden, umlief ihn bis zu dem rußigen Herd. Betroffen von der unnatürlichen Stille ſuchte er nach etwas Lebendigem. Nur große Kreuzſpinnen hingen ſchwer

in ihren Netzen am Schichtholz. Das Wort „Blutſauger“ fiel ihm ein und er ſchlich vorbei und erſt hundert Schritte weiter, ſchon wieder zwiſchen den Wieſen unter den Apfelbäumen, wagte er es laut zu pfeifen, um die Angſt aus ſeinem Blute zu vertreiben. Täglich klopfte nun ſein Herz, wenn er auf dem Wege zum Wald bei dem geheimnisvollen Hofe vorbei mußte. So vergingen etliche Tage, als er ſich wieder dem Hauſe näherte und erſt beim kleinen Haustor vom Boden aufblickte. Da lehnte ein hagerer Mann läſſig in der Tür, er berührte den Querbalken faſt mit dem Kopfe und hielt ein Beil in der Hand. Georg fühlte plötzlich eine brennende Wärme in den Augen, wie durch trübes Glas ſah er die langen Beine des Mannes in lehmfarbenen Hoſen, die am Knöchel zu kurz waren, und die nackten knochigen Füße mit ihren knolligen Zehen. Der Mann in der Türe bemerkte ihn, ſchien ihn aber nicht zu ſehen, denn ſeine wäſſerig blauen Augen ruhten ſo empfindungslos auf dem Knaben, als wäre er eine Katze am Wege. Georg taumelte vorbei, er ſpürte das Beil im Rücken ſtecken und hielt ſich ſteif, um es nicht zu bewegen.

Zuhauſe fragte er den Oheim nach dem Manne. Es ſei der Berg-Simon, ſo geheißen, weil der Berg mit dem Wald ihm gehöre. Auch alle Apfelbäume und rund die Wieſen ſeien ſein Eigen. Trotzdem arbeite er mehr als irgend einer, denn er dulde keinen Knecht auf ſeinem Hofe. Niemand im Dorfe ſpreche mit ihm, niemand betrete ſein Haus, denn allen ſei ſein gottesläſterlicher Verkehr mit ſeiner eigenen Schweſter bekannt. Georgs Seele kam über dieſe Geſchichte nicht mehr zur Ruhe, er mußte ſich ſtets die Schweſter ausmalen und ging wie im Traume umher. Zu jenem Hauſe wagte er ſich jetzt gar nicht mehr, er verſuchte zwar öfters den Gang, doch kam er nur bis zu den Sandbänken der Gänſe, ließ ſich zwiſchen den Weiden nieder, blickte die Allee entlang und träumte. In dieſen Tagen befand ſich Georg einmal in dem

kleinen, halbdunklen Laden des Oheims, als ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren eintrat. Ihr blondes, faſt rotes Haar hob ſich von den matten Farben des Zwielichts wie eine Flamme ab. Ihre großen Augen blickten alles neugierig mit halber Koketterie an, die hohe Bruſt umſpannte ein Jäckchen aus blauem, vom Lichte verblaßten Leinen. Als ſie den Arm zum Kopf hob, zeigte ſich eine Stelle des Stoffes in ſeinem früheren dunklen Blau und erhöhte die Plaſtik der Achſelhöhle. Selbſt den Oheim ſchien dieſes Geſchöpf zu beleben, denn er ſcherzte mit ihr und beſchenkte ſie. Er nannte ſie Peppa. Sie hatte Georg im Hintergrunde bemerkt. Etwas befremdet maß ſie ihn im erſten Augenblick, doch bald ruhten ihre Augen auf ihm, als koſte ſie von einer neuen, ungewohnten Ware. Als ſie die Türe hinter ſich geſchloſſen hatte, ſchien es Georg doppelt düſter zu ſein, er ſtahl ſich hinaus, und blickte ihr die Landſtraße nach, bis ſie hinter einer Scheune verſchwand.

Und als er wieder zwiſchen den Weiden ſaß und nach dem Hauſe am Ende der Allee ſah, da bekamen zum erſten Male ſeine Träumereien über des Bergſimons Schweſter ſchärfere Umriſſe. Sie mußte wie Peppa ſein. Und vor ſeinen Augen tauchten Bilder auf, in denen er ſtets das Aufkeimen der Liebe Simons zu Peppa erlebte. Eine heiße Wieſe, — Peppa und Simon rechen das Heu. Er ſteht hoch am beladenen Wagen, Peppa reicht große Bünde empor, die blaue Stelle unterm Arm winkt herüber, ihr Haar iſt voll von Heu. Dann lenkt er das Pferd heim, ſie geht ſtolz und glücklich an ſeiner Seite. Und abends im dunklen Stall in der ſchweren, ſchwülen Luft finden ſich ihre Hände. Dieſe Liebe hatte für Georg nichts mehr Gottesläſterliches, er ſetzte ſich im Geiſt an Simons Stelle und liebte mit jenem die eigene Schweſter; nichts Verbotenes fühlte er darin, daß ſeine Schweſter von ihm, dem Schüchternen, der nicht offen werben konnte, das Leiden ſeines Körpers nahm und ſich ihm hingab. Jetzt hatte

das Haus auch das Geheimnisvolle verloren, und er wünschte sich hin. Und als er den Platz zwischen dem Schichtholz betrat, kam nicht jene blutleere Angst über ihn wie früher, eher ein Gefühl, als sei er von der Straße in eine ärmliche Dorfkirche getreten. Und mit freiem Gemüt betrat er später den Wald. Er sah nach seinem Maulwurf, den er in einen Ameisenhügel getan, ob das Skelett schon fühlbar sei, dann ging er zu seinem Wespennest im hohlen Ahorn. Und zum erstenmal beschloß er den Berg zu besteigen, um vom Gipfel ins Land zu sehen. Und hastig begann er auszuschreiten, als gelte es die Erstürmung des Berges. Doch als er nach fast einstündigem Steigen den Gipfel erreichte, und auch hier Baum neben Baum stand, war er etwas enttäuscht, um die Aussicht betrogen zu sein. Ruhig und ernst war's da oben inmitten der hohen Farne, als wäre noch nie jemand hier gewesen. Er sah zwischen den Wipfeln den zartblauen Himmel durch, da sprang er froh auf den Rücken eines großen Steines und nahm stolz vom höchsten Punkt des Berges Besitz. Und er warf die Arme in die Luft, als sollten alle Eichhörnchen, Wiesel und Rehe, die ihm begegnet waren, dem neuen Herrn des Berges huldigen. Dann begann er den Abstieg und rastete bei einer Lichtung, von der er doch noch Dorf und Wiesen überblicken konnte. Es begann gerade Mittag zu läuten. Er sah von seinem Platz die kleine Glocke im runden Kirchenfenster bald die Füßchen, bald das Röckchen zeigen und glaubte die Töne, die er hörte, sich an die kleinen Wolken klammern zu sehen, die am Himmel standen. Und als er dann zu seinen Füßen die Wiesen sah, bemerkte er einen Baum, der, der einzige unter allen, in seiner zweiten Blüte wie in einer rosigen Glorie stand. Den wollte er in der Nähe besehen und nahm sich ihn zum Ziele. In Sprüngen kam er rasch ins Tal. Er freute sich, seine Füße im moosigen Grase trappen zu hören, er ergriff seine beiden Rockschöße und lenkte sich, als hätte

er Zügel in Händen, er ſchnaubte, wie junge Pferde ſchnauben, und machte wie ſie erſchreckte Seitenſprünge, wenn ein Stein im Wege lag. So war er, ohne es recht zu merken, in die Nähe des blühenden Baumes gekommen. Am unterſten Aſte ſah er an einem dünnen Leibriemen einen Mann ſchlaff herabhängen und im Winde faſt unmerklich ſchwanken. Lange Beine hingen in lehmfarbenen Hoſen und gegen die Sonne ſpreizten ſich wie im Krampfe die Silhouetten knolliger Zehen. Da riß es ihn zurück, er griff an ſeinen Hals, machte kehrt und rannte ohne anzuhalten den Weg bis nachhauſe, wo er mit irrem Blick mehr ſtöhnend als ſprechend dem Oheim berichtete, was er geſehen hatte.

Der Taube / von Karl Linke

Von jeher war mir alles zu laut geweſen. Ich bin ein leiſer Menſch und will leiſe behandelt werden. Dreißig Jahre wußte ich nicht, was ich wollte; ich mußte unter Menſchen leben, die beſtändig ſchrieen. Heute erſt iſt es um mich ſo ruhig, wie ich es mir ſchon lange gewünſcht habe.

Als Knabe waren mir ſchon die Spiele der Kameraden zu laut. Einmal wollte ich mittun und ſagte leiſe meine Meinung. Da ſprang ſo ein wilder Junge her, gab mir einen tüchtigen Stoß in die Seite und ſchrie mir ins Ohr:

„Red lauter! Du!“

Den ganzen Tag klang es wie ſchlagende Metallhämmer in mir und während der Nacht kam ein ſtarkes Zittern über meinen Körper und eine unbegreifliche Angſt erfaßte mich. Gegen Morgen wurde mir ſehr heiß und dann war ich geſund. Die Knaben aber fanden es bald heraus, warum ich mich von ihnen fernhielt. So oft ſie mich jetzt ſahen, brachen ſie in ein entſetzliches Gejohle aus, mit dem ſie mich auf dem nächſten Wege heimtrieben.

In der Schule ging es mir zwei Jahre gut. Da hatte ich einen leisen Lehrer. Aber dann kam einer, der überhaupt nur schrie. Kam er in das Klassenzimmer, so schrie er, wenn die Fenster geöffnet waren. War Feuer im Ofen, schrie er, er wolle kein Feuer; war aber keines im Ofen, dann brüllte er so lange in den Stiegenraum hinunter, bis der Schuldiener kam und einheizte. Er war der verkörperte Schrei. Mit uns Buben verkehrte er überhaupt nur schreiend. Für jeden hatte er ein Schimpfwort ausgedacht. Mich nannte er Zitterrochen. Manchmal, wenn er wissen wollte, ob einer fehle, sagte er alle diese Namen mit großer Geschwindigkeit der Reihe nach herunter, worauf jeder: Hier! sagen mußte. Aber schon beim zehnten Namen schrieen alle: Hier! und der Lehrer verstärkte seine Stimme, um sich in dem Tumult noch verständlich zu machen. Zum Schlusse gab es nur noch ein wüstes Indianergeheul. Dann warf er mit großem Krach den Sessel auf das Podium. Das war das Zeichen zur Ruhe. Nachher begann die Rechenstunde. Einmal mußten alle Kinder ihre Spottnamen recht laut und zugleich hersagen, was einen so furchtbaren Schrei setzte, daß ich zwei Tage krank war. Ich war oft krank in diesem Jahr und war dessen froh. Ich war natürlich „nicht reif" und blieb noch ein Jahr in derselben Klasse.

Als ich aus der Schule entlassen wurde, wollte ich Krankenwärter werden. In einem Krankensaale, dachte ich, müßte es recht ruhig sein, da Kranke keine Lust und keine Kraft zum Schreien hätten. Als mir aber einer erzählte, daß die Kranken oft schrecklich stöhnten und er mir das auch vormachte, verzichtete ich auf diese Stellung.

Ich ging dann zu einem Photographen. Photographien haben mir immer gefallen; sie sind so still und erzählen so viel. In einem Hausflur waren viele solcher Bilder ausgestellt, und ich stand wohl eine Stunde davor. Unter hunderten von Menschen stand ich und alle waren so ruhig. Da ging

ich hinein und fragte den Herrn, ob die Arbeit des Photographen ganz leise wäre. Er sah mich von der Seite an und fragte:

„Was willst Du?“

Ich holte mein Zeugnis aus der Tasche und gab es ihm. Er nahm mich auf und ich mußte Glasplatten mit Nummern versehen und große Verzeichnisse anlegen. Nie ist mir eine Platte zerbrochen; ich hätte es nicht ausgehalten.

An meinem sechzehnten Geburtstage kam ins Atelier ein Mädchen, das sich photographieren lassen wollte. Ich hatte bis dahin noch kein lebendes Mädchen angesehen. Sie redete eine Weile leise mit meinem Herrn und ging dann zurück, um auf einem Diwan Platz zu nehmen. Es war nie mein Amt, aber ich stürzte plötzlich mit einem Tuch von rückwärts auf den Diwan zu, um ein Stäubchen wegzuwischen, das ich dort vermutete. Da ich aber immer Filzschuhe trug, hörte sie mich nicht kommen und hätte sich bald auf meine Hand gesetzt. Erschrocken drehte sie sich um und stieß einen leisen Schrei aus. Ich eilte rot und glühendheiß in mein Arbeitszimmer zurück und an diesem Tage hätte ich beinahe die erste Glasplatte zerbrochen.

Von nun an übte ich, wenn ich allein war, stets den leisen Schrei. Das war ein Ton, den ich ertragen hätte können, er kitzelte mich in den Ohren wie Wollust. Aber meine Stimme war um diese Zeit häßlich und rauh geworden, und oft, wenn ich eine Auskunft geben sollte, zerbrach mir der Ton in der Kehle. Die andern lachten stets laut und sagten, der Stimmstock sei mir umgefallen. Ich konnte unmöglich diesen hohen, glockenreinen Schrei herausbringen. Ich mußte wieder dorthin, wo ich ihn zum erstenmal gehört hatte: Zu einem Mädchen. Ich hatte nie noch mit einem Mädchen gesprochen. Die Bilder waren stumm; es war das erstemal, daß ich sie laut haben wollte.

Ich wußte nicht, wo man Mädchen trifft. So ging ich

an einem lauen Abend durch die Straßen. Genug Mädchen waren da, aber wo mochte die sein, welche so schreien konnte? Es mußte genau der Ton sein: So hoch wie eine Seiltänzerin, die in den Himmel schaut. Ich wollte ein Mädchen bitten, daß es leise schreie, aber ich getraute mich nicht. Da kam eines an mir vorbei und sagte lächelnd: Gehst mit? Ich zuckte zusammen und schämte mich, daß sie lächelnd den Mut gefunden, den ich ernst nicht aufgebracht hatte. Vertrauend blickte ich sie an und sagte: Ja, wenn Sie leise schreien können. — Ich wußte es kaum, daß ich es gesagt hatte, so oft hatte ich es in den letzten Tagen gedacht. Sie lächelte wieder und fragte: Hast Geld? Ich glaubte einiges in der Tasche zu haben und sie nahm mich willenlos und selbstverständlich am Arm und führte mich durch enge Gassen. Ich dachte nur an den Schrei, freute mich darauf und fürchtete mich davor. Ich stieg mit ihr über eine Holzstiege und trat in ein kleines Zimmer. Sie setzte mich wie ein Kind auf ihren Schoß, küßte mich auf die Stirn und sagte, ich möge jetzt reden. Ich wußte nur wieder dieselben Worte: Sie möge leise schreien. Da mußte ich ihr erzählen, warum ich das wolle. Und ich sagte ihr von meinem Leben; dabei fing ich an zu weinen, weil mir auf einmal alles so traurig vorkam; so verlassen und einsam fühlte ich mich, wie ich so laut in die große Stille des Zimmers hineinredete. Sie hat immer die Tränen weggewischt und ich habe mich sehr geschämt. Plötzlich tut sie mir einen wunderfeinen, leisen Schrei ins Ohr. Aufspringen wollte ich vor Freude, aber sie drückte mich fest an sich. Und ich, alles vergessend, schlang zum Dank für das erfüllte Wunder meiner Sehnsucht die Arme um ihren Nacken und preßte meinen Mund fest auf den ihren. Da hab ich wieder geweint.

Am nächsten Tage war ich blaß und wie berauscht. Ich taumelte zwischen den Dingen und arbeitete wenig. Dann

wurde ich krank. Der Arzt meinte, ich ſolle mich keinen Aufregungen ausſetzen und keinen Genüſſen nachgehen. Ich wurde ſtill und wußte, daß manche Getränke zu ſtark für mich ſeien. Ein lautes Wort konnte mich krank machen und ich wollte ein Mädchen haben? Ich blieb lange allein, auch als ich ſchon geſund war. Vor jedem Mädchen fürchtete ich mich wie vor Gift, das mich zugrunde richtet, wie vor dem Böſeſten, was es auf der Erde gibt. Ich ſah kein Mädchen mehr an.

An einem Sonntag kam ein großer Knabe und wollte Bilder abholen. Er mußte warten und ſah mir bei der Arbeit zu. Nach einer Weile fragte er mich, ob ich auch an Sonntagen arbeiten müſſe. Ich müſſe nicht, ſagte ich ihm, ich tue dies nur heute, damit der Rückſtand endlich aufgearbeitet werde. Er fragte mich um dies und jenes und ich erklärte ihm, wie das Licht die Bilder auf die Platten male, aber ganz verkehrt; wie der Photograph jetzt ſchlauerweiſe das Licht herumkriege, daß es ihm die Bilder auf heimlich untergelegtes Papier richtig male und dies bloß dadurch, indem er es auf die verkehrten Bilder ſchauen laſſe. Ich zeigte ihm ein Negativ. Der Junge legte die Hand freundlich auf meine Schulter und ſagte: Du biſt ſo klug. Wir wollen öfter miteinander plaudern! Faſt erſchrak ich, denn ich hatte zu einem Lebenden geſprochen. Dann drückte ich ſeine Hand und wir verſprachen uns einmal zu treffen.

Im Park ſah ich ihn dann mit Kameraden, denen er ſchon erzählt hatte von mir. Ich ſaß bald mitten in dem Knabengeplauder und alle ſahen mich für einen der Ihrigen an. Sie fühlten nicht, daß ich älter ſei. Auch ich vergaß es und ich baute mit ihnen im Sand und zu Hauſe mit Bauſteinen große Schlöſſer, worin wir einmal wohnen wollten. Jeder hatte ſchon ſein Schloß bis ins kleinſte eingerichtet, überall waltete eine weiſe, ſchöne Schloßfrau, und der

Schloßkaplan las Messen den ganzen Tag. Rund herum war ein mächtiger Graben und die Zugbrücke fehlte nicht; es konnten Feinde kommen, gegen die man sich mit seinem Blut verteidigen mußte. Das waren trauliche Stunden an langen Winterabenden und manchmal dachte ich im Stillen, daß ich, der ich als Knabe bei Knaben nicht gelitten war, nun als junger Mann erst von ihnen verstanden wurde.

Aber auch dies konnte nicht lange dauern. Mit Entsetzen sah ich sie einmal im Kampfe gegen anstürmende Feinde, wobei die Kleidungsstücke in Fetzen gingen und jeder ein wutverzerrtes, häßliches Gesicht hatte. Ja, die wollten das auch leben, was wir an den Abenden ausgedacht hatten! Diese rohe Umsetzung in die Wirklichkeit ertrug ich nicht. Die wilden, raufluſtigen Buben konnte ich nicht leiden. Stille, blasse Knaben hätte ich mir gewünscht, die nie rauften, nie zankten, nur stille Bücher läsen und mit leisen Dingen spielten. Und die würden mich gewiß mit Mißtrauen betrachten und glauben, ich wolle ihnen etwas nehmen.

So erfuhr ich, daß ich des engsten und lieblichsten Anschlusses an Menschen entbehren müßte. Jetzt träumte ich bloß noch und der Traum war für mich mehr als das Leben. Dort geschah alles so leise, wie ich es mir im Leben gedacht hatte. Bittere Vorwürfe machte ich mir aber oft, daß ich keinem Menschen nützen könne. So direkt von Leib zu Leib nützen, nicht durch Plattenordnen und durch Verzeichnisse. Und ich, der ich selbst so klein und bedürftig war, empfand mit einemmale tiefes Mitleid mit meinen Nächsten. Sie dauerten mich so sehr, weil sie meiner tätigen Mithilfe nie teilhaft geworden waren. Und denen ich einst Liebe schenken wollte, ohne die Kraft dazu gehabt zu haben, die überschüttete ich mit meinem Mitleid, das die Schwäche geboren hatte.

Ein neues Gefühl stieg heiß in mir empor: Ich, der Wohltäter. Wenn ich auf der Straße ein Kind sah, führte ich es

an der Hand auf den ſicheren Gehweg. Die kühn und laut daherrollenden Wagen fürchtete ich am meiſten; ich ſprach oft zu gänzlich fremden Leuten, die vor dem Wagen über die Straße wollten, ein freundliches Wort, damit ſie ſtehen bleiben und erſt nachher hinübergehen ſollten. Einem Burſchen, der auf einer ſonnigen Bank las, bedeutete ich, daß er ſeinen Augen ſchade. Er hat mich ganz dumm angeſchaut und dann gefragt, was mich das angehe? Die meiſten verkannten den Wohltäter in mir und wußten nicht, daß die gute Tat meinem Leben den einzigen Wert gab.

Das ging lange ſo. Schließlich wurde ich müde. Ganz weh tat mir alles. Mein Leben war ſo karg. Was ich nehmen wollte, floh, was ich geben konnte, wurde zurückgewieſen. Ich war alt geworden und hatte immer nur vom Schaume des Lebens genippt. Und ich wartete immer noch auf die Erfüllung. Das Schöne kommt erſt, dachte ich und arbeitete wie früher.

Bis heute. Nun ſchütteln die Leute ſchon die Köpfe über mich; ich weiß nicht warum. Ich waſche noch immer Platten und ſchreibe große Verzeichniſſe, aber viel leiſer als vor Jahren. Wenn ich nach Hauſe gehe, habe ich Watteballen in die Ohren geſtopft und da geht alles wie auf Gummi. Nicht das Leiſeſte höre ich da, ſo gut verſtehe ich Watte zu ſtopfen. In der Kammer, in der ich wohne, habe ich dicke Teppiche und Tücher auf dem Holzboden liegen, damit ſich der Schall abdämpfe. Wenn ich dann glaube, daß es recht ruhig iſt, ziehe ich langſam die Wattepfropfen heraus. Eine wunderbare Stille fließt da in mein Ohr; aber nicht lange wage ich ſo zu ſitzen. Ein Geräuſch könnte mich meuchlings überfallen.

An ſchönen Abenden, wenn die Sonne nur noch den Wipfel des Nußbaumes im Hofe begreift, da gehe ich in Filzpantoffeln in meiner Kammer auf und ab und freue mich, daß ich mich nicht höre. Dann ſtreichle ich mit meinen Fin-

gern den Tiſch, den weichen Diwan, die ſtille Lampe und höre nichts. Die laue Sonne drüben ſtreichelt auch ſo ſtill über die Blätter. Weiche Finger muß die Sonne haben. Behutſam öffne ich das Fenſter zu einem kleinen Spalt; dann horche ich ein Veilchen hinunter und hinüber nach der ſtillen Sonne. Ganz leiſe mache ich wieder zu.

Die Leute ſind ſo voll Rückſicht; keiner ſpricht mehr ein Wort, wenn er in meine Nähe kommt. Die Frau, die bei mir aufräumt, habe ich ſeit einem halben Jahr nicht mehr reden gehört. Oft ſteht ſie hinter mir, ohne daß ich ſie kommen gehört hätte. Ich winke freundlich mit der Hand und ſie nickt immer mit dem Kopfe. Ich wage es nicht, ſie anzuſprechen; vielleicht iſt ſie ſtumm, und ich will ihr nicht weh tun. Auf der Straße kennen mich alle; aber keiner ſpricht ein lautes Wort, wenn ich vorübergehe. Ich ſehe ſie bloß den Mund bewegen; ſie flüſtern wahrſcheinlich, was ich ja nicht hören kann. Die Kinder auf dem Spielplatz laufen wie früher, aber auch ſie haben aufgehört zu rufen und zu ſchreien; ich habe noch nie die Stimmen dieſer Kinder gehört. Wenn mich Leute grüßen, nehmen ſie ſtets nur den Hut ab und gehen raſch vorüber; auch ich nehme den Hut ab. Ich habe ſchon lange nichts mehr geſprochen; die Menſchen glaubten ſonſt vielleicht, ſie müßten zu mir reden. Die Wagen haben jetzt Gummireifen und Pferde Kautſchuk an den Füßen. Ich gehe immer zwiſchen lebenden Photographien.

Und ich freue mich alle Tage ſo ſehr, daß alles ſo leiſe iſt. Ich brauche jetzt keine Wattepfropfen mehr in den Ohren, ſeit die Welt ſo ruhig geworden iſt. Ich lebe von der Stille, die um mich aus den Dingen wächſt. Manchmal nur höre ich den Schrei wie ein weißes Licht in endloſer Ferne.

J. G. Oberkofler / Bibliſche Gedichte

Menſchwerdung

Sei meine Mutter und ich bin dein Kind
und eine Schale für dein reifes Leben.
Leih mir ein Antlitz, dich ans Licht zu heben,
denn deine Hand iſt im Empfangen blind:

So wirſt du Mutter — ahnend hingegeben.
Dem Dunkel, das in deine Adern rinnt,
bin ich die Sonne, die mit mir beginnt,
und deinen Leib will ich in mich verweben.

Der Schmerz des Werdens wird an mir geſchehn,
da von der Urwelt ich mich trennen muß,
um wie ein Baum in Nacht und Sturm zu ſtehn.

Du lebſt in mir von meinem Ueberfluß
und wirſt in meinem Schatten dich ergehn,
denn du wardſt mein in deines Engels Gruß.

Flucht nach Agypten

Die Wüſte bricht in junge Blumenſproſſen,
in ihrem Schoß iſt Leben aufgebahrt:
So hat mich meine Prieſterin bewahrt,
da ſich mein Schatten über ſie ergoſſen.

In dieſen Sphinxen iſt mein Hauch erſtarrt,
der tatenfroh aus Menſchenhand gefloſſen;
in dieſen Göttern bin ich eingeſchloſſen
wie eine Quelle, die des Spatens harrt.

Aus ihren Werken ward ich ihnen kund,
und aus der Wüſte kamen, die mich riefen,
und ihre Füße ſind vom Suchen wund —

Da ward es Nacht, und ihre Stimmen ſchliefen
wie große Worte ſtill in meinem Mund:
Nun rüttl' ich ſie aus meines Traumes Tiefen.

Das Gleichnis von den zehn Jungfrauen

Viele ſtehen vor verſchloſſnen Toren
und ſind gepeitſcht von ſcharfen Rutenzweigen;
ſie ſchreien nachts und krümmen ſich und ſchweigen,
denn ihre Lampen haben ſie verloren.

Sie aber wiſſen: Zu dem Hochzeitsreigen
ſind wenig Törichte nur auserkoren . . .
In rote Lenden zucken heiße Sporen,
daß Blut und Waſſer wie in Flammen ſteigen.

Nackte Arme fühlen in die Nacht
und biegen ſich an erzerglühten Gittern
und ſind bis in das Knochenmark entfacht.

Und blinde Augen fangen an zu zittern —
ſteil wie der Mittag iſt der Ruf erwacht:
Ihr dürft den Gott in eurem Schmerze wittern!

Ölberg

O laß den Kelch an mir vorübergehn
und laß mich ſegnend unter Sündern weilen;
ich will mit ihnen Brot und Waſſer teilen
und mit den Fraun an ſtillen Brunnen ſtehn.

Herr, du biſt grauſam! Deine Henker eilen,
mich unter Oelbaumzweigen zu erſpähn;
o laß an ihnen keinen Zorn geſchehn,
denn alle Wunden gabſt du mir zu heilen.

Ich will mein Haupt an kalte Steine lehnen,
du ſchlepp mich nicht auf deine ſtolzen Höhn,
denn meine Seele ſchreit nach Magdalenen.

Herr, du biſt ſchuld — wenn ſie mich wiederſehn
am dritten Tag — an heißen Frauentränen,
da du mich zwingſt als Richter aufzuſtehn —!

Gegenüberſtellung / von Carl Dallago

Die Abhandlung „Philiſtroſität, Realismus, Idealismus der Kunſt“ von Hermann Broch macht mich glauben, daß die neue Novelle von Thomas Mann „Der Tod in Venedig“ ein Kunſtwerk ſei. Es ſteht meiner Kritik an dieſem Schriftſteller in „Philiſter“ nicht entgegen. Der Platz „zwiſchen zwei üblen Philiſtern“, den ich ihm in meiner Schrift auf Grund ſeines Chamiſſo-Aufſatzes anwies, iſt noch keine Plazierung. Das ſagt ſchon meine Tonart, die im Ergebnis zu jenen beiden anderen ſich etwa ſo ſtellt: Wie kann Ihre Art es wagen, hier mitzureden! Zu dieſem: Wie können *Sie* hier ſo reden! Dort Unwille und Verweis einem wertloſen Mitreden; hier Unwille und Enttäuſchung gleichſam über ein Sichentwerten. Und darum auch meine Freude an der Abhandlung, die dartut, daß in Thomas Mann der Künſtler lebt. Denn wer nach Kunſt begehrt, muß immer erfreut ſein, in einem Werke einem Künſtler zu begegenen und nicht einem Philiſter ....

Die Abhandlung Brochs hat noch einen anderen Teil, der ſich eingehend mit der Kritik befaßt, die ich an Thomas Mann in „Philiſter“ übte. Denn der Novelle Manns iſt ein Kapitel eingeſchoben — ob bewußt gegen meine Kritik gerichtet oder aus unbewußtem Zuſammentreffen, iſt ungeſichert —, das als „Proteſt“ wirkt. „Der Vorwurf der Philiſtroſität wird zurückgewieſen, der Beweis für die Künſtlerſchaft ſoll erbracht werden“. Und nun ſtellt Broch den Ausführungen Manns, die durch Aſchenbach, die Hauptfigur, zum Ausdruck kommen, Ausſprüche aus meinem „Philiſter“ gegenüber und glaubt damit darzutun, daß das, was bei mir für den Philiſter, bei Mann für den Künſtler gilt. Das iſt aber gefehlt. Wenn zwei dasſelbe ſagen, iſt es noch lange nicht dasſelbe. An jeder Gegenüberſtellung ließe es ſich erweiſen. Ein Beiſpiel: „Der Philiſter Dallagos: ‚Er

will ſcheinen und darum nicht allein ſein. Wenn er nur nicht an ſich und die Dinge mit nutzloſem Denken heranzukommen braucht.' — Aſchenbach wirft das nutzloſe Denken über Bord: es führe zum Zynismus." — „Das nutzloſe Denken", das der Schaffende über Bord wirft, iſt nicht das nutzloſe Denken, das der Philiſter ſcheut. Ich habe dieſes Denken klar genug bezeichnet, als etwas, das den Menſchen zu ſich kommen läßt, das ihn demnach erſchließen hilft. Und das kann der Schaffende nicht entbehren.

Oder bei mir: „Der wahrhaft ſchöpferiſche Menſch aber gehört nicht mehr der Geſellſchaft an." Bei Mann: „Es war ihm innerlich gemäß und er lehnte nicht ab, als ein deutſcher Fürſt, ſoeben zum Throne gelangt, dem Dichter des ‚Friedrich' .... den perſönlichen Adel verlieh." Mit dieſem „Es war ihm innerlich gemäß" iſt vielleicht eine Halbheit gezeichnet. Dem ſchöpferiſchen Menſchen als ſolchen iſt eine Adelsverleihung innerlich weder gemäß noch ungemäß. „Sein inneres Menſchentum, die Quelle ſeines Schöpferiſchen, berührt es nicht": iſt in „Philiſter" geſagt und gerade das läßt hier auch bei mir das Verhalten Aſchenbachs für den Künſtler zu. Denn im Sichwehren gegen Adelsverleihung kann mehr Philiſtroſität liegen als im Sichnichtwehren. Man iſt den rein äußeren Vorgängen gegenüber williger, je weniger ſie einen berühren. Und den ſchöpferiſchen Menſchen berühren ſie eben wenig oder nicht mehr.

Weiters ſcheint mir ein aus ſeinem Zuſammenhang herausgeriſſener Satz dazu verwendet, um mir einen Denkfehler nachzuweiſen. Der zitierte Satz: „Wo das nicht zutrifft, iſt das ſchöpferiſche Element noch nicht reif oder ſtark genug, oder es iſt bereits angekränkelt und verdorben" folgt nämlich erſt dem Satze: „Freude und Schmerz des ſchöpferiſchen Menſchen, und mit ihnen ſein Tun und Laſſen, ſind den Händen der Geſellſchaft völlig entwunden" und erfährt da-

durch ſeine Einengung. (Sein „angekränkelt“ entſpricht auch nicht einem „krank-geſund“; vielmehr iſt auch von mir ſchon dieſes „krank-geſund“ als nichtsſagend in der Kunſt abgelehnt worden. Doch glaube ich nicht, daß man mit nichtsſagenden Sätzen etwas umwerfen kann.)

Darum befremdet es mich, wenn geſagt wird: „Der aufgezeigte, merkwürdig elementare, logiſche Fehler: Caſſius iſt kein Legionär. Alle Legionäre tragen Waffen. Folglich darf Caſſius keine Waffen tragen“. Ich vermag ſolchen Fehler nicht aufgezeigt zu finden. Innerhalb dieſes Beiſpiels wäre mein Denken ſicher ſo gegangen: Caſſius iſt kein Legionär. Caſſius darf keine Waffen tragen, falls nur Legionäre Waffen tragen dürfen. Aber ich wundre mich über dieſes Beiſpiel in meinem beſtimmten Falle, der beſagt: daß der ſchöpferiſche Menſch kein Philiſter iſt, weil das, was den Philiſter ausmacht, dem ſchöpferiſchen Menſchen fehlen muß. Damit iſt jedoch nicht geſagt, daß dem ſchöpferiſchen Menſchen Philiſtereigenſchaften fehlen, ſondern daß dieſe in ihm nicht dominierend, nicht ausfüllend umgehen. Denn erſt, daß in einem die Philiſtereigenſchaften das Dominierende, das Ausfüllende ſind, macht einen zum Philiſter. So geht die Wertung nicht mehr darauf aus, ob man dieſe Eigenſchaften hat oder nicht hat, ſondern darauf, *wie* man ſie hat. Dieſes Wie iſt es erſt, das einen Antagonismus zwiſchen Philiſter und ſchöpferiſchem Menſchen aufwirft. Und wieder iſt es, wie ſchon manchmal in wichtigſten Dingen, Karl Kraus, bei dem ich Verwandtes finde (und ſei es auch ganz anderswoher geholt). Was mir nämlich jenes entſcheidende Wie ins grellſte Licht ſtellt, iſt Kraus' Ausſpruch: „Der Künſtler hat außerhalb des Schaffens nur ſeine Nichtswürdigkeit zu erleben.“ (Wechſelt er auch als echter Aphorismus ſein Geſicht, je nachdem man ihn hält, ſo ſagt er hier doch genug aus, wie der Künſtler Philiſtereigenſchaften zu erleben hätte, falls welche an ihm da ſind.

Und daß der Philiſter hier nicht mittun könnte.) So ergibt ſich hier bei Fixierung des Künſtlers als eine Art Widerſpiel der Philiſter, wie ſich mir beim Fixieren des Philiſters der ſchöpferiſche Menſch als Gegenſtück einſtellte. Eine andere Scheidung zwiſchen Philiſter und ſchöpferiſchem Menſchen habe ich auch in „Philiſter“ nicht vorgenommen.

Bei Thomas Mann aber konſtatiere ich eine Umwandlung allem dem nach, was aus ſeinem neuen Werke in der Abhandlung Brochs zitiert wurde. Alles dies Zitierte deckt ſich nicht nur nicht mehr, ſondern iſt unvereinbar mit dem im Chamiſſoaufſatz Geſagten. Wenn in dieſem noch die bürgerliche Solidität zuſammen mit dem Gelde das ſei, was man zu verehren habe, ſo iſt es nun mit dem zum Meiſter Gewordenen ſo: „— — gewiß iſt, daß die ſchwermütig gewiſſenhafte Gründlichkeit des Jünglings Sicherheit bedeutet im Vergleich mit dem tiefen Entſchluſſe des *Meiſter gewordenen Mannes*, das Wiſſen zu leugnen, es abzulehnen, erhobenen Hauptes darüber hinwegzugehen, ſofern es den Willen, die Tat, das Gefühl und ſelbſt die Leidenſchaft im geringſten zu lähmen, zu entmutigen geeignet iſt.“ Das klingt ſogar meinen Aeußerungen vertraut: „Tatmenſchen ſind nicht Menſchen der Erkenntnis“; „Auch der der Künſtler iſt Tatmenſch“. Und ſteht der bürgerlichen Solidität entgegen, die auf Wiſſen fußt, und begegnet dem Weſen des Schöpferiſchen auch im meinem Sinne, indem es den zum Meiſter Gewordenen über alles Wiſſen — es bedeutet mir: auch über alles Feſtgelegte — hinweggehen läßt, ſofern es nur im geringſten von einer Regung des Willens, der Tat, des Gefühls oder ſelbſt der Leidenſchaft verlangt wird. Und ſo ſtellt, meines Erachtens, dieſes Dartun ſeinen Mann wieder auf den Boden, den der Autor des Chamiſſoaufſatzes verlaſſen hat — auf den Boden der Kunſt.

Was ich geſagt habe, mag wie Wehr ausſehen. Um nicht

Mißdeutungen aufkommen zu laſſen, muß man ſich manchmal eben auch gegen Beleuchtung wehren. Und gerade Gegenüberſtellungen ſind ſehr ſchwer ins richtige Licht zu ſetzen. Daß meine Urteile in „Philiſter“ nicht erſchöpfend ſind, gebe ich gern zu. Doch werden ſie ihre Dauer haben, und ein Urteil kann ſich nur durch ſeine Dauer als erſchöpfend erweiſen. Der Abſicht nach entläßt man die Bezeichnung „erſchöpfend“ um ſo eher, je mehr man Künſtler iſt. Man weiß, erſchöpfende Behandlung hängt nicht vom Einblick in die Dinge ab, ſondern vom Sichſelbſterſchließen, das erſt den Schlüſſel abgibt, die Dinge aufzutun. Und mit dieſem Sichſelbſterſchließen hat man ſein Leben lang zu tun, ohne damit fertig zu werden. Wie ſollte da Erſchöpfendes in der Behandlung der Dinge herauskommen! Dennoch: der große Schaffende gibt relativ Erſchöpfendes, weil nicht anzunehmen iſt, daß ſo bald ſich jemand findet, der ſich tiefer erſchloſſen hat. Freilich, wer wollte es wagen zu ſagen: er ſei großer Schaffender? Aber die Umwelt weiß es ebenfalls nicht. (So mag in beſchränktem Maße auch „Philiſter“ Erſchöpfendes geben. Nicht zuletzt im Aufzeigen, daß Philiſter und Geſellſchaft exiſtenzberechtigt und nicht von Uebel ſind, wo ſie aus einem abgeſchoben und auf ihren Platz geſtellt wurden. Alles auf ſeinen Platz zu ſtellen: darauf käme es auch hier an. Nur wo Philiſter und Geſellſchaft dominierend umgehen, entſtellen und verſtellen ſie mit ihrer Pſeudo-Realität die Realität des Seins und ſchädigen ſo den Menſchen.)

Ich habe nun noch in der Abhandlung Brochs eine Zumutung und eine Forderung abzulehnen, die, ſo ehrend ſie auch für mich ſein mögen, mir nicht zukommen. Ich kenne nämlich Kant zu mangelhaft, um ſein Denken bei meinem Denken zu berückſichtigen und für meinen ſchöpferiſchen Menſchen den Kant'ſchen Idealiſten vor Augen zu haben. Mein Denken geht nicht durch Kant, ſondern durch mein Gefühl:

das, glaube ich, hätte man mir nicht als Mangel anrechnen sollen. Denn daß es so ist, mag meine Stärke sein. Ich weiß: Wenn ich zu meinen Gedanken komme wie ein Baum zu seinem Astwerk, überbiete ich alle Logik.

Gern bescheide ich mich auch als Nicht-Kritiker und Nicht-Philosoph der Kant'schen Richtung nach. So erweist sich die Forderung, „der Künstler könne nicht Realist, müsse Kant'scher Idealist sein", wirklich nur als aus der Abhandlung Brochs hervorgegangen und nicht aus meiner „Abgrenzung", die auch keine Abgrenzung ist. Ich habe für den Kant'schen Idealisten zu wenig Verständnis übrig. Es wäre mir auch unmöglich, in Idealismus und Materialismus „die beiden großen Denkkategorien der Menschheit" zu erblicken, wie es in der Weiterentwicklung der Abhandlung der Verfasser tut. Auch die vielen Kreise, deren er bedarf zur Veranschaulichung seiner Kunsttheorien, sind mir nicht gemäß. Meiner Einfachheit ist das alles zu umständlich, meiner Einfältigkeit das alles zu vielfältig. Idealismus und Materialismus leite ich von Idee und Materie her, die mir zu kleine Teilschaften eines Ganzen scheinen, als daß ich ihnen so große Wichtigkeit beimessen könnte. Man gäbe damit nur Raum einer Realität des Scheins, empfände ich. Denn Teilschaften zu Ganzen aufbauschen verkehrt Sein in Schein. Und ich möchte nur der Realität des Seins erliegen.

Vor zwei Jahren bereits stellte ich in einer Besprechung den Satz auf: Der größte Mystiker wird zugleich der größte Realist sein; denn der Mystiker beginnt zu erleben: Das Reale hat kein Ende. — Meine Wahrnehmung ist vom Gehalt des Satzes immer mehr erfüllt. Nach seiner Richtung bewegt sich mein — wenn man will — unphilosophisches Denken und versucht alles unterzubringen. Es streicht jeden Ismus und läßt für den Künstler nur Realität übrig, die, wenn auch noch so verhangen, kein Ende nimmt. So

ſehe ich dieſer endloſen Realität des Seins die Pſeudo-Realität der Erſcheinung gegenüber. Sie wird Objekt, wohingegen im Subjekt das Sein iſt. Der Künſtler gibt aber nicht die Erſcheinung, ſondern ſein Erleben an der Erſcheinung, alſo das Sein des Subjektes gleichſam im Spiegel der Erſcheinung. Daher alle Kunſt Realität iſt. Daher jedes Kunſtwerk ſoviel Wirklichkeit offenbart, als in ſeinem Schöpfer beim Schaffen des Werkes erſchloſſen iſt. Daher ein Menſch in allem Schaffen nur der Bildner ſeines Lebens und Erlebens iſt, wenn er Künſtler iſt. Denn es iſt ſo — ich wiederhole — daß dieſer an den Dingen ſich ſelber immer wieder Gegenſtand ſeines Erlebens wird. Wie ſollte er ſonſt auch Leben und Erleben erfahren wollen? — (Und es ließe ſich denken, daß ein ſolcher Künſtler im vorgerückten Meiſterſtadium alles über ſich ergehen laſſen könnte, daß er ſich tragen könnte wie andere, mitmachen könnte wie andere, daß er werden könnte wie die ihn umgebende Welt. Und er bliebe doch er. Doch der wäre nicht mehr er, der ſo bei der Welt wäre.)

Wenn ich weiter befliſſen bin, das Bild zuende zu führen, das im aufgegriffenen Falle in mir iſt, muß ich ſagen: Ich ſehe alles in allem nur e i n e n Kreis. Da geht alles hinein: Philiſter, Wiſſen, Kunſt, Philoſophie, Myſtik. Zu Anfang iſt alles wie an der Peripherie ſich bewegend, die zugleich das Aeußerlichſte und Faßbarſte iſt. Doch bald kleben nur mehr Philiſter und Wiſſen dauernd an dieſer Oberfläche. Das andere ſtrebt nach innen vorwärts mit der Entwicklung. Und alles Reale gerät ſo im Vorwärtsdringen immer mehr in Verhangenheit, ſo daß es ganz myſtiſch wird. Und ſeltſam, der gerade und kürzeſte Weg, der überall von der Peripherie-Oberfläche zum Mittelpunkt vorſtrebt, ſcheint der krummſte, ſo endelos iſt er; er erreicht nie den Mittelpunkt. Aber er ließ auch die Peripherie immer mehr zurückbleiben. So ſchwankend zwiſchen Grenzen, die immer ferner rücken,

und einem Zielpunkt, der nicht auffindbar ist, verrinnt der Lebensstrom des Seins. In den Grenzen der Erscheinung findet dieser Lebensstrom Gestaltung in der Kunst. Es besagt: daß Kunst nicht das Höchste ist. (Hier treffe ich wieder mit der Abhandlung Brochs zusammen, die in der dritten Phase der Kunst einen „Uebergang zur Mystik und zur Philosophie der Passivität" sieht und an Schopenhauer anknüpfend dieses Wegführen von der Kunst sehr schön als eine Vertiefung des Menschen nimmt.) Und so wäre vielleicht dort das Höchste: Wo dieser Lebensstrom des Seins, abseits aller Grenzen der Erscheinung, zerfließend nach der Richtung des unauffindbaren Mittelpunktes, wie aufgesogen von einer verhangenen Gesetzlichkeit, gelebt wird. Dann wäre dieser Lebensstrom des Seins selber Gestaltungsstoff gleichsam in der Hand des Unauffindbaren, das als Gestalter auftritt. Es würde bedeuten: Völlige Ueberwindung der Kunst durch eine Realität, die größer ist als die Kunst. Und ich glaube, daß etwas zutiefst in mir zuweilen danach ausblickt.

Tod und Liebe / von Hugo Neugebauer

Wär ich gewiß der frohen Wiederkehr
des goldnen Lebens, lächelnd wollt ich sterben
und meine Träume all dem Tod vertraun,
daß er der hohen Liebe sie bewahre.

Jedoch der Nacht, der also tief verschwiegnen,
daß sie das Heimgegebne ganz vergißt,
trat ich mit leisem Grauen vor die Stirne.

Denn tief im Herzen, wo's am herzlichsten
erfühlt des Lebens mächtige Bedeutung,
wo mir der Liebe frühstes Lied erklang,
wohnt noch die Angst vor ewigem Verstummen.

Meine Einſamkeit redet /
von Carl Dallago

Große feierliche Stille. Vom fernen Bergdorf her ab und zu ein dunkler Ton von Glocken. Das Geſauſe der Stille in den Bäumen. Es iſt wie ein andächtiges Aufhorchen der Baumſeelen. Dazwiſchen verlorenes Herdengeläute, ſonderbar wunſchlos und friedlich vom friedvollen Weideleben der Tierſeele Kunde gebend. Tief ins Unendliche wölbt ſich der Himmel. Die Einſamkeit richtet ſich auf und dehnt ſich weit, weit aus — meine Einſamkeit, und ſie iſt voller Stimmen.

Ich höre ſie reden von einer ſeligen Scham des Gebens wie bei braven, ehrlichen Bräuten; ich höre ſie davon reden wie von einer großen männlichen Tugend.

Ich höre ſie weiter ſagen: Stärke iſt Milde, Größe iſt Milde, Reichtum iſt Milde. Ich halte Zwieſprache mit ihr und finde mich in den Ausſprüchen wieder, die ich hier feſthalte.

*

Der offene Menſch als Charakter iſt allen anderen überlegen, vorausgeſetzt, daß er auch reich und tief iſt. An ſeinen Handlungen geht nichts verloren; ſie ſetzen alle voll ein, geradeaus losſteuernd. Es entfällt aller Umweg, alle Zwiſchenträgerei. Dadurch kommt jede Tat voller zu ihren Wirkungen, zu ihren Folgen.

*

Der niederſte wie der höchſte Menſch iſt Egoiſt; aber es liegt eine Welt von Beweggründen, Erkenntniſſen und Wirkungen zwiſchen ihnen.

*

Die höchſte Blüte des Lebens, die die Einſetzung aller Leiblichkeit erfordert, um ſie als Letztes wieder auszuſchalten: die Unabhängigkeit der Seele.

*

Ich ſchaue alle geſunde Kultur, ja jede Kultur, die etwas taugen ſoll, als: den Menſchen der Natur und die Natur dem Menſchen eröffnen.

*

Jeder Menſch wird eigentlich erſt Menſch, wenn die Natur in ihm bewußt zu Worte kommt, — groß, wenn die Landſchaft in ihm ſich auszubreiten beginnt.

*

Eine Wunſch-Perſpektive für Künſtler: Nehmt meine kleinen Sorgen von mir, damit ich meinem großen Leide nachgehen kann!

*

Hoher Mut: Fliegen ſo weit es geht. Sein Leben darauf anlegen, die Kraft zu ſtählen: die Kraft der tragenden Schwingen.

*

Hohe Freundſchaft: Von ſeinesgleichen verlangen, imſtande zu ſein, ſein Lebensſchifflein durch Dick und Dünn zu ſteuern, um Klippen und Sandbänke, durch Sturm und tote See und über verborgene Riffe hinweg: — daran noch Freude zu finden und alles zu überwinden.

*

Weiter Ausblick: Jeſus, der Neuerer, der Abtrünnige einer jüdiſchen Hierarchie gegenüber. Seine Lehre verſtehen lernen, herausgewachſen aus dem Willen zur Natur und dem Willen zur Wahrheit. Letzterer kein asketiſches Ideal, ſondern ein ſinnliches, ein künſtleriſches; denn die Wahrheit iſt ein Frauenzimmer, was Nietzſche erſt wieder entdecken mußte, und was gewiß kein Scherz iſt. —

Man denke ſich die Lehre Jeſu als Verjüngung der Empfindung. Einfache, natürlich reine Geſinnung, endlos erhaben durch die Diſtanz der Auffaſſung der Widerwärtig-

keiten des Lebens; zugleich Geringschätzung für die bestehende Menscheneinwertung. Von da aus zu verstehen seine Hoheit im Leiden.

*

Der Same des Christentums ging keineswegs im Judentum auf, sondern vielmehr auf dem Boden der völlig verdorbenen Ueberreste einer heidnischen Kultur. Hier einsetzend, ersteht der Gedanke: Vielleicht bedeutete das Christentum ursprünglich nichts anderes als eine Art Unabhängigkeit der Seele, die die Last und Ohnmacht der Götter in den Sand trat? —

*

Der Begriff Sünde ist vielleicht erst die erste Unreinheit. Ein völlig reiner Mensch — eine reine Seele — müßte dem Begriff Sünde in allen Geschlechtsdingen völlig verständnislos gegenüberstehen. Ein völlig natürlicher Mensch im Geschlechtsleben dürfte wüste Phantasien und Begierden am wenigsten kennen. Aber man bedenke, was das heißt: ein völlig natürlicher Mensch im Geschlechtsleben bei der heutigen Verlogenheit in dieser Hinsicht, bei der grenzenlosen Unnatur im Herkommen, bei den widernatürlichen und gewissenlosen Schranken, die von Krämerseelen erfunden wurden, von Menschen höchster innerlicher Verarmung!

*

Meiner Einsamkeit scheint Nietzsche ein Baum, der seine Kräfte übermäßig ausdehnt, der nur empor will; nicht empor, um zu herrschen — nur empor, um zu schauen, so weit zu schauen, wie noch keiner geschaut hat. Dabei vernachlässigte er sein Erdreich. Und so wurde er plötzlich entwurzelt.

*

Ich denke an das Erlauchte hoher Künstlerschaft. Ich sehe den Grund darin, daß jeder ganze Künstler erst Ueberwinder sein muß, bevor er Künstler wird.

*

Alle Berechnung in der Kunst rächt sich: Dies ist im Wesen der Berechnung begründet wie im Wesen der Kunst. Berechnung bedeutet ein Einsetzen für die Zukunft. Wie ist es aber möglich, sich selber völlig einzusetzen, wie es die Kunst doch verlangt, wenn bereits eine Wirkung für die Zukunft vorweg genommen ist? — In der Kunst wird alle Berechnung Verlogenheit.

*

Die herrschenden vorlauten kleinen „Verständer", wie sie das öffentliche Leben tagtäglich aufwirft, haben ihre große unfreiwillige Verwendung und Nutzbarkeit als Dünger des Genies.

*

Jedes ganze Kunstwerk erweist sich als Kultur der Natur, das ist: als zu voller Kraft und Blüte gedrängte Natur.

*

Ich möchte für das Dichterische Seele im Gehalt als bestimmend setzen, für das Künstlerische Seele in der Form.

*

Alle Kunst ist Weltflucht, und alle Weltflucht bedeutet Schwäche; vielleicht ist aber diese Schwäche nur Kraft von höherer Feinheit.

*

Künstlerschaft: Die Reife der Ausgeglichenheit der Seele über etwas ausgießen, dem eine Ausgeglichenheit des Schauens vorangehen muß.

*

Man sollte einsehen lernen, daß alle Kunst demselben Stamme entspringt, und dieser Stamm ist geläutertes, frei gewordenes Menschentum, das sich zur Aeußerung, zur Darstellung verdichtet, sei es nun in Wort, Ton oder Bild.

*

Im „Pflügen“ von Segantini trägt das wolkenloſe Blau des Himmels die Schwermut der Unendlichkeit zur Schau. Das Sichniederſenken dieſes Blaus um die verſchneiten Gipfel läßt erſt vor uns erſtehen den gigantiſchen Trotz eines ſtolzen und harten Glückes. — Dies macht die künſtleriſche Schwere des Bildes aus.

*

Der Naturalismus erweiſt ſich als Gegenſatz von Idealismus, und beide bedeuten einen Mangel. Dem Naturalismus iſt alle Höhe und Weite verwehrt, da ſein Wahrnehmen nur das Wahrnehmen der Sinne iſt, und nicht auch das der Seele, das die Sinne eigentlich nur zu bedienen haben ſollten. Dem Idealismus mangelt die ſinnliche Kraft für Erdenfähigkeit; ſeine Höhe und Weite bedeuten etwas Losgeriſſenes, da ihm der Zuſammenhang mit den Sinnen abgeht, mit dem ſinnlichen Treiben und Blühen.

*

Aller Nationalismus, der etwas taugt, verliert ſein oberflächliches Ausſehen, vor allem ſeine Farbe; er wird Bodenſtändigkeit. Um zu ihm zu bringen, verlangt es ein Schürfen in die Tiefe.

*

Der franzöſiſche Philoſoph Hyppolite Taine wählte bei der Prüfung, um ſich für Philoſophie zu habilitieren, den Satz, „daß jeder in dem Maße tugendhaft ſei, in dem er ſeine Eigenart betätige“. Ich möchte dies dahin ausgedehnt wiſſen: Seiner ſich einmal bewußt gewordenen Eigenart zu leben, iſt die einzige Rechtfertigung dieſes Lebens.

*

Das Kleine erlernt man, das Große liegt im Empfinden. Dies gilt auch mit Rückſchluß: Alles, was man erlernen kann, iſt klein; zum Großen reift man heran, wächſt man ſich aus.

*

Es gibt keine Beſchämung unter Freunden, es ſei denn, daß man recht behält.

*

Immer ſind es Enttäuſchungen, die uns vorwärts bringen, die uns uns ſelber erſt zuführen!

*

Lieben, nicht: geliebt werden, macht *unſer* Glück aus! Das Letztere iſt uns untergeordnet und hat für unſer Ohr einen krämerhaften Tonfall. Höchſtens, wo wir *ſehr* lieben, ſtreben wir auch danach, geliebt zu werden. Aber ſtets trachten wir mehr zu geben als zu nehmen. Uns klingt herrlich und vorbildlich Goethes Wort: „Wenn ich dich liebe, was geht es dich an?“

*

Weg zum Glück: Tapfer das Unglück nicht ſcheuen. Zum Glück gehört vor allem Mut. — „Hinweg mit dir, du ſelige Stunde! Mit dir kam mir eine Seligkeit wider Willen! Willig zu meinem tiefſten Schmerze ſtehe ich hier!“ Alſo ſprach Zarathuſtra. „Und er wartete auf ſein Unglück die ganze Nacht; aber er wartete umſonſt. Die Nacht blieb hell und ſtill, und das Glück ſelber kam ihm immer näher und näher.“

*

Entſagung, Verzicht: nur in den ſeltenſten Fällen eine höhere Handlung — eine *klügere* zumeiſt. Gewöhnlich liegt ihr Bequemlichkeit, Feigheit oder ähnliches zugrunde, jedenfalls Kraftmangel.

*

Das Erlöſungsbedürfnis: eine Schande für den frei geborenen geſunden Menſchen. Es hat als Vorausſetzung: die Natur als Feſſel, als Ketten, als Laſt zu empfinden. — Wie ſchimpflich iſt das alles! —

*

Gottgefühl: Dieſes innere Verwachſenſein mit der Natur, mit der Landſchaft. Das Empfinden: ſie hält dich, ſie erhält dich, das etwas wie ein Gefühl der Allmacht, der Unſterblichkeit, der Unvergänglichkeit in dir aufkommen läßt.

*

Weiblichkeit iſt wehrhaft aus Inſtinkt ihrem heißeſten Begehr gegenüber, vielleicht um des höchſten Glückes ihres *Unterliegens* inniger, tiefer teilhaftig zu werden, darin erſt ihre unendliche Willigkeit, ihr Eigenſtes und Innerſtes Platz greifen kann.

*

Der Pöbel läßt ſich nicht züchten im Sinne eines Wachstums, ſondern nur einſchränken. Für ihn muß es Gebote und Verbote geben, weil er ohne Recht iſt aus Mangel an Empfinden. Er bedeutet das Tier ohne Freiheit; durch Freiheit würde er ſofort zum Untier. Hier begreift ſich erſt das Wort: der Freie — als der Edle, der ſich Rechte gebiert und Rechte nimmt. Von ſolchem Geſichtspunkte aus werte man alles Tun der Liebe und ſehe ſich zugleich um, wo der Pöbel beginnt. Ich vermute, daß die eifrigſten Stützen und Träger der Konvention allzuviel des Pöbelhaften in ſich haben. Nur ſo erklärt ſich ihre Unduldſamkeit, die verdorbener und abgeſtorbener Natur gleichkommt. Denn alle urſprüngliche Natur will Wachstum.

*

O wie macht erſt die Kunſt uns das Leben lebenswert in einer Zeit, die mit Vorſchriften, Geſetzen und Satzung gleichſam gepflaſtert iſt, die die Atmung des Menſchen gleichſam unter Paragraphen ſtellt! Pfui des Getriebes! — Das macht uns die Kunſt erſt groß: *daß es da keine Ordnungsknechtſchaft gibt*, keinen Monarchen und keinen Pöbel, ſondern lauter Adelige und Freie, denen alle

Not einzig Gebot wird wie in der Natur, denen höchste Not höchste Kraft ist, höchstes Gebot. — So geschaut: wo bleiben da aber die Künstler?

*

Menschen mit großen Irrtümern, sofern sie ganze Menschen sind, sind auch groß noch in ihren Irrtümern. Die Rechtschaffenheit und Stärke ihrer Seele kommt darin ebenso zum Ausdruck wie in ihren Vorzügen.

*

Die stillen und gütigen Menschen großen Stils sind die tiefsten Herrschernaturen. Denn Stille ist bei ihnen Tiefe und Güte ist bei ihnen Tiefe. Der Wille zur Macht ist ihnen abhanden gekommen aus Machtgefühl, das sie als Glücksgefühl beständig mit sich herum tragen. Solche Menschen als Männer werden zumeist von den Weibern verkannt, die dann ihre Machtgelüste an ihnen zu befriedigen suchen, weil sie sich zu wenig beherrscht, weil sie sich dem Peitschenbereiche völlig entzogen fühlen. Sie verstehen eben nicht, daß es Herrschernaturen gibt, die allem lauten und ersichtlichen Herrschen abhold sind, die gleichsam nur durch Stille und Güte herrschen wollen, und büßen es dann schwer. Denn was bedeutet einem echten Weibe selbst die Peitsche gegen innere Entfremdung?

*

Ich treibe der Furchtlosigkeit zu; von allem Mut verblieb mir nichts mehr als der Freimut. — Wer furchtlos ist, hat das Mutigsein verlernt.

*

Wer den Sieg in sich trägt, erfreut sich des fremden Reizes der Niederlagen. — — —

*

Und indem ich weiter der Einſamkeit lauſche, fühle ich immer mehr Aufmunterung in mich einſtrömen. Aufmunterung, die mich Dinge lehrt, die mich immer weiter vom Markte entfernen, — Dinge, die mir ſelber oft ſonderbar vorkommen, wenn ich ſie mir wiederhole: — Immer mehr alle Schranken und Hürden durchbrechen, immer mehr über das fortſchreiten, was einem lieb und wert iſt und Freude macht, ſobald es der Selbſtentfaltung hinderlich wird. Kein Leid ſcheuen und keinen Freundesverluſt! Immer mehr in Einſamkeit kommen, zu einer Art Wüſteneinöde, und trotzdem immer Lichter um ſich fühlen und Seligkeit und Entzücken, bis ſich die Seele gleichſam auflöſt in Dankbarkeit zur Stunde wie in höchſtem Gebet! —

Es iſt inzwiſchen Abend geworden. Die Schatten liegen ſchräg und überſchlank auf den Wieſenhängen. Herdenläuten von der Waldhütte her. Hirt und Herde ſchlendern der gelben Bedachung zu. Die hellen Tiere ſchimmern durch die ſonnendurchflutete Waldung. Ich erhebe mich und lenke meine Schritte talwärts dem Dorfe zu. Mir entgegen ſingen die Aveglocken. Neben mir her, hart und ſieghaft wie eine Mahnung der Einſamkeit, die mit dem grenzenloſen Raum vertraut iſt, ſchreitet mein Empfinden und ſagt mir noch: Nur *der* kann Menſchen führen, der Menſchen entbehren kann.

Aus „Geläute der Landſchaft“ (1906)

gez. von Max v. Esterle)

Ludwig von Hörmann

Briefe aus der Abgeschiedenheit

I

(Tempo, Zeit und Stellungslosigkeit. Furcht vor dem Tode und Wert des Lebens)

Mein lieber Herr von Ficker, ich bin noch immer stellungslos. Wollen Sie aber nicht glauben, daß ich Ihnen nur schreibe, weil die viele Freizeit doch irgendwie vertrieben werden muß. Im Grunde drängt es mich gar nicht so sehr, sie loszuwerden. Mai presto! heißt es jetzt bei mir, nur ja nicht eilen, und wenn mir schon einmal, versehentlich, ein Tag zu schnell davonläuft, so trauere ich ihm zwar keineswegs nach, lege aber gleich dem nächsten einen Hemmschuh an und sorge überhaupt auf jede Weise für ein geruhsames Tempo.

Wer Zeit haben will, der muß sich Zeit lassen. Das sieht man in den Bergen ganz von selber ein, vorausgesetzt, daß man ein wenig Anlage dazu hat. Ohne das geht es nicht, denn die Sache ist durchaus nicht leicht. Denkt man daran, wie heftig schon das Kind in der Wiege von Zeitlang geplagt wird, wie es immerfort Unterhaltung haben will und wie es, wenn diese ausbleibt, gleichsam vor dem Stillstand der Zeit erschrickt und mit aller Kraft des Schreiens sich dagegen wehrt, bis es zuguterletzt ermattet in seine Kissen zurücksinkt und in den Schlaf, der es über die Leere der Stunden hinwegträgt; sieht man weiterhin, wie das heranwachsende Kind, dem als himmlischer Schutz gegen die Länge der Tage die Gabe des Spiels verliehen ist, sobald seine spielschöpferische Phantasie erlahmt oder wenn ihm die Spielkameraden fehlen, die unbegreiflichsten Dinge verübt, um nur die Zeit auszufüllen; und besinnt man sich dann gerecht und ohne Selbstüberhebung darauf, wieviel mehr wirklichen Grund der erwachsene Mensch hat, den Sphinxaugen der Zeit und ihren schrecklichen Fragen auszuweichen, da ihn doch in jedem Augenblick der Rast alle Schuld, die er begangen hat, alles Leid, das ihm widerfahren ist und alle Furcht, die er vor der ungewissen Zukunft hat, im Geiste überfällt, oder, selbst wenn ihn davor Gedankenlosigkeit rettet, er durch ebendieselbe in den Zustand eines bedrückenden Nichts hineingerät; da der erwachsene Mensch auch besorgen muß, in den kurzen

Momenten, wo ihn die Kümmernis des Lebens nicht im Zaum hält, seine schlechtesten Triebe frei werden, fesselos ausbrechen und schließlich die ruhige Zeit nur zu Untaten nützen zu sehen; überlegt man sich all' das, und auch die furchtbaren Gefahren, denen jeder Mensch ausgesetzt ist und die zu allen Sekundenschlägen seines Lebens auf ihn lauern, ganz besonders aber dann, wenn er glaubt Zeit zu haben, wenn er nicht gerade am Karren der Pflicht zieht und wenn er sich abseits ein wenig verschnaufen will von der Mühsal und Misere; überlegt man sich das nur ein einziges Mal im Ernst: so versteht man auch mit einem Male die allgemeine Angst vor der Zeit, die angeborene Furcht mit ihr allein zu sein, und die Beflissenheit sie totzuschlagen; so begreift man auch das Wesen aller Zerstreuungen, von den Taufschmausen über die Hochzeiten bis zu den umständlichen und lang hinausgezogenen Leichenfeiern; so betrachtet man selbst den männerverblödenden, frauenverödenden Sport nicht ohne Teilnahme; so läßt man schamhaft die am Sonntag Betrunkenen an sich vorbeiziehen, so lernt man den Wein als ein wirkliches Geschenk Gottes dankbar preisen und legt, wenn er etwa lacrimae Christi heißt, den geziemenden Sinn hinein; so zögert man, wo Menschen richtig froh sind, keinen Augenblick, sich wenigstens in Gedanken mitzufreuen, wenn anders es einem nicht gegeben ist, die Zeit in ihrer Gesellschaft hinzubringen; so wird man sogar alle die schmählichen Surrogate der Freude, alle die zahllosen Verzerrtheiten, die sich fälschlich Lustbarkeiten nennen, als armselige Versuche, der Zeit Herr zu werden, mit Rührung und Schmerz, aber ohne fertiges Verdammungsurteil mit ansehen; so wird man sich ein Vaterunser auch für jene Selbstmörder nicht lange überlegen, die, wie ihr Nachruf sagt, „trotz glücklichster materieller Verhältnisse" sich aus Langeweile getötet haben, indem sie vorzogen, in den Tod hineinzuspringen statt in den allezeit offenen Rachen der Zeit, dessen Durst sie doch nie zu stillen vermocht hätten; so gönnt man es von Herzen allen Wahnsinnigen, wenn sie, von ihrem Wahn beseelt, leichter durch die langen Jahre der Nacht hinträumen, und wird für diejenigen unter ihnen, welche den Jammer des täglichen Lebens auch im Irrenhaus nicht losgeworden sind, sondern ihn, in der grauenhaften Steigerung des Verfolgungswahnes oder der Tobsucht, noch weiter schleppen müssen, einen ruhi-

gen und schnellen Tod erflehen; so wird man endlich auch voll tiefen Grames der Qual der Schlaflosigkeit gedenken, die wen immer sie heimsucht im eigentlichsten Sinne auf die Folter der Zeit spannt, bis er halbtot aber unerlöst daliegt, und die ihn durch seine überwachen Nächte wie durch die Flammen eines Fegfeuers, in dem er ein Gutteil seiner Sünden schon auf Erden büßt, mit grausamer Bedächtigkeit schleift: ja, der Schlaflose leidet am meisten durch die Zeit. —

Was übrigens meine Stellungslosigkeit betrifft, so ist sie, wie ich Ihnen zu meinem Leidwesen mitteilen muß, neuerdings durch ein Schreiben des Berliner Auswärtigen Amtes verstärkt worden. Dieses hat mein Gesuch abgelehnt, so gut es auch stilisiert war: ich hatte als Einleitung den mir von Georg Trakl verfaßten, auch Ihnen sattsam bekannten, Inseratentext benützt: Dr. phil., 28 Jahre alt, katholisch, verheiratet, des Französischen in Wort und Schrift vollkommen mächtig, auch des Italienischen und Englischen einigermaßen kundig u. s. w. Aber es war alles vergebens. Das Auswärtige Amt hat mich davon verständigt, daß Bewerber für den mittleren Konsulatsdienst die Gerichtsschreiberprüfung abgelegt haben müssen. Es besteht kein Grund, dem Amt zu grollen: Ordnung muß sein und die Ablehnung beweist mehr Verständnis für den Grundgedanken des reichsdeutschen Gemeinwesens als mein Ansuchen. Ich habe einmal eine Statistik gelesen, wonach jeder zwölfte Deutsche gerichtlich abgestraft ist; da könnte man es sogar billigen, wenn der Einfachheit halber von jedem Deutschen die Ablegung der Gerichtsschreiberprüfung verlangt würde. — Freilich hilft mir diese verspätete Erkenntnis nicht über die Tatsache hinweg, daß ich noch immer nichts bin, wie sich das Volk in solchen Fällen ausdrückt. Und dabei empfähle es sich meiner Ansicht nach selbst für besser gestellte Schriftsteller, eine Stellung innezuhaben. Sie werden mir zugeben, daß es keine entehrendere, ja tödlichere Bezeichnung gibt als die eines Berufsschriftstellers. Wo sie angewandt wird, handelt es sich übrigens allemal nur um Literaten; und das ist umso unnötiger, als es doch gerade für Literaten Stellungen in Hülle und Fülle gibt, allerdings wieder nur literarische; eine solche würde ich zwar nicht annehmen können, aber was zwingt einen Literaten, von derartigen Stellungen abzusehen, um sich dafür als Berufsschriftsteller zu bezeichnen?

Das verstehe wer kann. Für meinen Teil will ich noch eine Weile zuwarten; aber eher versuche ich alles, bevor ich mich Schriftsteller heiße. —

Ach, lieber Freund, ich nehme das Leben wahrhaftig ernst. Aber glauben Sie mir: niemals könnte ich es so wichtig nehmen, wie die Mehrzahl der Menschen tut. Das Leben ist gewiß kein Scherz (wenigstens für mich nicht); aber ist es deshalb eine Betriebswerkstätte? Wohin ich nämlich schaue, überall die gleiche Betriebsamkeit, die gleiche Wichtigtuerei; „allerorten herrscht regstes Leben und es entfaltet sich munterstes Treiben". Pfui Teufel!

Ich denke oft darüber nach, warum das die Leute so machen. Mir scheint, sie nehmen das Leben so wichtig, um nicht an den Tod denken zu müssen. Denn dieser scheint ihnen von allem das Schwerste zu sein und sie lassen sich daher in jeder Weise von dem Gedanken an ihn ablenken. Statt umgekehrt, wie billig wäre: denn wenn sie den Tod für so schwer halten, sollten sie doch möglichst oft an ihn denken, sich mit seiner Macht vertraut machen, damit sie, zu welcher Zeit er sie auch treffe, immer auf ihn gerüstet seien.

Oh welche Größe hat sich ehedem aus sterbenden Menschen kundgetan! — Wie würdig sterben noch heute unsere Bauern, nach einem in so enger Rechtschaffenheit verbrachten Leben, ohne Klage und nur mit Sorgfalt darauf bedacht, das Zeitliche, aus dem sie fortgehen, geregelt zu hinterlassen! Und welches erhabene Beispiel ist uns neulich von jenem Nogi gekommen, der die Eil- und Leichtfertigkeit, mit der sich sein Volk verzivilisiert, mißtrauischen Auges mitangesehen, nach einem ältesten Gebrauch zurückgegriffen, und dem Volk so gezeigt hat, aus welcher überlieferten Größe heraus Port Arthur erobert worden ist! Wie vollends hat sich, und einem Heiligen gleich, Leo Tolstoi vollendet! —

Aber wozu brauche ich das Ihnen zu sagen, lieber Freund, der Sie gewiß in diesem Punkt eines Sinnes mit mir sein werden. Ich erinnere mich noch, daß neulich, kurz vor meiner Abreise, bei Ihnen über den Wert des einzelnen Menschenlebens gesprochen wurde; und, daß es nur ganz wenige Menschen gegeben hat, deren Mission sich heute noch als bedeutungsvoll genug erweist, um, auf ihre Mission hin, die Unverletzlichkeit des Lebens dieser Wenigen für notwendig erachten zu dürfen; wohingegen, im Allgemeinen, das Leben

des Einzelnen erst seinen wahrhaften Wert erhält durch die höhere Bestimmung, der es untergeordnet ist, in die es einmündet, und für die es, gegebenen Falles, hingeopfert wird.

Man ist versucht, an Napoleon zu denken; viele behaupten, er habe kein Recht gehabt, die ungezählten Tausende in den Tod zu führen, die, zum weitaus größeren Teil, so gern für ihn in den Tod gegangen sind. Freilich verbleibt ein kleinerer Teil, aus jenen bestehend, die es nicht gern getan haben. Und dann muß man hier auch alle miteinbeziehen, die gegen seine Armeen geführt worden sind, und, im Kampf gegen ihn, ungern den Tod erlitten haben. Das sind, alles in allem, jedenfalls auch ungezählte Tausende von Menschenleben.

Denen also, die gern für ihren Kaiser zu Feld gezogen und, wo nötig, gern für ihn gefallen sind, kann nur Felonie nachsagen, sie seien unglückliche Opfer eines unseligen Tyrannen gewesen; sie würden sich wohl im Grabe umdrehen, wenn sie eine solche Herabsetzung ihres Todes mitanhören müßten. Was im Uebrigen die mögliche Unseligkeit der Person des Tyrannen anlangt, so bin ich, für mich, überzeugt, daß sie hier nichts zur Sache tut. Denn nur ein Ungläubiger kann sich vorstellen, daß der nämliche Gott zwar keinen Spatzen vom Dach, aber viele hunderttausend Menschen wider seinen Willen auf dem Schlachtfeld fallen läßt. Das gibt es nicht. In irgend einer Weise muß dieser Tyrann eine göttliche Sendung in sich, und aus sich heraus in die Welt, getragen haben; denn die Menschen sterben sonst nicht leicht zu Tausenden für einen Einzelnen.

Es verbleiben freilich immer noch die vielen Tausende, die sehr schwer und ungern für und gegen Napoleon gefallen sind. Sie werden aber nicht glauben, lieber Freund, daß ich mir etwa, in Bezug auf diese, die platte, echt englisch-arithmetische Ansicht des Herbert Spencer zu eigen mache, die da aus einer seiner Bemerkungen spricht (wörtlich weiß ich sie nicht mehr): Was redet man immer von den Opfern der französischen Revolution. In der Revolution sind etwa achtzehntausend Menschen getötet worden, in den napoleonischen Kriegen insgesamt über eine Million. — Wie wahr sieht das aus und wie falsch ist es doch! Das kommt davon, daß hier die Opfer der Guillotine und des Schlachtfeldes

rein numerisch verglichen sind; während man sie höchstens moralisch zu einander vergleichen könnte: indem diese Million gefallene Soldaten eher durch ihren Tod dargetan haben, daß sie dem Geist der ermordeten Achtzehntausend verwandt waren, aber nicht dem ihrer Mörder.

Indes verbleiben immer noch die vielen Tausende, die in die Napoleonischen Kriege gegen ihren Willen geführt und sehr ungern darin gefallen sind. Diese vielen Tausende verbleiben überdies in jedem Krieg, aus allen früheren Zeiten, heute, und in alle Zukunft. — Uns steht nicht zu, aus den Worten, mit denen Friedrich der Große ein zurückweichendes Regiment an seine Ehre erinnerte und anrief: „Ihr Kerle, wollt ihr denn ewig leben!“ — eine Sentenz zu ziehen: denn solche Zeiten wie die seine, solche Führer wie er, waren von einer Stärke der inneren Gewißheit über den Wert des einzelnen Menschenlebens (und was ihm Wert geben kann) getragen, die unserer Gegenwart ferner ist als die zwei Jahrhunderte, die sie zeitlich davon trennen. Damals fragte man: wodurch erhält das Menschenleben Wert, und zögerte nicht, im Tod des Kriegers eine Werterhöhung seines Lebens zu sehen. Heute fragt man: wieviel ist das einzelne Leben wert (was schon beinahe so klingt wie „quanto costa?“), darf es durch Kriege auf's Spiel gesetzt werden, darf man überhaupt noch Kriege führen? Und die Frage, welches das menschlichere Ende eines Menschen sei, scheint dermalen einseitig zu Gunsten des Bettes beantwortet zu werden.

Das Problem: ob es ein Recht gebe, Menschen in Krieg und Tod zu führen, kann, wie alle Menschheits-Probleme, nur durch die Tat entschieden werden. Wenn jetzt wirklich der Krieg von einem verfeinerten Bewußtsein, von dem freilich im Uebrigen derzeit noch nichts, aber schon gar nichts zu verspüren ist, als Mord empfunden wird, so werden die Träger solcher Empfindungen, wenn diese echt und stark sind, damit eines Tages so sicher durchdringen wie noch alles Echte durchgedrungen ist. Das wird sich also zeigen. Und soweit ich davon entfernt bin, zu einem Krieg mithetzen zu wollen, so unerschütterlich und felsenfest bin ich überzeugt, daß die Heere, die ihn, wenn er kommt, austragen, menschenwürdig sich erweisen werden. Denn was der Soldat tut, kommt nicht aus dem Willen zu Gewalttat

und Gewalttätigkeit; und der Mut des Soldaten entspringt nicht der Mordwut, sondern vielmehr der Unterordnung, der Demut, welche die christlichste aller christlichen Eigenschaften ist. Tolstoi mit einigen anderen ausnehmend (denn was hätten diese mit der Allerweltsfriedensmoral zu schaffen!) glaube ich, daß die neue Moral einstweilen auf der ganz gewöhnlichen Angst beruht, diese jedoch durchaus nicht etwa auf der Feigheit der Völker oder auf ihrem Abscheu vor dem Krieg, sondern einzig und allein auf der Börse, von der aus man jetzt beginnt, die Völker regieren zu wollen. Die innere Sittlichkeit des Krieges wird erst dann aufhören, wenn der Krieg von der Börse beschlossen oder verhindert werden wird. (Aber auch dann noch natürlich werden Soldaten Gott wohlgefälliger sein als Börsenleute).

Wehe, wenn einmal der Thron selbst sich zur Börse bekennt! denn damit wird auch er dem Kurswert unterworfen sein, und wahrlich, dann wird er eine dauernde Baisse erleben. Natürlich: um „wirtschaftlicher Werte" willen — verflucht seien die Geschichtsschreiber, die das menschliche Geschehen nur auf wirtschaftliche Bewegungen zurückführen! — um „wirtschaftlicher Werte" willen kann man keine Treue, keine Stabilität verlangen. Die Wirtschaftssachen sind eben zu unsicher dafür. (In der Wirtschaft ist der Wirt der Herr, der ist kein Monarch und darf für das Gebotene zwar Bargeld, aber keine Treue verlangen).

Darum meine ich: wenn man heute „Deutschlands gefährdete wirtschaftliche Interessen in Syrien oder Armenien" zum Feldgeschrei eines Krieges erheben wollte, so dürfte man damit eine gehörige Blamage erleben; denn mit solchen Interessen, und wären sie hundertmal größer als sie sind, lockt man keinen Hund hinterm Ofen vor; und der Soldat, der unter dieser Parole kämpft, der tut es nur, weil er brav und gehorsam ist, aber ohne Begeisterung und nicht der schäbigen Parole zuliebe. — Eine kapitalistische Welt wird zur Not eine Polizei in Treue fest halten können (aber auch nur solange, bis einer kommt, der sie besser bezahlt), mit Soldaten jedoch wird es schwer halten. Versteht sich: man kann unter dem Zeichen des Kreuzes und, wie die Weltgeschichte zeigt, wohl auch unter dem des Halbmondes sterben und siegen; aber wenn in den Wolken das goldene Kalb auftaucht, werden die Krieger sagen: das

kennen wir, larifari ſchaſtiquaſti, das iſt Zivil, man ſollte es lieber abſtechen.

Mit einem Wort: ich meine, daß das Leben des einzelnen Menſchen dann einen unantaſtbaren Wert darſtellen wird, wenn es keine höheren Werte, in die es einmünden könnte, mehr geben wird; alſo dann, wenn die Welt einmal nur mehr von der Börſe aus regiert wird. Denn von da ab treten höhere Werte, aus Ekel, ganz von ſelber außer Kurs; von da ab wird die ganze Welt den Tod eines einzigen braven Soldaten nicht mehr wert ſein; von da ab wird der Krieg auch ein Mord ſein — wenn er nicht etwa dazu geführt würde, die Welt der Börſe wieder umzurennen und lieber das abſolute Chaos an die Stelle ſolcher Werte zu ſetzen.

Ja, lieber Freund, wir leben in einer Zeit, wo es vonnöten iſt, ſich die einfachſten Dinge (die ſich jahrhundertelang von ſelbſt verſtanden haben) zu Bewußtſein und Verſtändnis zu bringen, auf die Gefahr hin, dem Spotte zu verfallen. Dies iſt nämlich gerade der Mut, den wir vor unſerer Zeit haben müſſen: ihr Grinſen über uns mit Gelaſſenheit zu ertragen. Mag alſo der eine darüber mit den Augen zwinkern, daß die Fehler unſeres Lebens nicht mit dem, was wir für gut und recht halten, zu vereinen ſeien; ein anderer darüber, daß auch die Menſchen, die wir verehren, Fehler in ihrem Leben begangen haben; ein dritter mag beſpötteln, daß ſelbſt Inſtitutionen, die wir hochhalten, auf eine niedrige Weiſe vertreten werden; ein vierter mag über ein Viertes witzeln, ein fünfter wieder über anderes, und ſo jeder nach ſeiner Art! — was verſchlägt das! Ce qui importe, ſagt Carnot, ce ne sont point les personnes, mais les choses. Auch an uns liegt nichts. Und der Ernſt unſerer Sache allein kann uns für die Unzulänglichkeit und Fehlerhaftigkeit unſerer Perſon entſchädigen.

Was aber unſere Sache anlangt, ſo brauchen wir uns ihretwegen gar nicht um das Grinſen der Zeit zu bekümmern. Wozu denn auch! Die Zeit wird nämlich jederzeit von Karl Kraus erledigt. Wir hüten uns, ihm dreinzupfuſchen. Wir wollen lieber, hinter ihm her, die Welt bebauen, die er — wie ich neulich geſagt habe — vom Schutt gereinigt hat. Und wenn wir da, in gewiſſem Sinne, auch

manchmal ernten, was er gesät hat, so bieten wir ihm dafür doch auch manche gutgewachsene Feldfrucht dar . . .

Wir also wollen uns in dieser Richtung nicht sonderlich bekümmern. Allerdings wird es sich herausstellen, daß wir dem Leben der Zeit nicht recht zugewandt sind. Aber sagen Sie selbst: was hülfe es etwa mir, mein Angesicht dieser Zeit und ihrem Leben zuzuwenden? Mein Geist würde sich abwenden, wie überhaupt der Geist sich vielfach von dem abwendet, was dem sogenannten Leben zu heftig zugewandt ist. Nicht wahr, gerade darum tut sich Berlin so hart mit der Kunst, wogegen es wundervolle Aborte hat. Suum cuique! sage ich da. Uebrigens ist ja dortselbst auch die Döberitzer Heerstraße nicht zu verachten: sie führt die Soldaten aus Berlin hinaus, bis nach Paris, wenn dazu Befehl kommt; zurückgebliebenes Zivil besetzt die Aborte.

Genug von Berlin! Sagen Sie Gläubigern wie Gläubigen, ich schlafe noch immer postlagernd . . .

Ihr

Karl Borromäus Heinrich

Druckfehler-Berichtigung

Der Aufsatz „Vom Wort und den Symbolen" von Franz Baumgartner in Heft 8 enthält eine Anzahl sinnstörender Druckfehler, die im folgenden berichtigt seien. Es muß heißen:

S. 325, Z. 3 v. o.: Die Zahl derer (statt „der")
S. 326, Z. 14 v. u.: mit dem Tönen (statt „den")
S. 331, Z. 14 v. o.: um sich später daran ... zu erinnern (statt „dann")
S. 337, Z. 2 v. o.: und das Beben (statt „Leben")
S. 338, Z. 5 v. u.: Eines sieht nach mir (statt „sucht")
S. 339, Z. 3 v. o.: Gedenkens (statt „Gedankens")
S. 340, Z. 11 v. o.: das ich ausgoß (statt „ist")
S. 341, Z. 12 v. u.: sehen und greifen (statt „preisen")

Weiters muß auf S. 339 Zeile 4 v. u. lauten: „Das alles hab ich hundertfach durchlebt. In ihm finde ich mich zurecht", während die an dieser Stelle fälschlich eingehobene Korrekturzeile als letzte dieser Seite zu gelten hat.

In der Abhandlung „Philistrosität, Realismus, Idealismus der Kunst" von Hermann Broch (Heft 9) muß es auf S. 414, Z. 5 v. o. statt „dämonisch, Scherzo" richtig „dämonisches Scherzo" heißen.

In den nächsten Tagen erscheinen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine
Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

Bestellungen
durch jede Buchhandlung
oder direkt beim Verlag

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 368/369 (60 Heller.):

Glossen / Notizen / Verbrecherische Irreführung der Neuen Freien Presse oder Störung ernster Männer in der Erfüllung schwerer Berufspflicht

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

Karl Borromäus Heinrich

KARL ASENKOFER
Geschichte einer Jugend

*

KARL ASENKOFERS FLUCHT UND ZUFLUCHT
Erzählung

*

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN
Roman

ALBERT LANGEN VERLAG MÜNCHEN

THE UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ

This book is due on the last **HOUR** stamped below.

30*m*-1,'69(J5643s8)2374—3A,1